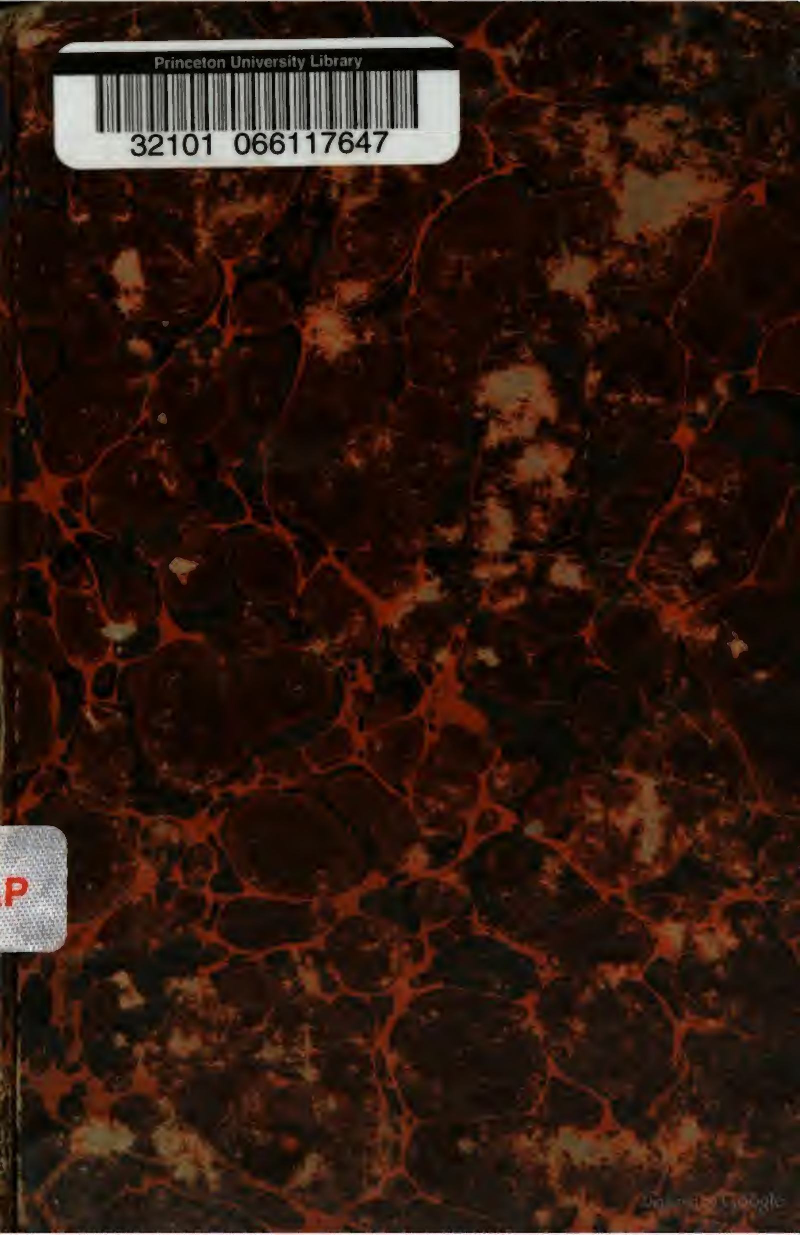
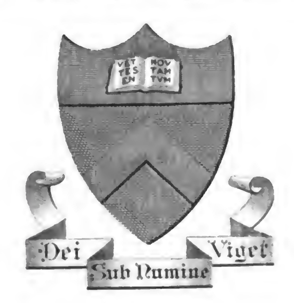
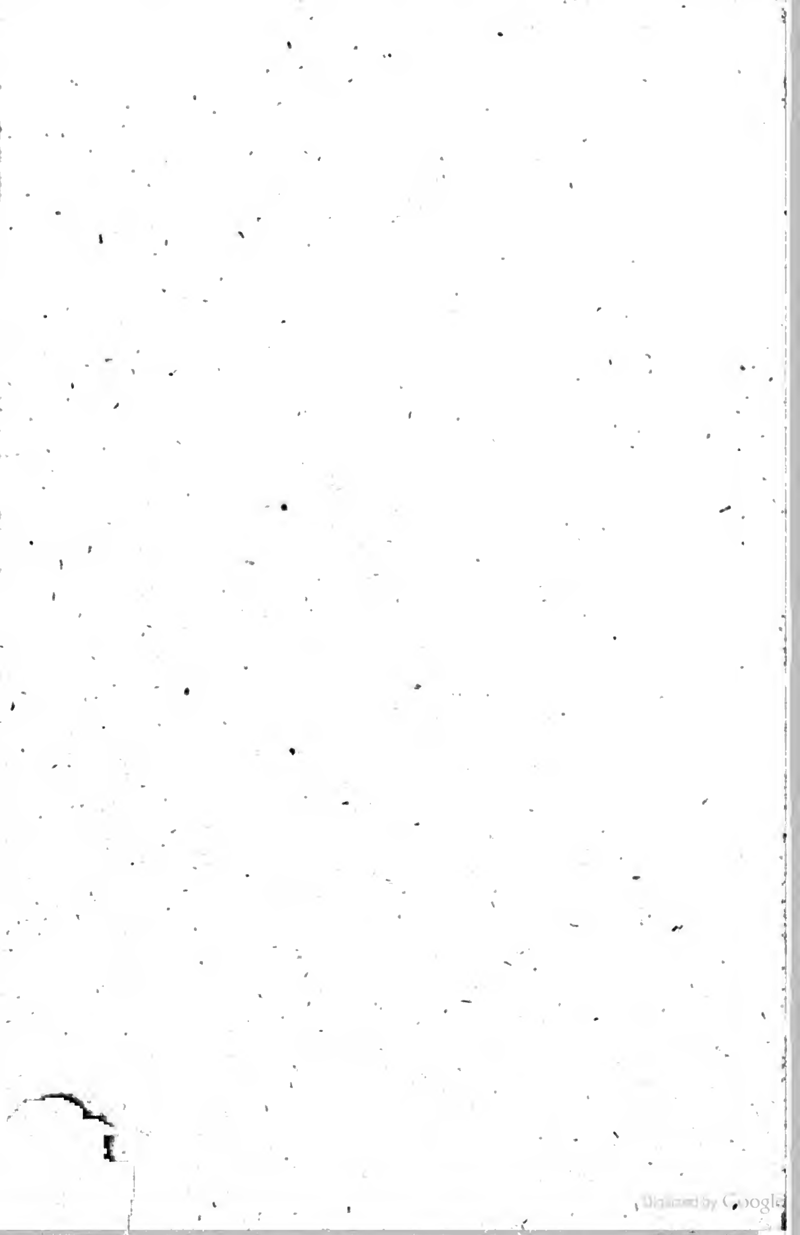

Princeton University Library
32101 066117647


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget

4.

v. L. D. Schilling



Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.



„Wie alle Blüthe Frucht muss geben,
Sey's auch die kleinste nur,
Nur Samen für ein frisches Leben,
So fruchtet auf des Geistes Flur
Gedank' und Bild zu weit'rer Spur."

1836.
Berlin und Königsberg in der Neumark.
Vereins-Buchhandlung.





Passionslied

wie es die Pifferari (herumziehenden Musikanten) in Rom während der Fastenzeit sehr rührend singen.

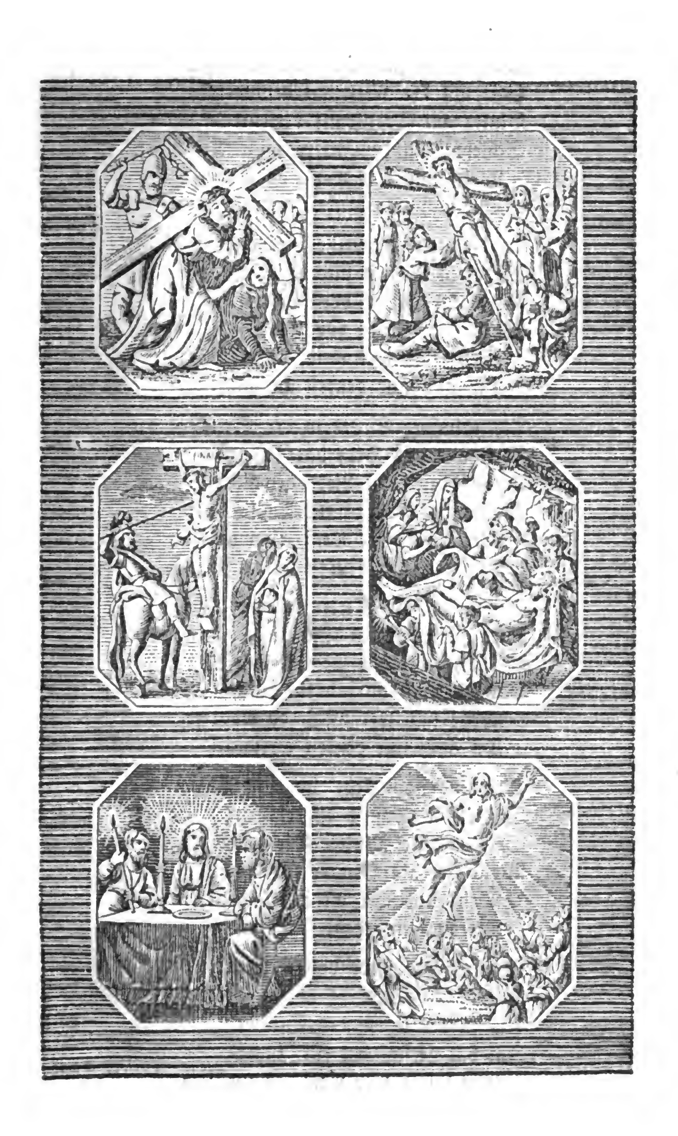
(Aus dem Italienischen.)

In jener letzten der Nächte,
Da ich am Oelberg gebetet,
War ich von Blutschweiß geröthet,
Goß ihn in Strömen für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Laß es die Engel Dir sagen,
Wie viele Streiche und Wunden,
An eine Säule gebunden,
Schweigend ich litte für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Da ich als König verspottet,
Schmerzlich mit Dornen gekrönet,
Angespien ward und verhöhnet,
Dacht' ich nur immer an Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!





Schmählich zum Tode verdammet,
Hart mit der Kreuzlast beschweret,
Blutig am Dornkranz versehret,
Schleppt' ich zum Berg mich für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Ach! an das Kreuzholz geheftet,
Nägel in Armen und Beinen,
In einem Meere von Peinen
Wollte ich sterben für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Als grimmer Speer in der Seite
Weit mir das Herz hat gespalten,
Quoll draus mit Liebesgewalten
Wasser des Lebens für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Schau all' die Striemen und Wunden,
Siehe nun, ob ich Dich liebe,
Wenn mir kein Blutströpflein bliebe,
Das ich nicht hingab für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Sterbend noch fleht' ich zum Vater
Dir Deine Schuld zu erlassen;
Selbst meine Mutter Dir lassen
Wollt' ich als Mutter für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

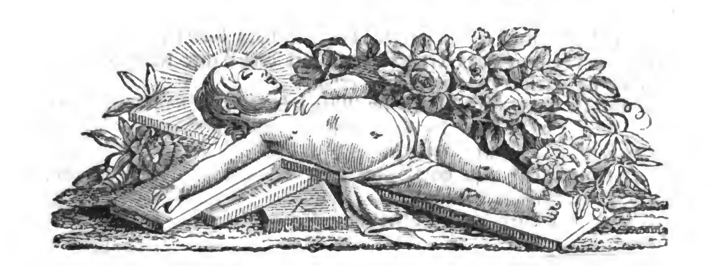
Himmel und Erde voll Schrecken
Haben den Schmerz mit empfunden,
Als in der letzten der Stunden
Ich bin verschieden für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Was blieb zu thun mir noch übrig,
Wenn ich aus Lieb' ohne Schranken
Selber mich gab ohne Wanken,
Ganz mich dahingab für Dich?
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Ward Dir Genosse und Bruder,
Da mich Maria gebare;
Täglich noch auf dem Altare
Werd' ich auch Speise für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Wenn ich zum Lös'geld am Kreuze
Für Deine Schuld mich gegeben,
Will ich im ewigen Leben
Selber der Lohn seyn für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!

Dacht' ich im Sterben noch Deiner,
Werd' ich im Himmel nicht minder,
Herrschend als Weltüberwinder,
Immer noch denken an Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkest an mich!



Ueber den Mond.

Der Mond, das einzige unter allen Gestirnen, welches wirklich um unsre Erde läuft, steht derselben zugleich so nahe, daß wir schon mit unbewaffnetem Auge auf ihm hellere und dunklere Theile, so wie mancherlei Ungleichheiten wahrnehmen, was bei keinem andern Weltkörper gelingt. Er verdient daher, wenn wir uns überhaupt einen Begriff von der Beschaffenheit fremder Weltkörper machen wollen, vor allen andern unsre Beachtung, die ihm auch schon von den ältesten Zeiten an, nur freilich in sehr verschiedener Weise, zu Theil geworden ist.

Der Mond läuft in 27 Tagen 7¾ Stunden um die Erde, und in derselben Zeit dreht er sich auch um sich selbst. Er würde also, wenn sein Umlauf ganz gleichförmig wäre, und die Erde im Mittelpunkte seiner Bahn stände, dieser immer genau dieselbe Seite zuwenden. Nun ist zwar keins von beiden der Fall, aber doch sind die Verschiedenheiten seiner Bewegung nicht so groß, um uns die andre Seite zu zeigen; nur wenig davon sieht man zuweilen am äußersten Rande, wobei zugleich die Flecken auf der Scheibe des Mondes etwas verschoben erscheinen. Man nennt dies die Schwankung (Libration) der Mondkugel. *)

Die bereits dem bloßen Auge sichtbaren Veränderungen der Mondsgestalt, sein Zu- und Abnehmen, so wie die Finsternisse des Mondes und der Sonne, haben sämmtlich ihren Grund in der veränderlichen Stellung des Mondes zur Erde und zur Sonne, wonach die uns zugewendete Seite bald ganz dunkel (Neumond) bald ganz hell (Vollmond) bald nur zum Theil erhellt (zu- oder abnehmender Mond) sich zeigt. Doch kann auch der dunkle Theil unter günstigen Umständen sichtbar werden; besonders im Frühlinge bald nach dem Neumond und im Herbste kurz vor demselben, wenn der erleuchtete Theil nur eine schmale Sichel bildet. Alsdann wird der Mond von der Erde beleuchtet und dies Erdlicht veranlaßt den schwachen aschgrauen Schimmer, den wir noch bemerken. Es versteht sich übrigens, daß die Erde nur mit dem Lichte leuchten kann, welches sie selbst von der Sonne erhält.

Da die Erde nicht genau im Mittelpunkte der Mondbahn steht, so ist auch der Abstand desselben nicht zu allen Zeiten gleich. Er ist wenigstens 48000 und höchstens 55000 Meilen von uns entfernt; man müßte also den Durchmesser der Erde 30 Mal nehmen, um an den Mond zu reichen.

So ungeheuer diese Entfernung scheint, so ist sie doch nur

*) Ueber diese Verhältnisse wird vielleicht in der Folge ausführlicher gesprochen und das Allgemeinste des Mondlaufes verdeutlicht werden. Eine ganz vollständige Uebersicht der Ursachen und des Zusammenhanges sämmtlicher Bestimmungen des Mondlaufes ist nur bei der gründlichsten Kenntniß der höhern Mathematik möglich, und bietet selbst dann noch so ungeheure Schwierigkeiten, daß sie wohl immer nur das Eigenthum sehr weniger Menschen seyn wird.

eine Kleinigkeit gegen die Entfernung der übrigen Himmelskörper. Selbst die Planeten Mars und Venus, wenn sie uns am nächsten kommen, stehen noch über 100 Mal weiter, und die Sonne über 400 Mal weiter von uns entfernt. Deshalb erscheint er auch weit größer als alle übrigen, die Sonne ausgenommen, obgleich er in der Wirklichkeit kleiner ist als die meisten andern, namentlich viel kleiner als die Erde. Sein Umfang beträgt 1470 Meilen, also nicht viel über ein Viertel des Erdumfanges, und seine ganze Oberfläche ist noch nicht so groß als Asien allein.

Da er, wie oben gesagt, sich selbst um seine Axe dreht, ferner um die Erde, und endlich mit dieser selbst um die Sonne läuft, so hat er eigentlich eine dreifache Bewegung. Die letztere machen wir selbst mit, wir bemerken sie also auch am Monde nicht unmittelbar. Die zweite ist deutlich daran zu bemerken, daß er in jeder folgenden Nacht bei andern Sternen steht, auch später auf- und untergeht. Was wir von der erstern bemerken, ist bereits oben erwähnt.

Das Umdrehen um die eigne Axe bewirkt bei allen erleuchteten Weltkörpern, also auch beim Monde, Tag und Nacht; der Umlauf um die Sonne die Jahrszeiten, welche letztern an Dauer denen der Erde nahe gleich sind. Aber während in den meisten Gegenden der Erde Sommer und Winter so sehr unterschieden sind, daß sie die ganze Lebensweise der Bewohner ändern und die Pflanzen- wie die Thierwelt eine durchaus verschiedene Gestalt annimmt, so wird auf dem Monde dieser Unterschied kaum zu spüren seyn. Die Richtung seiner Umdrehung und die Richtung seines Laufs um die Sonne sind so nahe dieselben, daß es den Astronomen viel Mühe gemacht hat, den kleinen Unterschied beider herauszubringen, und sie fanden, daß er 16 Mal geringer ist, als bei unsrer Erde. *) Die Sonne steht also dort, bis auf eine Kleinigkeit, die kaum zu bemerken ist, alle Tage gleich hoch, und diese Tage sind ziemlich alle gleich lang. Es ist leicht einzusehen, daß wir unter solchen Umständen von den Jahrszeiten wenig wissen würden und daß weder unsre Beschäftigungen, noch unsre Kleidung, unsre Lebensmittel und dergleichen deshalb eine Veränderung erfahren würden.

Dagegen würde es uns höchst auffallen, wenn der Tag $354\frac{1}{2}$ Stunden, und die Nacht eben so lange dauerte. Wir haben allerdings von solchen Tagen und Nächten auf der Erde schon Beispiele; aber nur in Gegenden, wo kaum noch Menschen wohnen, und es ist aus Beschreibungen bekannt, wie kalt dort die Winternacht, und wie warm dagegen in Vergleich mit dieser der lange Tag ist. Doch läßt dies immer keine rechte Vergleichung zu, denn diese Tage und Nächte treffen nur sehr wenige Gegenden unsrer Erde, auch tritt

*) So daß dort die Wendekreise, statt 47 Grad wie bei uns, kaum 3 Grad auseinander stehen, und die Polarkreise nicht $23\frac{1}{2}$ Grad, nur $1\frac{1}{2}$ Grad von den Polen entfernt sind.

dies jährlich nur einmal ein; alle übrigen Tage und Nächte wechseln wie bei uns, innerhalb 24 Stunden; während auf dem ganzen Monde dieser Wechsel immer erst nach 708¾ Stunden erfolgt, welches genau die Zeit von einem Vollmonde zum andern ist.

Dazu kommt noch, daß, nach zahlreichen und übereinstimmenden Beobachtungen, der Mond nirgend Meere, Seen und Flüsse zeigt (denn daß die grauen Flecke keine Meere sind, zeigt das Fernrohr deutlich), daß man nie Wolken oder Nebel auf ihm bemerkt, während man doch Gegenstände, die kaum eine halbe Viertelmeile lang sind, schon auf ihm wahrnehmen kann, und daß er auch überhaupt gar keine oder doch nur eine höchst dünne Luft zu haben scheint; vielmal dünner, als sie auf den höchsten Berggipfeln der Erde, wo der Mensch nicht mehr Athem holen kann und umkehren muß, gefunden wird.

Die so oft aufgeworfene Frage: ob der Mond von Menschen bewohnt sey, kann schon hier aufs bestimmteste mit Nein beantwortet werden. Ein Körperbau wie der unsrige müßte dort auf der Stelle zu Grunde gehen. Auch nicht unsre Thiere, auch nicht unsre Pflanzen, wenigstens so weit sie der Luft und des Wassers aus derselben bedürfen, haben wir dort zu suchen.

Damit wird aber gar nicht in Abrede gestellt, daß der Mond ein Wohnplatz für lebende Geschöpfe sey; wie wir denn nicht nur vom Monde, sondern von allen, auch den entferntesten Weltkörpern mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß sie solche Wohnplätze entweder sind oder doch die Bestimmung haben dies zu werden, und gewiß ist der Körperbau und das Naturell eines jeden Geschöpfes den eigenthümlichen Verhältnissen seines Wohnorts angemessen. Es wird uns freilich schwer, uns Geschöpfe vorzustellen, die unter solchen Umständen sich wohl befinden können, noch schwerer als es dem Neger werden mag, sich Menschen vorzustellen, umgeben von ewigem Eise; allein die unendliche Mannichfaltigkeit der Schöpfung richtet sich auch gar nicht nach unsern beschränkten Vorstellungen.

Unsre Kenntniß des Mondes (Selenographie) ist zwar in vieler Beziehung unsrer Erdkunde (Geographie) ähnlich, aber doch von ihr wesentlich darin unterschieden, daß letztere vom Einzelnen und Besondern anfängt und so allmählich zum Ganzen und Allgemeinen fortschreitet; erstere aber den umgekehrten Weg einzuschlagen genöthigt ist. Die alten Völker hatten den Mond im Ganzen vor Augen wie wir, und ließen es nicht an Meinungen über denselben fehlen; doch seine einzelnen Theile genau zu betrachten, fehlten ihnen die Mittel, und sie mußten sich damit begnügen, hellere und dunklere Stellen zu unterscheiden, die man dann bald für feurige und erdige Theile, bald für Licht und Finsterniß, bald für Land und Wasser ansah, welche letztere Meinung auch noch die Oberhand behielt, als Galiläi, Kepler und Hevel den Mond schon mit Fernröhren betrachtet und letzterer ihn, so gut es gehen wollte, abgezeichnet

hatte. Daher benennen wir noch jetzt die größern dunkelgrauen Theile mit dem Namen **Mare** (Meer), **Sinus** (Meerbusen) und dergleichen, obwohl wir längst überzeugt sind, daß in diesen Stellen keine Wasserbedeckung statt finde.

Die Farbe dieser dunklern Flächentheile ist übrigens keineswegs bei allen dieselbe, und eben so zeigen auch die helleren bedeutende Verschiedenheiten ihres Glanzes. Der Vollmond ist die beste Zeit, diese Unterschiede wahrzunehmen. Man findet dunkelgraue, lichtgraue, grünliche, grünlich-weiße, bräunliche und dergleichen Flächen, doch sind selbst die dunkelsten noch viel heller als die wirklichen Schatten, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Man kann deshalb nicht einfach zwischen hell und dunkel unterscheiden, sondern muß in genauen Darstellungen verschiedne Grade annehmen. Diese Darstellung wird um so schwieriger als selbst in derselben Fläche die Farbe sich mehrfach ändert. Einige erscheinen wie marmorirt, durch andre ziehen lichte Streifen, oft 2 bis 3 Meilen breit, oft sehr schmal und kaum unterscheidbar. Auch sind die wenigsten deutlich begrenzt. Oft glaubt man beim ersten Anblick eine Nebelwolke zu sehen, so unbestimmt und verwaschen zeigt sich ihr Rand.

Wir können über die Natur dieser Flächen nur das Eine mit Gewißheit sagen, daß es Theile des Mondbodens sind, die das Licht schwächer als andre zurückwerfen. Auch die Erde würde, aus der Ferne gesehen, Sandflächen heller als Wiesen, und diese wiederum heller als Tannenwälder erscheinen lassen, man würde, besonders an den zu Tage liegenden Gebirgsarten, die Farbe unterscheiden; besonders aber würde man im Winter einen ganz andern Anblick als im Sommer haben. Einen solchen nach Jahreszeiten verschiednen Anblick zeigt nun der Mond nicht, wahrscheinlich weil dort diese Jahrszeiten überhaupt ganz unmerklich sind.

Uebrigens erzeugt nicht etwa das Sonnenlicht allein diese Verschiedenheiten. Man bemerkt dieselbe Gestalt der Flecke bei totalen Mondfinsternissen, ja selbst in dem matten Erdscheine, der die Nacht des Mondes erleuchtet.

Man sieht diese Flecke (wie fast alles, was das bloße Auge schon zeigt) in mäßigen Vergrößerungen des Fernrohrs besser als im sehr starken, und im Vollmonde, so wie überhaupt in den Stellen, die weit von der jedesmaligen Lichtgrenze liegen, besser als unter andern Umständen.

Aber das Merkwürdigste der Mondfläche, wodurch sie sich von der Erdoberfläche fast völlig unterscheidet, und jeden Beschauer desselben beim ersten Blick durchs Fernrohr in Erstaunen setzt, ist die unzählbare Menge der aller Orten zerstreuten Ringgebirge. Man stelle sich eine runde Grube vor; die Erde aus ihr rings herum aufgehäuft, flach ansteigend von außen, schroff abstürzend nach innen, so hat man im Allgemeinen ein Bild des Ringgebirgs. Eine solche Grube wird voll Schatten seyn, bis die Sonne ziemlich hoch steht; dies sieht man auch ganz deutlich auf dem Monde, ja man

bemerkt auch wohl den nach außen fallenden Schatten, und kann, durch Messung und Berechnung beider, die Höhen und Tiefen bestimmen. Es giebt einige die den Schatten nicht eher ganz verlieren, bis die Sonne über ihnen so hoch steht wie in unsern Gegenden im Sommer zu Mittage. Sie finden sich in allen Größen von 30 Meilen Durchmesser bis zu 2000 Fuß, und dies ist gewiß noch nicht das Kleinste, denn je bessere Ferngläser man anwendet, desto mehr und desto kleinere Krater (womit man diese Formen verglichen hat) werden aufgefunden, und schwer ist zu entscheiden ob der Himmel mehr Sterne oder der Mond mehr Ringgebirge hat. In sehr vielen Gegenden hat zwischen ihnen nichts mehr Platz gefunden. ja noch mehr, sie liegen in und selbst auf einander, d. h. auf dem Walle oder am Abhange eines größern liegt ein kleineres. Sie sind nicht immer kreisförmig, sondern auch länglich, oder es fehlt ein Stück des Bogens, oder eine schmale Oeffnung geht wie ein Thor hinein. Manche sind mehrfach, d. h. es läuft von außen oder von innen ein zweiter und dritter Wall neben dem Hauptwalle. Von sehr vielen gehen kleine Höhenzüge aus, welche sie auch wohl mit andern Kratern verbinden; und von einigen der größern ziehen breite helle Streifen weit über die Mondfläche nach allen Seiten hin. Oft steht auf dem untersten Grunde ein rundlicher oder spitzer Berg, der aber niemals so hoch ist, als der Wall des Ringgebirges selbst, und häufig nur schwer erkannt werden kann. Einige der größern haben ganze Bergketten und Berghaufen in ihrem Innern, zuweilen zeigt sich dieses wie eine aufgetriebene Blase. Man findet auch in einigen Gegenden bloße Löcher ohne Wall, und diese haben wohl 3 bis 4 Meilen im Durchmesser. Die kleinern Ringgebirge sind oft wie eine Perlenschnur zu 6, 8, 10 in einer Linie aneinandergereiht. Die Tiefe ist oft, besonders im Verhältniß zum Durchmesser, ganz ungeheuer, und grade die kleinern sind häufig tiefer als die größern. Eine Viertelmeile (senkrecht gemessen) ist eine ganz gewöhnliche Tiefe. Ueber eine halbe Meile tief mögen auf der uns zugewandten Seite etwa 50 sich finden; ein einziger nahe am Südpole scheint eine Meile furchtbar schroff hinabzustürzen. Doch fehlt es auch nicht an solchen, die bei 6 bis 8 Meilen Durchmesser nur 200 bis 300 Fuß tief sind und deshalb bei aller Größe doch nur mit Mühe aufgefunden werden können.

Der Wall hat zwar bei einigen Ringgebirgen ganz gleiche Höhe, bei den meisten aber ist er mit zahlreichen Gipfeln gekrönt. Wenn die Sonne nur erst diese Gipfel beleuchtet und rings herum alles noch in Nacht liegt, so erscheinen diese Ringgebirge wie ein Kranz von Lichtern auf dem dunkeln Himmelsgrunde. Betrachtet man dies eine Zeit lang, so erscheinen immer mehr Lichter, bis sich endlich der ganze helle Bogen gestaltet hat. Bei abnehmendem Monde dagegen sieht man diese Bogen allmählich in Stücke brechen, und von diesen Stücken eines nach dem andern zum feinen Punkte werden und verschwinden. Doch keine Beschreibung würde es ver-

mögen, die Mannichfaltigkeit dieses prachtvollen Schauspiels wiederzugeben, das durch die beständige Heiterkeit, die auf dem Monde herrscht, und durch die kurze Dauer der dortigen Dämmerung noch ungemein gewinnt.

Eigentliche Gebirgsketten, wie die Erde sie zeigt, finden sich auf dem Monde ebenfalls, und zwar von ansehnlicher Höhe, die unsern höchsten Gipfeln nichts nachgiebt. Nur sind sie häufig durch die erwähnten Ringgebirge unterbrochen und keinem einzigen fehlen diese ganz. Auch ist die ganze Gestaltung der Gebirgsmasse eine andre. Flußthäler, die doch keinem Erdgebirge fehlen, sucht man hier vergebens, nur hin und wieder findet man etwas dem Aehnliches, aber ohne Spur eines wirklichen Wasserlaufes. Dagegen sind Kesselthäler und Schluchten sehr gewöhnlich, und häufig gruppiren sich Berge so, daß etwas einem Ringgebirge nahekommendes entsteht.

Häufiger als bei uns finden sich einzelne, frei in der Ebene stehende Berge; doch nur wenige derselben sind ansehnlich hoch. Sie stehen oft in Form eines großen Kranzes um eine kreisförmige Ebene, so daß blos der verbindende Wall zum Ringgebirge fehlt. Gebirgszweige hingegen sind immer nur kurz, oder doch sehr niedrig und bloße flache Landrücken, welche letztere besonders die grauen Flächen nach allen Richtungen durchziehen und nur gesehen werden, wenn die Sonne sie sehr schräg bescheint.

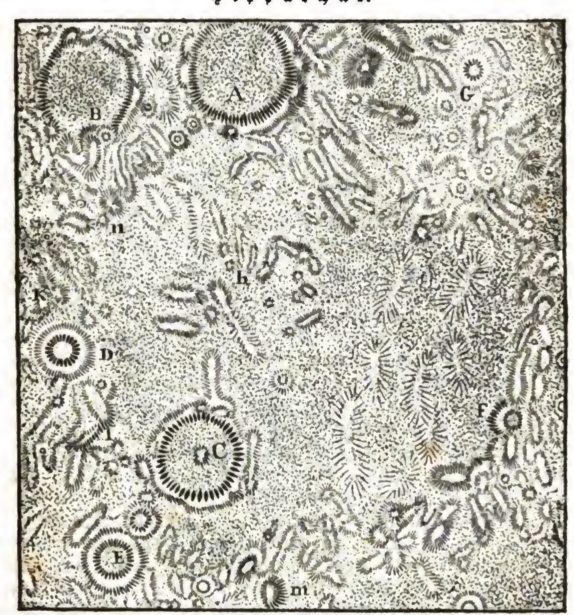
Noch verdienen die großen Spalten, die sich häufig auf der Mondfläche zeigen, einer besondern Erwähnung. Sie klaffen 2 bis 3000 Fuß, ja $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile weit auseinander, laufen 10, 20, einige über 30 Meilen lang entweder schnurgerade oder doch nur wenig gekrümmt und gebrochen durch Ebenen, zuweilen auch wohl durch Gebirgsland fort, und sind von ansehnlicher Tiefe. Meist stehen sie einzeln; ihre Enden zeigen keine Aehnlichkeit mit Quellen oder Mündungen; auch treffen sie zuweilen auf Ringgebirge, welche von ihnen durchbrochen werden. Das Innere ist meist glänzend hell. Man hat sie Rillen genannt, ohne daß man damit ihre Natur näher bestimmen will; in der That sind sie uns sehr räthselhaft und die Erde zeigt uns nichts Aehnliches.

Den Ringgebirgen hat man nach Riccioli's Vorgange Namen berühmter Gelehrten, besonders Naturforscher der alten und neuen Zeit gegeben, eine bequeme und zweckmäßige Bezeichnung, von der abzugehen man sich wohl nie veranlaßt finden wird. Den eigentlichen Gebirgszügen dagegen legte man Namen von Erdgebirgen bei, so wie auch wohl einzelnen Bergen von ausgezeichneter Lage, wie Pico. (Nur darf man auch bei diesem Namen an keine specielle Aehnlichkeit denken.) Den grauen Flächen endlich ertheilte man, wie oben erwähnt, den Namen **Mare**, z. B. **Mare tranquillitatis** (stilles Meer) **Mare Serenitatis** (heitres Meer) u. s. w.

Die hier beigefügten, aus unsrer größern Karte gezogenen Mondgegenden mögen dienen, das eben Gesagte beispielsweise zu erläutern und zur Anschauung zu bringen.

Die hier dargestellte Fläche liegt nahe der Mondmitte, und ist etwa 600 Quadratmeilen groß. Ein beigefügter Maaßstab, der auch für die beiden andern Darstellungen gilt, macht die Längenverhältnisse deutlich.

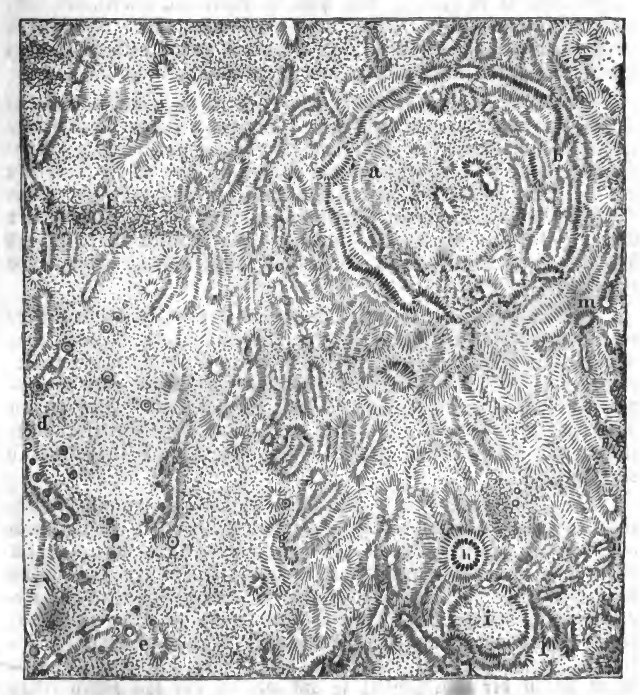
Hipparchus.



Mehrere Berge und Berggruppen von sehr verschiedner Höhe und Gestalt umgeben fast kreisförmig eine mehr ebne Landschaft, die den größten Theil des Blattes einnimmt. Bei l und F sind diese Berge am höchsten, gegen 4000 Fuß, an andern Stellen viel niedriger. Auch in der Fläche selbst liegen Berge, aber klein, unzusammenhängend, und schwer wahrzunehmen. Bei weitem besser sichtbar sind die drei großen Ringgebirge A, B und C, wovon letzteres einen sogenannten Centralberg hat. Die rechte (östliche) Seite des Ringgebirges B liegt 9400 Fuß über der innern Fläche, A ist noch tiefer, wenigstens schroffer. Nach außen beträgt die Höhe dieser Ringgebirge nur etwa 3000 Fuß. D, G und E sind gleichfalls beträchtlich tief; F liegt auf einer Bergfläche und ist etwas flacher, dagegen nach außen sehr schroff. Bei einigen, wie B, zeigen sich kleine Schluchten; andre wie C sind völlig abgeschlossen. Bei n zeigen sich einige lange, gegen die Ebene geöffnete

Thalschluchten, aber von Wasser ist nichts darin zu entdecken. Die Gegend bei h ist ein Hügelland; eine große Menge kleiner Erhebungen ziehen nach allen Richtungen darin umher, wie in unsern Marken. Außerhalb der Fläche, der man den Namen eines berühmten alten Astronomen, Hipparch, gegeben hat, findet sich meist Bergland, hin und wieder mit ansehnlichen Kuppen wie m, aber ohne so lange Rücken wie die meisten Erdgebirge zeigen. Auch k ist ansehnlich hoch (gegen 4000 F.) aber ohne steil zu seyn. Viele Krater von sehr verschiedener Größe sind zwischen den Bergen zerstreut, bei den kleinsten sind die Abfälle nur durch einfache Kreislinien bezeichnet. Die Farbe der Fläche ist lichtgrau, die der Berge meist weißlich. Im Vollmonde sind die Berge von den Ebenen und Thälern schwer oder gar nicht zu unterscheiden; nur die Wälle der Ringgebirge, besonders der mittelgroßen, glänzen stärker, während ihr Inneres meist dunkler erscheint.

Copernicus.



Die hier dargestellte Gegend, nahe so groß als die Schweiz, zeigt einen von der vorigen sehr verschiednen Naturbau. Sie liegt

etwas weiter als jene von der Mondmitte entfernt, aber doch noch so, daß man die einzelnen Theile ohne merkliche Verkürzung sieht. Oben gegen Osten sieht man ein großes, im Vollmonde hell glänzendes Ringgebirge, aber nicht mit einfachem Walle, sondern mit einer Menge Terrassen und Seitenarmen, nach außen wie nach innen. Seine höchsten Punkte (bei a und b) liegen 9700 Fuß über der innern Fläche, in welcher sich noch 6 kleine Berge zeigen, ausgezeichnet durch ihren hellen Glanz, nicht durch Höhe. Die Bergrücken, welche die äußere Fläche durchziehen, sind länger und zusammenhängender als beim Hipparch, ziehen vorherrschend von Süden nach Norden und werden unten ziemlich steil, doch erreichen nur wenige 2000 Fuß. Westlich ist die Landschaft ebner, grauer, dagegen mit einer großen Menge äußerst kleiner, in Reihen gruppirter Krater bedeckt. Viele liegen so dicht neben einander und ihr Durchmesser ist so gering, daß man sie unter den günstigsten Umständen allenfalls sehen, nicht aber abzeichnen kann. Die längste dieser Reihen fängt bei d an, sie zieht auf einem Bergrücken fort und ist bei guter Beleuchtung einer Perlenschnur nicht unähnlich.

Rechts unten, in Nordost, zeigt sich steiles, wildes Gebirg; Tiefen von ungeheurer Schroffheit, dunkelgraue Flecke neben leuchtenden Wällen, kurz eine große und sehr schwer darzustellende Mannichfaltigkeit. Am steilsten ist der Krater h, eben so die Nordseite von i. Vom Walle des letztern Ringgebirges aus zieht eine lange Thalschlucht mit mehreren Seitenthälern nach n und noch weiter über die Grenzen des Blattes hinaus. Die steilsten Partien sind hier wie auf dem übrigen Theile des Blattes durch Buchstaben bezeichnet.

In der gegenüberliegenden Südwestecke des Blattes ziehen mehrere dunkle Streifen durch die weißlich glänzende Gegend hin. Andre, aber hellere Streifen laufen in weiterer Entfernung, außerhalb der Grenzen dieses Blattes, von hier aus nach allen Gegenden, was aber nur im Vollmonde recht deutlich wird. Dem großen Ringgebirge zwischen a und b hat man den Namen Copernicus gegeben, das nächstgroße i ist auf unsrer Karte durch Gay Lussac bezeichnet.

Die auf nächster Seite bezeichnete Gegend nimmt mit der vorigen in unsrer Darstellung etwa gleichen Raum ein, ob sie gleich fast um die Hälfte größer ist. Sie liegt nämlich weit von der Mondmitte in einer Gegend der Kugel, die wir der Krümmung wegen stark von der Seite betrachten. Dadurch verkürzen sich alle Richtungen, welche nicht mit dem Mondrande gleichlaufend gehen, mehr oder minder, und statt der Kreise sieht man Ovale (Ellipsen). Die Ringgebirge erscheinen daher hier alle länglich, obgleich sie in der Wirklichkeit so gut wie die auf den beiden ersten Blättern Kreise sind.

Aristarchus.



Die hier dargestellte Gebirgslandschaft liegt inselartig in einer großen grauen Fläche, dem **Oceanus procellarum**, von der hier nur etwa der funfzigste Theil erscheint und welche ihren Hauptumrissen nach schon mit bloßem Auge deutlich sichtbar ist. Recht scharfe Augen werden sogar auch ohne Bewaffnung das große glänzend helle Ringgebirge a in diesem grauen Fleck als einen feinen Lichtpunkt, wie ein Sternchen, erkennen und dadurch leicht unterscheiden, daß kein andrer isolirter Punkt des Mondes ein so blendendes Licht hat. Es ist Aristarch, eine schroffe Tiefe von 7000 Fuß, die aber nach unten sanfter und durch eine Terrasse abgestuft ist. Das ganze Innere, so wie der Wall, vor allen aber der kleine Centralberg, glänzt so hell, daß man in einem großen und lichtstarken Fernrohr nur mit bedeutender Anstrengung der Augen diese Gegend untersuchen kann. Auch wenn er in Nacht liegt, wird er gewöhnlich, blos vom Erdenlicht erleuchtet, noch deutlich gesehen, weshalb ihn frühere Beobachter zuweilen für einen brennenden Vulkan gehalten haben, was er gewiß nicht ist. Die Masse, woraus er besteht, wirft das Licht viel stärker als andre zurück, spiegelt es viel-

leicht ab und wird dadurch so glänzend hell gesehen. Wenigstens haben wir bei unsern Mondbeobachtungen nie, weder hier noch in andern Gegenden etwas von einem Vulkan bemerkt, noch auch bei andern Beobachtern etwas gefunden, woraus mit Sicherheit auf einen Mondvulkan geschlossen werden könnte.

Die dunkelgraue Fläche auf der Westseite, die übrigens, wie auch das Blatt deutlich macht, sehr verschiedne Grade von Grau zeigt, liegt 2400 Fuß unter dem Walle des Aristarch, also noch 4600 Fuß höher, als dessen Boden. Sie zeigt, wie alle solche Flächen, einzelne Berge, Landrücken und Krater in Menge, von denen die wichtigsten hier durch Buchstaben bezeichnet sind. Merkwürdig aber ist ein geschlängeltes, sehr enges, ungemein schroffes von c nach **B** ziehendes Thal, was sich in ein zweites großes aber sehr dunkles Ringgebirge b (Herodot) hineinzieht. Nichts auf dem ganzen Monde zeigt eine schlagendere Aehnlichkeit mit einem Flusse, der aus einer Thalschlucht kommend, sich in einen Landsee ergießt — und dennoch fehlt ihm die Hauptsache, das Wasser. Denn auch zugegeben, daß es in dem engen Bette nicht bemerkt werden könnte, so müßte man es in dem großen See doch gewiß sehen.

Die beiden Gipfel **A** und **B** im Herodot liegen 4200 Fuß über der Tiefe. Ersterer ist hell, letzterer, obgleich eben so hoch, ziemlich dunkelgrau. Auch bei den übrigen Gegenständen in dieser Landschaft zeigt sich der Unterschied, daß einige Berge z. B. **F**, und nicht grade die höchsten, auffallend hell glänzen, während man Mühe hat, die übrigen anders als durch ihren Schatten aufzufinden. Der Berg **D**, so wie der nach **m** sich ziehende Hang sind 3300, die beiden Kuppen bei **E** 2100 Fuß hoch, alle übrigen viel weniger, so daß die meisten gar nicht meßbar sind.

Zwischen Aristarch und Herodot liegt ein breites helles Hochland, welches beide Ringgebirge verbindet und die höchste Fläche der ganzen Gegend bildet. Eine andre gegen 1500 Fuß hohe Fläche ist die, worauf e und g liegen; eine dritte liegt zwischen **m**, i und **G**, groß und breit, aber kaum 400 Fuß hoch.

Von **H** nach **G** zieht sich eine recht deutliche, aus vielen kleinen Gipfeln bestehende Bergkette, die hier nur zum Theil erscheint, und noch einige niedrige Rücken in derselben Richtung.

Je näher eine Gegend dem Mondrande liegt, in desto schrägerer Richtung, mithin desto schlechter, wird sie von uns gesehen, und am äußersten Rande sind nur noch die höchsten Berge, und zwar im Profil, sichtbar. Alle Rundungen erscheinen dort als ganz schmale Ellipsen, und es hält schwer, selbst die größern hellen und dunklen Flächen in solchen Gegenden zu unterscheiden. So sieht man z. B. das **Mare humorum** noch ziemlich deutlich mit bloßen Augen; von dem mindestens eben so großen **Mare Humboldianum**, was am Nordwestrande liegt, ist selbst im Fernrohr wenig zu bemerken, wenn nicht besondre Umstände die Beobachtung begünstigen.

Der bei weitem größte Theil der jenseitigen Halbkugel des Mondes kommt uns, wie oben bemerkt, nie zu Gesicht; das Wenige, was wir zuweilen davon erblicken, zeigt sich indeß nicht wesentlich verschieden von dem, was wir auch in andern besser sichtbaren Theilen der Mondfläche beobachten.

Unsre Mondkarte, von der jetzt drei Viertheile erschienen sind*) und das vierte im Laufe des Jahrs 1836 erscheint, stellt die ganze diesseitige Halbkugel dar in der Lage, wie sie uns erscheint. Wollte man die Mondkugel nach ihrem wirklichen Verhältniß darstellen, so wäre dies natürlich nur auf einem Globus möglich, was man auch schon versucht aber noch nie recht in Ausführung gebracht hat, auch dem Beobachter von geringerm Nutzen seyn würde als diese, nach der scheinbaren (mittleren) Lage der Theile entworfene Karte. Sie enthält, möglichst detaillirt und auf eigne sorgfältige Messungen, Berechnungen und Beobachtungen gegründet, eine Darstellung der Gebirge, Thäler, Ringflächen, Krater, Rillen und dergleichen, so wie die eigenthümliche Lichtstärke (Farbe) jeder Gegend; aber nichts von Städten, Festungen, Wegen, Wäldern und dergleichen mehr; alles Dinge, von denen man zwar viel phantasirt, aber nie etwas wirklich mit Gewißheit im Monde gesehen hat, auch schwerlich jemals sehen wird.

Wilhelm Beer.
Dr. J. H. Mädler.

Populäre Belehrung über das Wesen der Dampfmaschinen und deren nächste Anwendungen.

Der Mensch ist zum Herrn der Natur bestimmt und sie die Beherrschte nach dem Willen Gottes. Allein im Gange der Dinge geschieht Alles stufenweise, und so wächst auch die Herrschergewalt des Menschen über die Natur im Verhältniß, wie sein Geist schärfer und geeigneter wird, die Geheimnisse der Außenwelt zu erforschen, und der Natur auf ihren geheimen Wegen nachzugehen. Wir zwingen dem Boden unsre Nahrung ab, wir schaffen das Feuer willkührlich und brauchen es als Wärmer, das Wasser treibt unsre Mühlen, der Wind unsre Schiffe; und in einer Kraft, welche wir überwinden, erhalten wir gewöhn-

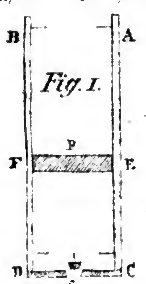
*) Zu haben bei Simon Schropp u. Comp. in Berlin. Der Subscriptionspreis der ganzen Karte, eines Kreises von 3 Fuß Durchmesser, ist 5 Thaler.

lich ein Mittel, das uns in den Stand setzt, eine noch größere dienstbar zu machen. So hat der Mensch Unglaubliches geleistet und durch seinen Scharfsinn in unsrer Industrie Leistungen möglich gemacht, welche den, der den Gang der Entdeckungen, die zu solcher Höhe geführt haben, nicht kennt, in Erstaunen setzen und mit tiefer Ehrfurcht vor der Größe des Menschengeistes erfüllen müssen. Man werfe nur einen Blick auf unsre heutigen Dampfmaschinen, auf die ungeheure Schnelligkeit ihrer Bewegungen und auf die riesigen Massen, welche durch dieselben bewegt werden; so wird man gern eingestehen, daß dem Menschen eine Art Allmacht von oben gegeben ist, die nur gesucht und erworben seyn will. Die Dampfmaschinen sind der Gipfel und Stolz unsrer heutigen Mechanik geworden, und haben nicht allein rückwärts auf die Wissenschaft umwandelnd eingewirkt, sondern auch im Betrieb der Künste und Gewerbe den größten Einfluß gewonnen. In den letzten Jahren, wo man an mehreren Orten Eisenbahnen anzulegen und die Dampfwagen einzuführen begonnen hat, ist die Kraft des Dampfes und seine technische Verwendung auch Tagsgespräch geworden. Der größte Theil des Volks jedoch hört von diesen Wundern der Industrie, ohne sie fassen zu können; deshalb nehmen wir hier Gelegenheit, dem Bedürfniß volksthümlicher Belehrung über den fraglichen Gegenstand abzuhelfen. Ohne auf Wissenschaftlichkeit oder auch nur Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, gedenken wir allein das beizubringen, was die Aufklärung erfordert, ohne durch eine Menge Thatsachen zu verwirren. Wir wollen dem Leser zeigen, wie die große und herrliche Erfindung der Dampfmaschinen von einer gemeinen Erfahrung im Leben ausging, wie sie aufwuchs und sich endlich so weit vervollkommnete, daß die Maschine als ein Wesen, als ein lebendiges Geschöpf gelten konnte, das geeignet war, an der Stelle vieler Pferde und menschlicher Arbeiter zu industriellen Zwecken beschäftigt zu werden.

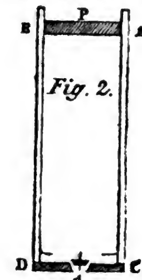
Wir lassen den Streit über die Erstgeburt der Erfindung außer Acht, und beginnen da, wo sich die erste eigenthümliche Spur zeigt; denn die ersten Anfänge gehen, wie bei vielen ähnlichen Erfindungen, in das hohe Alterthum hinauf, verdienen aber wegen ihrer Unabsichtlichkeit keine besondre Rücksicht. Die Hauptsache, wie Jeder leicht denken kann, ist die eigenthümliche Kraft

des Dampfes, sich viel weiter auszudehnen, als das Wasser, welches ihn erzeugte, und sich dennoch auch zusammendrücken zu lassen, kurz die Elasticität oder Schnellkraft des Dampfes. Diese Thatsache war lange bekannt, aber in ihrer Nacktheit ohne Werth; es mußten erst noch eine Menge andrer Naturwirkungen gefunden und benutzt werden, ehe jene Kraft ihren Körper erhielt, durch den sie wirksam werden konnte. Diese Benutzung des Dampfes ist nicht so gar alt, und wir werden das stufenweise Fortschreiten derselben in Folgendem heraus zu stellen suchen.

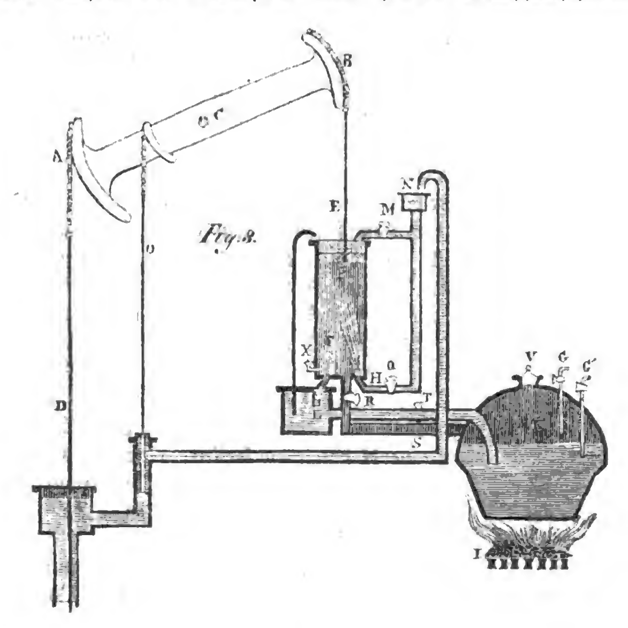
Salomon de Caus (1615) gab zuerst eine Vorrichtung an, wie man das Wasser durch Hülfe des Feuers in die Höhe treiben könne und wußte auch schon, daß der Dampf das Aufsteigen der Flüssigkeit verursache. Der Marquis von Worcester (1663) verstand die Kraft des Dampfes zu der Hebung von Wasser schon besser zu benutzen, und Sir Samuel Moreland (1683) war derjenige, welcher die ersten wichtigen Versuche über die Ausdehnung der Wasserdämpfe anstellte. Nach ihm nimmt verdampftes Wasser einen zweitausend Mal größern Raum, als vorher, ein und könnte, da es seine Last wie ein Pferd geduldig trägt, dem Menschengeschlecht besonders rücksichtlich des Wasserhebens von großem Nutzen seyn. Man sieht, diese Männer hatten einen bestimmten Zweck im Auge und gaben außer der Hauptsache nichts wesentlich Neues. Ein wirklicher Fortschritt war Dionysius Papin (1690) vorbehalten, von dem man sagen kann, daß man ihm die ersten fruchtbaren Sprossen der genannten Erfahrung verdankt und die wirklichen Anfänge einer Dampfmaschine. Er hatte nämlich folgende Idee: In einem Cylinder, (Fig. 1. u. 2.) der oben offen ist, und unten auf einer Grundfläche von Metall ruht, welche durch ein Ventil S noch oben sich öffnen läßt, befindet sich ein beweglicher Kolben P, der überall genau anschließt. Ist die Klappe S offen, so wird die atmosphärische Luft von oben und unten gleiche Gewalt ausüben, d. h. der Kolben wird unbeweglich stehen bleiben; wäre er aber irgendwie (Figur 2) hinaufgetrieben worden, so würde das nächste Mittel, ihn wieder hinabsteigen zu lassen, darin bestehen, daß man nach geschlos-



sener Klappe **S** die Luft in **A B C D** verdünnte, d. h. einen großen Theil derselben wegschaffte. Denn da die Natur eine solche Leere auszufüllen strebt, so würde die atmosphärische Luft den Kolben von oben mit einer Gewalt niederpressen, welche selbst ein bedeutendes Gewicht zu heben im Stande wäre; man brauchte nur das Seil mit der Last über eine Rolle zu hängen und in der Mitte des Kolbens **P** zu befestigen. Die Aufhebung des letztern wird nach Oeffnung der Klappe leicht. Allerdings wird sich die Kraft, mit welcher der Kolben niedergeht, nach dem Grade der Verdünnung in der untern Luftschicht richten, aber für die Regel läßt sie sich berechnen, und man sieht leicht, daß diese einfache Vorrichtung schon zur Hebung einer Last geeignet ist, wenn nur eine bequeme Methode zur Luftentleerung des untern Raums gegeben wird. Dazu wollte nun Papin erst eine Luftpumpe benutzen, welche durch ein in Fließwasser gehendes Rad regelmäßig bewegt würde, dann zündete er Schießpulver an und endlich schüttete er Wasser auf den Boden des Stiefels, verwandelte es durch Feuer in Dampf, welcher durch Erkältung wieder in Wasser überging und einen luftleeren Raum bewirkte. Dies war also wirklich die erste Dampfmaschine mit atmosphärischem Druck, d. h. eine solche, wo der Dampf noch eine Nebenrolle spielte und der Druck der Luft die wirkende Kraft war; und Papin gab sogar schon das Mittel an, wie man die hin und hergehende Bewegung des Kolbens in eine drehende verwandeln könnte, welche als Trieb für mancherlei Gewerke sich verwenden lasse. Hauptmann Savery (1698), welcher nun der Zeit nach folgt, machte zwar keine eigentlich neuen Entdeckungen, aber er war der Erste, welcher die bisher gewonnene Einsicht in die Sache praktisch benutzte. Er baute eine Maschine zum Heben des Wassers durch Dampf, welche wir als fremdartig nicht weiter hierherziehen; doch hat man ihm den Dampfkessel mit den Probirhähnen (siehe **G, G'** Figur 3), die Verdünnung der Luft in dem Dampfgefäß vermittelst Niederschlagung des Dampfes durch Begießen des Gefäßes mit kaltem Wasser, und die Berechnung der Maschinenkraft nach Pferdekräften, zu danken. An den Umstand, daß Savery's Maschine für



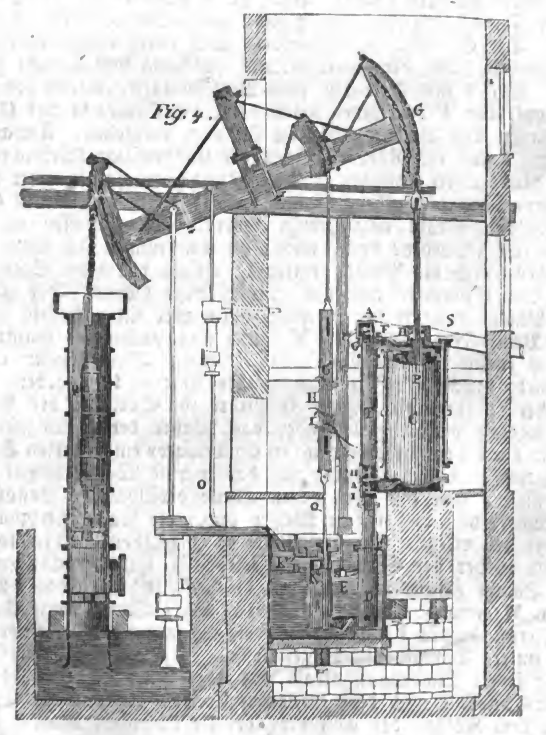
die Hebung der Grubenwasser unzulänglich war, knüpften zwei Handwerker zu Dartmouth, Newcomen und Cawley, den Bau einer neuen Maschine zu demselben Zweck, welche zwar nichts Neues, aber eine geniale Kombination bekannter Mittel aufwies. (Fig. 3.) Sie enthält die Grundform aller spätern Dampfmaschinen.



Newcomen ging von der Ansicht aus, daß man zum Heben des Wassers die längst bekannte Pumpe brauchen (D) und ihre Stange durch einen Werkbaum (C) mit dem Kolben eines Dampf-Cylinders (F) verbinden könnte. Beschreiben wir, wie diese neu ersonnene Maschine arbeitete, so werden auch ihr Bau und die dabei benutzten Erfahrungen deutlich werden. K ist der Kessel, und bei I sieht man die Feuerung desselben, deren Züge, um dem Kessel unten überall gleiche Wärme mitzutheilen, spiralförmig um ihn herum laufen. G und G sind die Probirhähne, ob das Wasser im Kessel die gehörige Höhe hat; bei der

Oeffnung muß aus G Dampf, aus G' Wasser kommen. Fängt der Dampf in K an sich zu entwickeln, so ist das Dampfrohr S welches nach dem Cylinder F leitet, bei R durch ein Schieberventil so lange geschlossen, bis der Dampf das Sicherheitsventil V lüftet. Dieses ist nämlich mit 1 Pfund auf den Quadratzoll belastet und öffnet sich, sobald der Druck des Dampfes im Kessel den Druck der Atmosphäre um jenes Gewicht übertrifft; man hat dann ein Maaß und kann das Springen des Kessels verhüten. Hebt sich also V, so läßt man den Dampf durch R in den Cylinder strömen, wo er Anfangs nur das Geschäft hat, die Wandungen zu wärmen und die Luft durch das Schnüffel- oder Schraubeventil X (von dem Geräusch der entweichenden Luft so genannt) auszutreiben. Ist F mit reinem Dampfe gefüllt, so schließt sich X, der Dampf wird durch R abgesperrt und durch einen Wasserstrahl, aus dem Kaltwasserbehälter N durch Q eingelassen, verdichtet. Dadurch entsteht in F ein leerer Raum und die Atmosphäre drückt den Kolben P mit einer Kraft nieder, welche auf den Quadratzoll 15 Pfund beträgt; wodurch nun natürlich die Pumpenstange D mit nachfolgendem Wasser herauf gezogen wird. Man benutzt das letztere, indem man es durch eine zweite Pumpe O von demselben Arme noch höher heben läßt, um die Cisterne N damit zu speisen, welche das Verdichtungsrohr füllt und auch durch M auf den Kolben Wasser schüttet, um ihn immer völlig luftdicht zu erhalten. Das warme Wasser, welches sich als Produkt der Verdichtung auf dem Boden des Cylinders sammelt, wird von der nächsten Dampfladung durch Y nach dem Warmwasserbehälter L hinabgedrückt und dazu verwendet, den Abgang im Kessel von Zeit zu Zeit zu ersetzen. Der regelmäßige Gang dieser Dampfmaschine, welche übrigens immer noch atmosphärisch war, hing von der regelmäßigen Oeffnung und Schließung der Ventile ab. Ein müßiger Knabe, Humphrey Potter, entdeckte die Selbststeuerung der Maschine, indem er die Hebel der Ventile durch Schnüre mit dem Maschinenbaume in Verbindung brachte, der nun von selbst einmal den Regulator bei R öffnete und das Verdichtungsventil Q schloß, das andre Mal umgekehrt. Noch besser war die Angabe Brighton's, der einen besondern Steuerbaum mit Daumen an dem Balancier anbrachte, welche die Ventile schlossen und öffneten. —

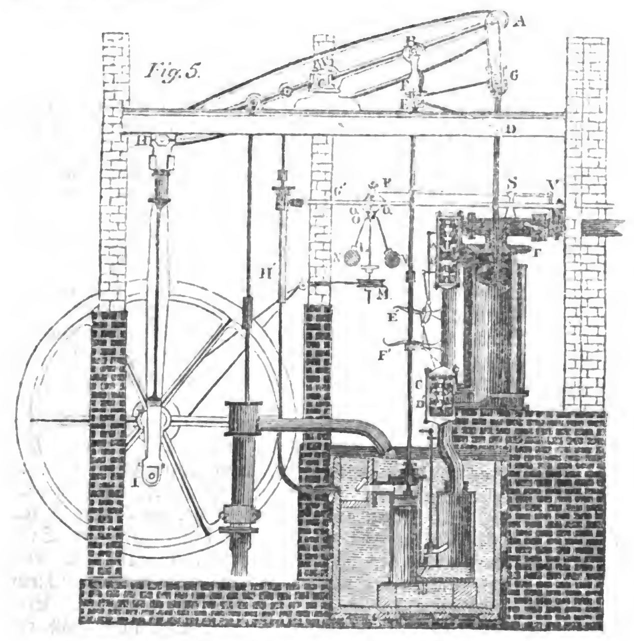
Es war im Jahre 1705, als Newcomen diese Maschine baute; und seitdem verfloß ein halbes Jahrhundert, ohne daß weiter etwas für die Sache geschah. Erst 1763 trat Watt, der Erbauer der ersten wirklichen Dampfmaschine, mit dem Beginn seiner Versuche in die Geschichte derselben ein und führte sie rasch zur Vollendung. Dieser Mann (geb. 1736 zu Greenock, gest. 1819), ein mechanisches Genie erster Größe ohne tiefe physikalische Kenntnisse, der nur fünf Jahr bei zwei Mechanikern in der Lehre gewesen war und in solcher Armuth lebte, daß er seine ersten Versuche mit zwei Arzneigläsern machen mußte, war zum Reformator in diesem Theile der Mechanik berufen. Er war Universitätsmechanikus zu Glasgow geworden, und als solcher erhielt er 1763 eine atmosphärische Dampfmaschine zum Ausbessern.



Die Betrachtung derselben lehrte ihn, daß die Verdichtung des

Dampfes im Cylinder und das Einströmen der Luft von oben denselben abkühle, wodurch Dampf, Hitze und Feuerung verschwendet wurden; es galt ihm also als Aufgabe, die Verdichtung außer dem Cylinder zu bewerkstelligen. Er machte Versuche, fand das Mittel dazu, und zwölf Stunden nach diesem glücklichen Gedanken war nach seinem eignen Geständniß die ganze Maschine in seinem Kopfe fertig. Wir geben die Maschine Fig. 4, wie er sie zuerst baute, und Fig. 5 mit den spätern Verbesserungen und Zusätzen. In der Einrichtung der erstern, der Maschine mit einfacher Wirkung, war das Wesentliche Folgendes: Der Dampfcylinder war oben dampfdicht geschlossen und die Kolbenstange ging durch eine dampfdichte Stopfbüchse B, wo sie durch Talg u. s. w. schlüpfrig erhalten wurde. Auch der Kolben P erhielt von oben einen Zufluß von Fett, um einen dampfdichten Schluß zu erhalten. Der Cylinder war außerdem noch durch einen andern eingeschlossen, und der Zwischenraum beständig voll Dampf gehalten. Bei A und A waren zwei Ventilbüchsen, welche durch die Dampfröhre T verbunden waren, und die Ventile G und H zum Einlassen des Dampfes in den Cylinder enthielten. Durch das Ventil I und die Röhre T stand der Condensator (Verdichter) D mit dem untern Cylinder in Verbindung; er war in einer Kaltwasser-Cisterne angebracht, aus welcher durch das Ventil C der Verdichtungsstrahl eingesprengt wurde. Das Wasser und die etwa frei gewordene Luft, welche im Condensator sich sammelten, wurden durch die Pumpe entfernt, welche durch die Stange G mit dem Balancier auf und niederbewegt wurde. Der Kolben der Pumpe bewegte sich luftdicht, hatte aber ein aufwärts gehendes Ventil N; das Ventil M spielte nach außen, es konnte also nichts zurück in den Condensator fließen. Das Wasser wurde vielmehr durch N in die Warmwasser-Cisterne K befördert, aus welcher es durch die Pumpe O wieder zur Speisung des Kessels weggezogen wurde. Weil aber das Wasser der Kaltwasser-Cisterne durch den wiederholt in den Condensator eingeführten Dampf nach und nach warm wurde und das warme Wasser immer oben schwimmt, wurde in dem obern Theile derselben ein Abfluß angebracht, und das frische Wasser durch die Kaltwasserpumpe L immer neu ersetzt. Ehe die Maschine angelassen werden konnte, mußte vorher der Cylinder, die Röhre T und der Condensator mit Dampf gefüllt werden, um die Luft zu vertreiben, welche durch M entwich. Werden dann das obere Dampfventil G, das Entleerungsventil I und das Verdichtungsventil E geöffnet und das untere Dampfventil H geschlossen; so ging der Dampf vermöge seiner Ausdehnungskraft aus dem untern Theile des Cylinders durch I nach dem luftleeren Condensator und der Dampf über dem Kolben des Cylinders drückte denselben herab. Darauf wurden G, I, E geschlossen und H geöffnet, wodurch der Dampf unter den Kolben gelangte, der dann durch die Schwere

der Pumpenstange R am andern Arme des Balanciers in die Höhe gezogen wurde. Der Dampf breitete sich unter dem Kolben aus, um dann wieder den leeren Raum zu bilden. Watt ließ sechs Jahre vergehen, ehe er mit seiner Maschine hervortrat; 1769 nahm er ein Patent und verband sich erst mit Dr. Roebuck und nach dessen Fallissement mit Bolton zu Birmingham. Dann wurden Maschinen auf Probe gebaut und fanden Eingang, da Watt die sehr billige Bedingung machte, sich nur ein Drittel des Sparwerthes an Kohlen bezahlen zu lassen. Zu diesem Zweck hatte er eine Vorrichtung unter dem Namen „Zähler" an der Maschine angebracht.



Wir gehen zu den nachfolgenden Verbesserungen über. Zuerst bemerkte Watt, daß die Beschleunigung der Bewegung des Kolbens gegen das Ende des Herabsteigens Nachtheil hatte; da gedachte er zugleich zwei Drittel des Dampfes und der Feuerung zu sparen, wenn er nur ein Drittel des erstern auf den Kolben wirken und die noch nöthige abnehmende Kraft durch die Expansion ersetzen ließe. Es geschah; der Steuerbaum (zugleich Pum-

penstange) schloß durch das obere Dampfventil den Zugang, wenn der Kolben erst ein Drittel seines Wegs zurückgelegt hatte. Um die durch die Maschine erzeugte Bewegung gleichförmiger zu machen, versuchte Watt unter jedem Arme des Balanciers einen Dampfcylinder anzubringen, so daß ihre Wirkung sich gegenseitig ergänzte; bald aber gab er dies wieder auf und entschied sich für einen Cylinder, der dadurch zu einer doppelt wirkenden Dampfmaschine wurde, daß er an beiden Enden abwechselnd mit dem Kessel in Verbindung gesetzt wurde. Dadurch wurde der Kolben mit Dampf auf- und niederwärts getrieben; der Condensator aber war fortwährend in Thätigkeit, weil er abwechselnd von oben und von unten Dampf zur Verdichtung erhielt. In Folge eben jener doppelten Wirkung wurde nun der Maschinenbaum mit dem Kolben nicht mehr durch die beschwerte Pumpenstange des andern Arms emporgezogen, sondern emporgestoßen durch den mit Dampf aufwärts getriebenen Kolben; statt der Verbindung der Kolbenstange mit dem Balancier durch eine Kette mußte also eine steife Vorrichtung angebracht werden. Und Watt's Genie fiel dabei auf die beste Auskunft, welche es gab, und stellte jenen Verband, ohne von einer mathematischen Analyse des Parallelogramms der Parallelbewegung — so heißt die zu Grunde liegende Theorie bei den Gelehrten — etwas zu wissen, auf eine bewundernswerthe Weise her, welche jedoch ohne Vorkenntnisse kaum völlig erklärt werden kann. Er fesselte die Bewegung der Kolbenstange an die demselben Arm verbundene Pumpenstange, so daß die Bewegung der einen die Bewegung der andern regeln mußte, und beide für die Praxis ziemlich geradlinig auf und nieder stiegen. Die Kolbenstange (vergleiche Figur 5) befestigte er in G, die Pumpenstange in F, welche beide Punkte durch das angebrachte Gestänge gezwungen, parallel auf- und niedergehen.

Die nächste Aufgabe, wie die auf und niedergehende Bewegung in eine drehende zu verwandeln und zum Treiben von Maschinenwerk geschickt zu machen sey, löste Watt durch Anwendung des Krummzapfens (K I), den er auch später nach andern Versuchen wieder gebrauchte. Damit jedoch der Fall nicht eintreten sollte, daß H K I in eine gerade Linie kämen und der Stoß gerade über oder unter die Axe K fiele, brachte er nach dem Vorbilde des gewöhnlichen Spinnrades ein großes Schwungrad an, welches zugleich die Drehung recht gleichförmig machte. Eine andre Bedingung dieser Gleichförmigkeit war aber noch, daß der Dampf aus dem Kessel gleichmäßig zuströmte. Diesen Zweck erreichte Watt durch das sogenannte Drosselventil, welches, im Dampfrohre angebracht, durch seine Stellung die Menge des einstreichenden Dampfes bestimmte. Damit nun dieselbe recht nach dem Bedürfniß der Maschine eingehe, ließ er die Maschine auf eine sehr sinnreiche Weise (die Vorrichtung wird Moderator genannt) selbst dafür sorgen. Er schlug um die Welle des Schwung-

rades einen Riemen, der auch um das vertiefte Rad bei M ging und die Spindel L in Bewegung setzte. Die metallenen Kugeln N N drehten sich bei den Umläufen an ihren metallenen Stäben um ihre Axe, den beweglichen Laufring O, über welchem die Stäbe der Kugeln noch durch Gelenkbolzen Q Q mit zwei andern Stäben Q R verbunden waren, welche in der Laufbüchse R zusammenstießen. Bei schnellem Lauf des Schwungrades müssen sich nämlich N N von L weiter entfernen und die Gelenke Q Q, sowie auch die Gelenke an R mit dem Ringe R herabdrücken; dadurch erhält nun der Hebel R V, welcher sich um S bewegt, so zu sagen das Dampfmaß für das Drosselventil, welches im genannten Falle durch die Hebung von V das Drosselventil zum Theil schließt und den Einfluß des Dampfes beschränkt. Erklären wir noch kürzlich, wie diese Maschine, welche nun ohne Widerrede überall anwendbar war, arbeitete. Gesetzt nämlich, der Kolben stehe auf dem Boden des Cylinders und habe über sich den durch Oeffnung von A' erhaltenen Dampf, welcher ihn niedergestoßen, so wird B' d. h. das obere Evacuationsventil, geöffnet und der Dampf in den Condensator gezogen, während durch C' neuer Dampf aus dem Kessel zuströmt, den Kolben emportreibt und hernach ebenso durch D' entlassen wird. Man wird sich daraus die Regel für die Neuerung leicht abnehmen können.

So weit von der allmähligen Entstehung der ersten Dampfmaschine, da die meisten folgenden ihr wesentlich gleichen. Wir übergehen der Kürze wegen die verschiedenen Neuerungen in den Ventilen und deren Steuerung, so wie andre Zusätze, um dem Leser, der nun das Wesen einer Dampfmaschine kennen wird, ohne Umschweife auch die Haupt-Anwendungen derselben für die Industrie und den Verkehr deutlich zu machen. Wir verstehen darunter nicht jene unmittelbaren Benutzungen der Dampfmaschine in den Fabriken, wo es meist leicht war, dieselbe einem bestimmten Arbeitsapparat, z. B. mehreren Weberstühlen u. s. w., anzupassen; sondern wir meinen vorzugsweise den Dampfwagen, das Dampfschiff und die Dampfkanone, von denen die beiden ersten unsre Zeitgenossen besonders beschäftigen.

Von den Dampfwagen zuerst. Vor allen Dingen ist bei dem ersten Anblick einer Dampfmaschine, wie wir sie oben beschrieben haben, deutlich, daß der Verdichtungsapparat einen zu großen Raum einnimmt, als daß man an die Fortbewegung einer solchen Maschine selbst denken könnte. Und dies abgerechnet wünschte man die bewegende Kraft des Dampfes auch in einem kleinern Raume benutzen zu können, und Maschinen von geringerm Gewicht zu haben. Man kam deshalb schon früh darauf, sogenannte hochdrückende Dampfmaschinen zu bauen, in welchen mit dem Verdichtungsapparate auch der leere Raum unter dem Kolben fehlte und der letztere also nur durch einen Druck niedergetrieben werden konnte, welcher den Gegendruck der Atmosphäre überstieg.

Die reine Kraft erhielt man hier nur nach Abzug des atmosphärischen Widerstandes. Die erste Maschine dieser Art, welche man praktisch anwendete, wurde 1802 von Trevithic und Vivian erbaut, und ihre Einrichtung war kürzlich folgende:

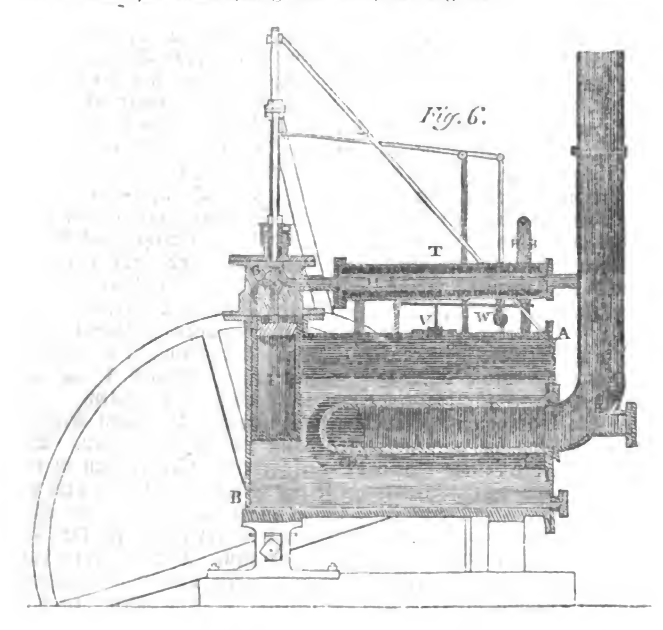
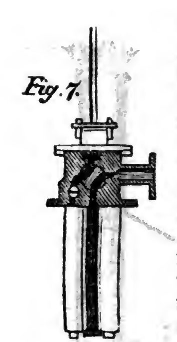
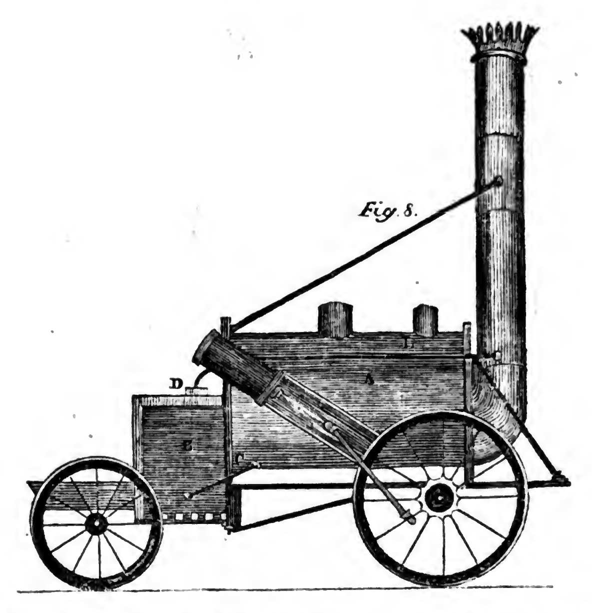


Fig. 6. giebt einen vertikalen Durchschnitt. Der Kessel A B hat die Form eines Cylinders und der Dampfcylinder F steht mit in demselben. Der Feuerraum ist so gebaut, daß die Flamme, welche durch den Zug des Schlotes E in Bewegung gesetzt wird, in einer Röhre in den Kessel dringt; diese Röhre (man sieht ein Stück davon bei C D und deren Parallele) geht dann umgebogen parallel zurück, um an einer andern Stelle nochmals in den Kessel zurückzukehren. Das eine Ende derselben steht mit dem Schlot E in Verbindung, während das andre in den Theil endigt, wo der Rost sich befindet. Wie man bei G sieht, wird das Ab- und Zuführen des Dampfes für den Cylinder durch einen sogenannten Vierwegehahn bewerkstelligt, der zwei Kanäle hat und bei einer Stellung, wie bei G, den Dampf durch eine Röhre über den Kolben leitet und den gebrauchten unter demselben durch H in den Schlot abführt; die andre Stellung, wie Figur 7, hat die umgekehrte

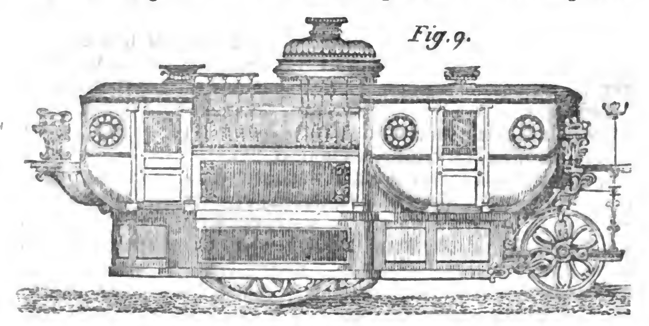


Wirkung. Beide Stellungen des Hahns werden durch die Kolbenstange selbst bewirkt. Das Gefäß T, in welchem der Dampf durch H noch einen Theil seiner Wärme abgiebt, enthält Wasser zur Speisung des Kessels. Bei V ist das Sicherheitsventil mit dem Gewicht W d. h. mit 60 bis 80 Pfund belastet; der Kessel selbst muß bei einer solchen Maschine vorsichtig und dauerhaft gearbeitet seyn. Der Vorrichtungen zur Sicherheit hat man mehrere; wir begnügen uns anzuführen, daß man für den gefährlichen Fall, wo das Wasser unter die Heizröhren sinkt, in gehöriger Tiefe ein Loch in den Kessel gebohrt und mit einem metallenen Stöpsel verschlossen hat, dessen Loth bei einer bestimmten Hitze schmilzt und Dampf und Stöpsel herausfahren läßt. Vermittelst dieser Maschine war ein Dampfwagen möglich, und schon 1804 wurde von dem Erfinder ein solcher gebaut und auf einer Eisenbahn in Südwales gebraucht. Der Cylinder hatte eine horizontale Lage und die Kolbenstange bewegte durch eine Verbindungsstange den Krummzapfen an der Welle von zwei gezahnten Rädern u. s. w. Dieser Wagen bewegte sich in einer Stunde fünf englische Meilen weit und zog eine Reihe Wagen mit zehn Tonnen Eisen. Seit der Zeit hat man aber die Dampfwagen ungemein verbessert. Anfangs hielt man merkwürdigerweise die Reibung zwischen Rad und Straße für so schwach, daß man, um der Fortbewegung sicher zu seyn, einmal den Radkranz rauh machen wollte, dann gezahnte Schienen die Straße entlang legte, ferner eine Kette den Weg lang zog und um das Maschinenrad schlang: sogar ein Paar mechanische Füße, welche durch ihr Fortschreiten den Wagen schieben sollten, wurden sehr sinnreich erdacht, bis man endlich dahinter kam, daß die Schwierigkeit eine eingebildete sey und nur im Fall der Ueberladung eintrete. Mit dieser neuen Erfahrung ausgerüstet baute Stephenson 1814 seinen Dampfwagen. Der rechte Wetteifer aber kam erst 1829 in die Sache, als die Direktoren der Liverpool-Manchester-Eisenbahn, nach Vollendung der Straße, in Rücksicht des Transportes sich für die ortsverändernden Maschinen erklärten, und einen Preis von 500 Pfd. Sterling für den besten Dampfwagen aussetzten. Drei Wagen konkurrirten, unter denen the Rocket (die Rakete) von Stephenson den Preis gewann. Seine größte Schnelligkeit war 29 englische Meilen in der Stunde, die geringste 11½ Meile. Man sehe auf nächster Seite die Abbildung Figur 8; wir fügen eine nähere Beschreibung bei. Die Maschine hat vier Räder, die beiden derselben, welche am schwersten belastet sind, werden durch Dampf getrieben, jedes durch einen besondern Cylinder. Die Räder sitzen



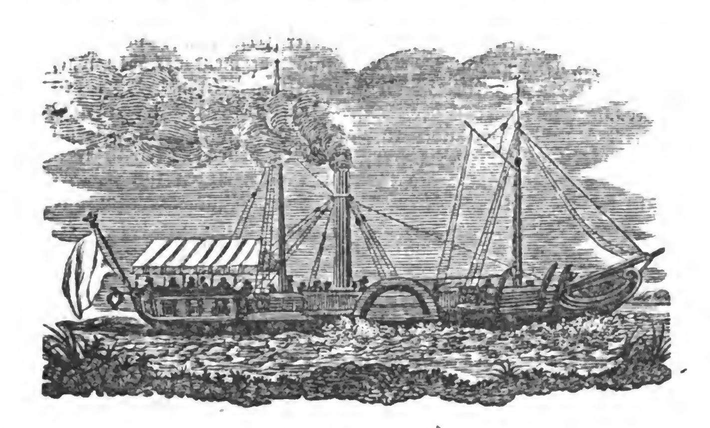
fest an der Axe, welche durch Kurbeln, die zu einander im rechten Winkel stehen, umgedreht werden. Der Kessel A ist ein Cylinder, an dessen einem Ende der Schlot angebracht ist, an dem andern Ende die Feuerkammer B; das Wasser im Kessel wird durch kupferne Röhren erhitzt, welche von B aus durch den Kessel nach dem Schlot gehen, von welchem sie ihren Zug erhalten. Der Zug wird noch dadurch vermehrt, daß der verbrauchte Dampf durch die Röhre L auch in den Schlot geführt wird. Der Feuerraum B ist mit einem eisernen Mantel umgeben und der Zwischenraum ebenfalls mit Wasser ausgefüllt, das durch C mit dem Kessel verbunden ist und seinen Dampf durch D demselben zuführt. Der Vorzug des Raket bestand darin, daß er mit seinem Feuer auf die größte Wasserfläche wirkte; der Einfall, Röhren durch das Wasser zu leiten, kam von Booth, dem Schatzmeister jener Eisenbahn, und war von sehr großem Nutzen. Seit der Zeit hat man noch viele wirkliche Verbesserungen angebracht; z. B. hat man, um Wärme zu sparen, die Cylinder in ein Gehäuse unter den Schlot gebracht u. A. So groß der Nutzen der Dampfwagen zu seyn scheint, wie denn die Schnelligkeit, die große Masse des Transportes und die Wohlfeilheit, selbst die

Unmöglichkeit des Diebstahls sehr einleuchten, so haben sie doch ihre Feinde, welche die großen Anschaffungskosten und die zahllosen Reparaturen dagegen anführen. Allein der Nutzen ist dennoch überwiegend und wird künftig noch gewinnreicher seyn, wenn manche unleugbare Mängel der Maschinen, z. B. die Schwierigkeit bei bergan und bergab Fahren, die öftere Zerstörung jener kleinen Feuerröhren u. a. nach längerer Erfahrung, ohne das Hinzutreten neuer Mängel, wie es bis jetzt meist der Fall war, entfernt werden können. Denn man ist schon seit lange bei den Eisenbahnen nicht stehen geblieben. Dr. Gurney, ein Arzt und tüchtiger Chemiker, brachte es dahin, auch auf Chausseen mit Dampfwagen zu fahren. Er erfand einen neuen Kessel, in welchem selbst die Roststäbe des längern Haltes wegen mit Wasser gefüllt waren, er ersann ferner einen Schlot ohne Geräusch und gab zwei Vorrichtungen an, einmal willkührlich ein oder zwei Räder zu treiben, dann nach dem Bedarf des Weges die Quantität des Dampfes zu mehren und zu mindern. Ihm folgten, ungeachtet der Unzahl von Gegnern dieser Chaussee-Dampfwagen, mit eigenthümlichen Modifikationen Hancock, Gibbs und Dr. Church. Der Letzte nahm sein Patent 1832, und seine Räder haben das Bemerkenswerthe, daß ihre Kränze elastisch sind und jedem Stoße nachgeben. Wir geben die äußere Gestalt des Wagens in Figur 9. — Die Dampfwagen sind die Lieblingsspeku-



lation unsrer Tage, ein Umstand, der uns von Jahr zu Jahr noch immer neue Entdeckungen zuführt. Die Benutzung des Dampfes zur Bewegung der Schiffe zieht sich bis zum Jahr 1690 hinauf, um welche Zeit Papin seine Gedanken darüber bekannt machte. In neuerer Zeit waren es vorzüglich Livingston, ein Amerikaner, und Fulton, ein Franzose, welche die Sache recht ins Werk setzten. Fulton baute 1807 ein Dampfschiff, mit welchem er 120 Seemeilen in 32 Stunden zurücklegte. In Amerika vermehrten sich die Dampfschiffe sehr schnell, und dadurch wurde

man auch in England aufmerksam; jetzt sind sie in England, wo sie zu Transporten benutzt werden, eben so häufig, und selbst in Deutschland hat man sie schon im Gebrauch. Das Aeußere eines solchen Fahrzeuges giebt die beigefügte Abbildung.



Die Maschine befindet sich gewöhnlich in der Mitte und setzt Schaufelräder an den Seiten des Schiffs durch den gewöhnlichen Krummzapfen in Bewegung; wobei man jetzt die Aenderung getroffen hat, daß man zwei Cylinder und zwei unter sich rechtwinklig stehende Krummzapfen anwendet. Die Schaufelräder sind übrigens ganz den Wasserrädern unterschlächtiger Mühlen gleich. Perkins machte den Versuch, den Dampf statt des Schießpulvers zu benutzen. Er wendete statt des Luftmagazines bei der Windbüchse einen Dampferzeuger an, der so stark erhitztes Wasser enthielt, daß dasselbe, sobald der Druck sich entfernte, sich augenblicklich in Dampf von ungeheurer Elastizität verwandelte. Man kann ein solches Gewehr, wenn die Dampferzeugung keine Schwierigkeit macht, in ununterbrochener Reihe fort abschießen und so lange, als man irgend nur will. Die Wirkung oder Tragekraft ist, sagt man, der des Schießpulvers gleich. Indessen wird eine Dampfkanone immer mehr Vortheil haben, als eine Dampfflinte, welche durch einen solchen Apparat nur lästig werden dürfte. Auch wird diese Art Kanonen mehr in Festungen, als im Felde anwendbar seyn.

Elisabeth,

Kronprinzessin von Preussen



Das Streben dieser edlen Fürstin und ihre Wohlthaten sind so bekannt und anerkannt, daß zur Wahrheit wurde, was bei der Vermählungsfeier des Kronprinzen von Preußen (1823) ein Dichter, mit Bezug auf die verewigte Königin Louise, sang:

„Elise und Louise — es reimet im Ton,
Im neuen Paradiese da keimet es schon!
Von Myrten, von Rosen wird Lorbeer umkränzt,
Von Glücks-Loosen der Thron nun umglänzt."

Sir Isaak Newton.

(geb. 1642., gest. 1727.)



Unter den wenigen Wissenschaften, deren Ausbildung gänzlich der neueren Zeit vorbehalten war, nimmt die empirische Naturlehre den ersten Rang ein. Die Griechen neigten sich entschieden zur metaphysischen Seite der Wissenschaft. Sie erklärten die Natur, wie sie ihrer Vernunft gemäß seyn mußte, und ahneten nicht, wie weit die Beobachtung und das Experiment zu führen vermögen. Daher kam es, daß ein System das andre verdrängte, und auf so schwankenden Grundpfeilern kein festes wissenschaftliches Gebäude sich erheben konnte. Erst im 16ten Jahrhundert begann man, die Natur-Erscheinungen zu beobachten, um daraus Elemente zur Begründung einer Wissenschaft zu gewinnen. Gewaltige Männer, Galilei in Italien und Kepler in Deutschland betraten diese Bahn mit dem schönsten Erfolg; jenem gelang es

durch die Entdeckung des Pendels und der Gesetze der Schwere die Physik zu bereichern, diesem, aus den dreißigjährigen Beobachtungen des Tycho de Brahe seine drei Analogien, die ewig bleibenden Grundpfeiler der Astronomie, zu entdecken. Schon früher hatte Kopernikus die alten Fesseln abgeworfen, und Baco von Verulam die Idee der neuen Methode ausgesprochen. Nach solchen Vorarbeiten erschien Newton. War es seinen Vorgängern geglückt, über einzelne Theile der Naturlehre Licht zu verbreiten, so waren es doch nur einzelne Glanzpunkte in tiefer Nacht; Newton sollte diese Nacht erhellen. Er begnügte sich nicht, noch mehr Erscheinungen der Natur zu beobachten, noch mehr einzelne Gesetze zu entdecken, einzelne Wahrheiten zu ergründen; die Wahrheit, die Wissenschaft selbst in ihrem innigen Zusammenhange, die Natur, wie sie aus den einzelnen Erscheinungen als ein in sich vollendetes Ganzes hervorgeht, in dem die Erscheinung nur ein Glied der großen Kette ist, das war das hohe Ziel seines Strebens. Er verfolgte die Natur Schritt vor Schritt, und wo er hindrang, wich das Dunkel, und eröffnete die Aussicht zu wieder neuen Forschungen. Keine Schwierigkeit schreckte ihn. Er kam, sah und siegte. Nur so war es möglich, in einem Menschenleben die Wissenschaft zu der Höhe zu erheben, in der die Physik seit Newton glänzt, und nur so konnte er sich der Inschrift würdig machen, die man in dem Zimmer, wo er geboren wurde, aufgestellt hat:

Nature and nature's laws lay hid in night,
God said „Let Newton be", and all was light.
(Nacht deckte die Natur. Doch sieh, Gott spricht:
„Es werde Newton" — siehe da wird Licht.)

Alle Entdeckungen, die wir in dem weiten Gebiete der Naturforschung Newton verdanken, darzulegen, würde die Entwicklung eines großen Theils der Naturlehre und der Astronomie erheischen: wir müssen uns daher auf diesem beschränkten Raume damit begnügen, an seine Hauptverdienste zu erinnern, die sich nach drei verschiednen Seiten besonders kund geben.

Newton's erste Haupt-Entdeckung ist seine Theorie des Lichts. Er zeigte durch das Prisma, wie das weiße Sonnenlicht aus den verschiednen Farben zusammengesetzt ist, von denen jede einzelne durch ihre besondre, größere oder geringere Strahlenbrechung sich unterscheidet, und aus dieser gewonnenen Wahrheit ging bald die Reihe von Entdeckungen hervor, die unsere heutige so herrlich ausgebildete Lehre vom Lichte begründet, und die Newton in seiner 1704 zuerst erschienenen „Optik" bekannt machte.

Die zweite Wahrheit, die Newton's Genius entdeckte, und die weithin Licht über die Natur verbreitet hat, ist die Gravitationslehre, die er in seinem schwierigen aber unendlich reichen Werke: **Philosophiae naturalis principia mathematica,** 1687 entwickelte. Die große Entdeckung, die diesem ganzen Werke zu

Grunde liegt, ist das Prinzip der allgemeinen Anziehung: daß nämlich die Schwere, zufolge welcher die Körper fallen, und die uns selbst auf der Erde festhält, nichts ist als eine Anziehungskraft, die **alle** Körper, nicht allein unsrer Erde, sondern auch alle Himmelskörper, gemeinsam besitzen. Und diese Anziehungskraft läßt sich genau aus der Dichtigkeit der Masse der Körper und der Entfernung derselben, nach dem von Newton entdeckten Gesetze bestimmen. Welche Aussicht für die Wissenschaft eröffnet! Die Sonne mit ihren Planeten, die Planeten mit ihren Trabanten, die Kometen in ihren excentrischen Bahnen, die Fixsterne in den entferntesten Grenzen des Raumes, das ganze materielle Universum mußte sich diesem Gesetze beugen. Und in der That hat Newton's Geist durch den Scharfsinn und die Ausdauer, womit er dies fruchtbare Prinzip verfolgte und auf die ganze Natur anwendete, sich eben so glänzend bewährt, als er durch die Entdeckung des Gesetzes selbst aus der Bewegung des Mondes und den drei großen Gesetzen **Kepler's**, sich in seiner ganzen Größe offenbart hatte.

Das dritte Haupt-Werk Newton's ist die Entdeckung des Binomischen Lehrsatzes und der Lehre von den Fluxionen, die er in verschiedenen mathematischen Abhandlungen und Werken bekannt gemacht hat. Leider hat die Erfindung der Fluxions-Rechnung (Differential-Rechnung) Anlaß zu einem leidenschaftlichen Streit zwischen Newton und dem berühmten deutschen Mathematiker, Leibnitz, gegeben, der den Ruhm der Erfindung für sich in Anspruch nahm. Noch jetzt schwanken darüber die Meinungen der Gelehrten. Aber die schöne Entdeckung ist gemacht, gleichviel von wem zuerst, und die Mathematik hat mit Hülfe derselben ihr Reich weit ausgedehnt. Beide Männer sind groß und unsrer Verehrung würdig; geben wir beiden den Ruhm der Erfindung, und trüben ihr Andenken nicht durch das Auffrischen eines kleinlichen Zankes, der nur zu deutlich die menschliche Schwäche auch in unsern größesten Weisen bekundet, aber glücklicher Weise auf das Fortschreiten der menschlichen Erkenntniß selbst keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hat.

Newton's kleinere Entdeckungen im Gebiete der Naturlehre, Astronomie und Mathematik übergehen wir, so wie seine chronologischen und theologischen Studien, zu denen er besonders gegen das Ende seines Lebens sich hinneigte, und wenden uns zu seinem Leben, das uns das erfreuliche Bild eines herrlichen Mannes darbietet, der mit dem höchsten menschlichen Wissen Bescheidenheit und Gottesfurcht einigte.

Newton ward geboren zu Woolsthorpe, einem Dörfchen in der englischen Grafschaft Lincolnshire, ungefähr sechs Meilen südlich von Grantham, den 25. December alten Styls, 1642. Das Kind war außerordentlich schwächlich. Sein Vater war schon vor seiner Geburt gestorben, aber um so sorgsamer wachte

die Mutter über das zarte Kind, und als sie nach drei Jahren sich wieder verheirathete, übergab sie es der Sorgfalt ihrer eignen Mutter. Schon zu Grantham, wo Newton seit seinem zwölften Jahre die Schule besuchte, offenbarte sich seine Liebe zu den Forschungen in den mechanischen Wissenschaften; er machte schon hier allerlei kleine Erfindungen, die er zur allgemeinen Bewunderung selbst sehr geschickt ausführte. Aber auch den übrigen Wissenschaften lag er fleißig ob, und verrieth viel Liebe zum Zeichnen und selbst zur Dichtkunst. Sein Herz ward, wie es scheint, schon zu Grantham gefesselt. Er lebte mit einem liebenswürdigen Mädchen, Fräulein Storey, mehrere Jahre in demselben Hause. Ihre jugendliche Freundschaft hatte sich zu einer höheren Leidenschaft entflammt. Aber das Schicksal wollte nicht die Vollendung ihres Glückes: sie waren beide zu arm. Das Fräulein Storey war in der Folge zweimal verheirathet, und Newton, der sich in das Joch der Ehe nie beugte, hat während seines ganzen Lebens eine hohe Achtung und Freundschaft für sie erhalten.

Newton's Mutter hatte ihn zur Leitung ihrer Landwirthschaft bestimmt; er ward von der Schule abgerufen, zeigte aber eine solche Abneigung vor dieser Beschäftigung und eine so leidenschaftliche Liebe zum Studium, daß seine Mutter sich entschließen mußte, ihn der Wissenschaft zurückzugeben. Er ward 1660 im Trinity-Collegium zu Cambridge aufgenommen. Im Jahre 1669 folgte er seinem Freunde, Dr. Barrow, in der Professur der Mathematik, und betrat nun die glänzende Bahn, auf der er seinen Welten-Ruhm errang. Seine Entdeckungen folgten sich mit erstaunlicher Schnelle, und wenn auch seine neue Lehre vielen Widerspruch fand, so hatte er doch noch lange vor seinem Tode das Vergnügen, sie triumphiren zu sehn in England. Unter den persönlichen Auszeichnungen, die Newton zu Theil wurden, gehört zuvörderst die Wahl zu einem der Abgeordneten, die 1687 die Gerechtsame der Universität Cambridge gegen unbillige Eingriffe des Königs, Jakob II, vertheidigen sollten. Nachdem er mit Erfolg seines Auftrags sich entledigt, erwählte ihn die Universität im folgenden Jahre zum Parlaments-Mitgliede. Aus einem Krankheitszustand, in den Newton im Jahre 1693 verfiel, haben einige Schriftsteller sogar eine Geistes-Zerrüttung machen wollen, die auf sein ferneres Leben eingewirkt hätte. Auf Rechnung der so geschwächten Geisteskraft schreiben sie Newton's gottergebnes Gemüth, das sich in seinen theologischen Schriften ausspricht. Aber das ist erweislich falsch: Newton's Geist war nie für längere Dauer geschwächt, und sein Gemüth war sowohl vor als nach seiner Krankheit gottesfürchtig und mit bescheidner Ergebung Gottes Offenbarung anerkennend. Jener Vorwand aber ist nichts als ein willkommner Deckmantel dem Unglauben, der es fürchtet, einen so erleuchteten Mann unter dem Haufen der Gläubigen zu finden.

1695 ward Newton ein neuer Wirkungskreis angewiesen. Er ward zum Aufseher der Münze und 1699 zum Münzmeister ernannt; die Akademie der Wissenschaften zu Paris ernannte ihn in demselben Jahre zu ihrem Mitgliede; Cambridge erwählte ihn 1701 zum zweitenmale zum Parlaments-Deputirten; zwei Jahr darauf wurde er Präsident der Londner Societät, und 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Ritter. Von nun an lebte Newton hochgeehrt und ruhig in seinem Hause zu London, besonders mit chronologischen und theologischen Werken beschäftigt, und neue Ausgaben seiner Werke besorgend. Er starb am 20. März 1727 im 85sten Jahre seines Lebens. Der König, Georg I., verordnete, daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Personen vom höchsten Range ausgestellt und in der Westminster-Abtei beigesetzt werde. Das Leichentuch trugen der Ober-Kanzler, zwei Herzöge und drei Grafen, Mitglieder der Königlichen Societät.

Newton's Verwandten, denen er, seine Familiengüter ungerechnet, 32,000 Pfund Sterling (210,000 Thlr.) hinterließ, errichteten ihm ein prachtvolles Denkmal in der Westminster-Abtei, reich mit sinnvoller, halb erhabner Arbeit geschmückt, auf dem Sarkophage Newton in ruhender Lage, mit einer pomphaften lateinischen Grabschrift, die mit den Worten schließt:

Sibi gratulentur mortales, tale tantumque exstitisse Humani generis decus.

(Die Menschen mögen sich rühmen, daß eine solche und so große Zierde des Menschengeschlechts gelebt hat.) Noch andre Denkmäler wurden ihm zu Ehren an verschiednen Orten errichtet. Aber das schönste hat er sich selbst gesetzt in seinen unsterblichen Entdeckungen und dem Andenken an seinen musterhaften Lebenswandel. Was ist seltner und schöner als Ehre, Wissenschaft und Gottesfurcht in Einem Manne vereinigt? Ein solcher Mann war Newton. Wir haben erzählt, wie sein Ansehn und sein Ruhm von Stufe zu Stufe stiegen. Es läßt sich schon aus unsrer kurzen Darstellung ermessen, wie tief er in das Gebiet des Wissens eingedrungen, wiewohl nur aus dem Studium seiner Werke selbst die Bewundrung hervorzugehn vermag, die seinem Forscher-Geiste gebührt. Mit der sprudelnden Erzeugungskraft des Genie's vereinigte er die ruhige Besonnenheit des Beobachters, das sichere Fortschreiten des Mathematikers, den Fleiß des Gelehrten und das seltne Talent, die tiefsinnigsten Spekulationen mit durchsichtiger Klarheit darzustellen.

So bewunderungswerth Newton als Forscher ist, so liebenswürdig war sein moralischer Charakter. Frommer Glaube, Freigebigkeit und Bescheidenheit bilden die Grundlagen desselben. Er glaubte fest an die Offenbarung, aber in jenem bescheidenen Sinne, daß er eine abweichende Meinung nie streng verurtheilte und seinen Abscheu vor religiöser Verfolgung, sogar der mildesten Art, aussprach. Seine Mildthätigkeit hatte keine Grenzen: er war

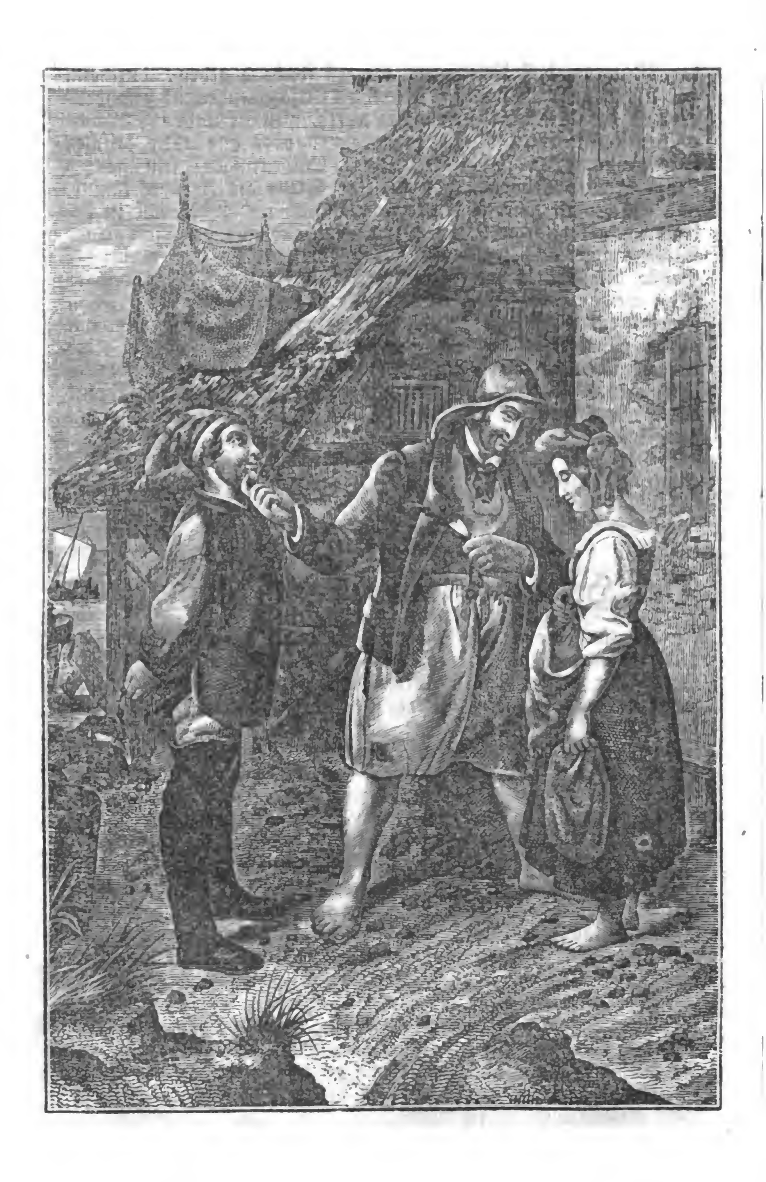
der Meinung, daß diejenigen, die erst sterbend geben, durchaus gar nichts gegeben haben. Newton's Bescheidenheit ist besonders deshalb der höchsten Anerkennung werth, weil sie nicht aus Gleichgültigkeit für seinen Ruhm hervorging, oder aus einer falschen Beurtheilung der Wichtigkeit seiner Entdeckungen: sein ganzes Leben beweist vielmehr, daß er seine Stelle als Forscher kannte, und entschlossen war, seine Rechte männlich und würdevoll zu behaupten. Aber seine Bescheidenheit entstand aus der Tiefe seines Wissens und aus seiner Verehrung Gottes, so daß er in der Größe der Vergleichung seine Kleinheit erkannte. Das hat er selbst wenige Jahre vor seinem Tode ausgesprochen, als man in seiner Gegenwart seines Ruhmes erwähnte: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine; aber mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein glattes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschaale findend, während der große Ocean der Wahrheit unerforscht sich weithin vor mir ausdehnte."

Eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung Newton's hat der Englische Physiker Brewster 1831 herausgegeben.

M. E. Simion.

Der Heiraths-Antrag auf Helgoland.

Es ist Copie eines Gemäldes, das auf der Kunst-Ausstellung 1834 in Berlin die größten Kreise der Beschauer an sich zog. Der Maler heißt Rudolph Jordan, ein junger Künstler, der schon durch mehrere gelungene Bilder sich einen Namen machte. Wir konnten, des Formates wegen, nur die Gruppe, nicht die ganze Staffage, auf unser kleines Bild bringen; jedenfalls die Hauptsache. Jener kernhafte Alte mit den leinenen, bis aus Knie reichenden Pluderhosen, wie fest und sicher steht er auf den weitgespreizten nackten Füßen! Und dieser köstliche Bursche mit der grauen Zipfelmütze, der langen braunen Jacke und den wasserdichten Ueberschlagstiefeln, wie weiß er sich in Positur zu setzen und die Tabackspfeife mit dem lose stehenden Kopfe hinter dem Rücken zu verbergen, während ihm der Alte schmunzelnd unter das Kinn faßt und seinen über und über lächelnden Kopf etwas unsanft in die Höhe richtet! Er stellt ihn lobpreisend der jungen schmucken Dirne vor, die verschämt die Augen niederschlägt, schalkhaft in sich hineinlächelnd und verlegen mit dem Schürzenbande spielend. Wir lesen das Jawort auf ihren Lippen und in ihren Mienen; sie hat ihn schon längst lieb gehabt. Wer wünschte aber auch nicht, daß aus den Beiden ein Paar, und das ärmliche Fischerhaus recht bald der Wohnsitz ihrer ehelichen Liebe, wie dieser Hof und die nahe See der Schauplatz ihrer gemeinsamen Arbeit würde!



Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Geboren zu Breslau den 21. November 1768, starb in Berlin am 12. Februar 1834.



Es giebt große Menschen, die von Niemandem gehaßt werden, innige mystische, auch dann immer nur in sich bleibende Geister, wenn sie sich nach außen wenden, gar nicht polemische Naturen. Zu diesen gehörte Schleiermacher nicht, denn so entschieden er ein Genie war, so unentschieden wird immer bleiben, ob mehr ein kritisches oder ein schöpferisches. Und wohin er die Fackel seiner Kritik trug, da setzte sie ihm auch das Verborgenste und Ueberbauteste ins Licht. Nimmt man dazu, daß er der Sprache mächtig war wie des Gedankens, und angreifend sie zu handhaben verstand wie ein zweischneidiges Schwerdt, vor dem es kein Entrinnen giebt wo irgend, wie versteckt auch immer Blößen sind: so begreift man den Haß, den er erndtete, und kann ohne eben ein Prophet zu seyn, vorhersagen, daß derselbe sich noch bitterer äussern wird als bisher. Wie dem aber sey, es wird die Zeit kommen, wo die polemische Richtung seines Wesens als sein göttlicher Beruf wird gewürdigt, und die Produkte derselben, falls sie nicht

mit unverantwortlicher Willkühr unter den Scheffel gestellt werden, für das werden erkannt werden, was sie sind, für hohe Kunstwerke in ihrer Art, so wie für reine Ausströmungen einer rein auf die Sache gerichteten Gesinnung.

Was nun aber die andere Seite seines Wesens betrifft, die positive: so kann ihre große Kraft schon daraus erkannt werden, daß er selbst solche Gemüther sich gewonnen, welchen seine Polemik aus natürlicher Abneigung gegen kritische Schärfe immer etwas Unheimliches und Zurückstoßendes gehabt hat. Doch darf nicht verkannt werden, daß ihm, die große Menge zu fesseln, nicht gegeben war. Denn nirgends stand er so, daß er nur das Wort zu geben gehabt hätte, das schon Alle auf der Zunge haben, sondern er stand auf einer solchen Höhe der Betrachtung, daß er immer nur, indem er erst zu sich heraufzog, Gemeinschaft mit sich stiften konnte. Wenn aber schon dieses ihm nicht zuließ, den Kreis der Seinigen in irgend einem gegebenen Augenblicke sehr groß zu ziehen, bedeutend verengt noch mußte er ihn dadurch sehen, daß er nur denen — und solcher sind ja verhältnißmäßig immer nur wenige — etwas seyn konnte und wollte, die nur so sich lehren zu lassen begehrten, daß ihr Lernen von Anfang an dieselbe freie schöpferische Thätigkeit wäre, die sein Wissen und Lehren war. Innerhalb dieser Grenzen aber hat er vom Katheder und von der Kanzel herab und als Schriftsteller mächtig gewirkt, wie selten ein Mensch; innerhalb dieser Grenzen ist er sehr verschiedenen Kreisen populär gewesen im wahren Sinne des Wortes, nämlich anregend und verständlich, und zwar beides durch eines und dasselbige. Denn wodurch hat er auf dem Gebiete der Wissenschaft Jünglingen, die zuerst schüchtern den Pforten derselben sich nahten, wodurch hat er gereiften Männern, die längst als würdige Priester im Heiligthum derselben walteten, das Allerheiligste derselben aufgeschlossen, so daß Allen, die wahrhaft regen Strebens ihm wirklich angehörten, unmöglich geworden ist, jemals an und in ihr irre zu werden und ihrem Dienste zu entsagen? Wodurch hat er in der Kirche sich Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Gelehrten und Ungelehrten als Vater und Diener und Gehülfe in Christo bewiesen? Ihr habt Recht, wenn ihr sagt, durch seine dialektische Kunst. Aber vergesse nur Niemand, daß diese wie freilich immer Kunst so auch immer der volle Erguß, die ungeschminkte Darlegung, die einfache natürliche Bewegung seines innern Lebens war. Und nur in der innigen Verschmelzung von beiden, nur in der Allgegenwart seines Geistes und seiner Kraft in seiner Kunst, und umgekehrt, nur darin ruht das Geheimniß seiner immer belebenden und das erweckte Leben steigernden Wirksamkeit, der an Großartigkeit nichts gleich kam, als die Höhe und Tiefe und Fülle seines wissenschaftlichen und religiösen Lebens selbst. Denn was zuerst seine Frömmigkeit betrifft, so war sie so sehr innerste Erfahrung darin, daß Jesus

der Christ ist, so sehr seelige schöpferische Gemeinschaft mit dem Herrn, daß er sie von Allem frei zu halten und in Alles hinein zu bilden wußte, und also durch nichts in ihr irre zu machen war; und so sehr war sie Liebe des Herrn und Gemeinschaft mit allen Gläubigen, daß, so entschieden er sich bewußt war, welche Gestalt Christus in ihm gewonnen hatte, er doch immer auch das schärfste Auge und den regsten Sinn für alle nur denkbaren, der seinigen zur Seite und gegenüber stehenden Richtungen der christlichen Frömmigkeit hatte. Und eben so, was die Wissenschaft betrifft. So groß war sein Interesse an ihr, so mächtig sein Glaube an sie, daß kein anderweitiges Interesse ihn jemals hindern konnte, die wissenschaftliche Thätigkeit durchaus frei zu erhalten und alles außer ihr in Frage zu stellen, um alles durch sie zu erfassen. Und wieviel er auch hier gar sehr seine eigne Weltanschauung hatte und zu behaupten wußte: so fehlten ihm doch niemals Liebe und Einsicht, auch alle übrigen, die wirklichen nicht nur sondern auch die möglichen, aufzufinden und ihnen ihren Ort anzuweisen. War er nun so immer und überall sicher davor, den schwankenden Halm zu zerknicken oder das glimmende Licht auszulöschen, war es so nothwendig, daß jedes eigenthümliche Leben aus seinem innersten Mittelpunkte her durch ihn gefördert werden mußte, konnte es ihm so niemals fehlen, daß er auch das Kleinste im Zusammenhange mit dem Größten schaute und damit selbst zum Größten erhob, und mußte er in diesem Alles zusammen- und Alles auseinander-schauen, immer neu seyn wie immer derselbe, was Wunder, daß er innerhalb jener Grenzen, alle eben so an sich fesselnd wie von sich und allen Menschen frei machend, Allen den sichern Eindruck gab, es gehe eine lebendige Kraft von ihm aus, die ihn wie zum Parteihaupt schlechthin unfähig, so dazu vollkommen geschickt mache, Allen Alles zu werden.

Aber auch das mußte ihm bei denen, die ihn zu fassen im Stande waren, die größte Bewundrung und Liebe erwecken, daß er, was eine große Seltenheit ist, eben so entschiedenen innern Beruf zu organisirendem Wirken hatte, als zur Anschauung und Gedanken-Erzeugung und Mittheilung, nur daß er, auf den ersten Blick sehend was im gemeinsamen Leben, so weit es ihm zugänglich war, Noth that, mit unerschütterlichem Muthe und großem psychagogischen Takte auf das zu erreichende Ziel losging. Dieses aber konnte ihm dem Obigen gemäß kein andres seyn, als einerseits einer jeden Richtung auf jedem Gebiete ihr gutes Recht neben allen übrigen zu sichern, andrerseits aber dabei auch die entschiedenste Ordnung, sowohl im Nebeneinander aller Richtungen als in der folgerechten Entwickelung einer jeden für sich im Gegensatze gegen alle übrigen, aufrecht zu erhalten. Sein Amt forderte hier seine Kraft nur selten und vorübergehend heraus; das meiste also, was er gethan hat, ist nur Gehorsam gewesen gegen die Gewalt des inneren Berufes, dessen er sich vollkommen

bewußt war. Aber es konnte nicht fehlen, hier vornämlich mußte er nach zwei verschiedenen Seiten hin in Kampf gerathen, einerseits mit denen, die bloß zufällig Getrenntes — die lutherische und die reformirte Kirche — nicht wollten vereinigt, andrerseits mit denen, die bloß zufällig Verbundenes — das Staats- und Kirchen-Regiment — nicht wollten auseinander gehalten wissen. Der Erfolg liegt Jedermann vor Augen; seine Sache ist für den Augenblick unterlegen, denn auch wo man sie den Sieg läßt davon getragen haben, ist derselbe nur scheinbar. Daß nun einige an dem, was wir hier gesehen haben, sich ärgern, ihm nicht nur Ausdauer absprechend und damit auch den wahren Muth, sondern auch alle Gradheit der Gesinnung, andre dagegen sich innig freuen, meinend er habe endlich doch auch nicht umhin gekonnt wie ihrer einer zu werden, was für ihn freilich wenig spreche, da er sich so spät in das Unvermeidliche gefunden, desto mehr aber für sie, die klüglich niemals irgend einen Widerstand geleistet, — das ist ganz in der Ordnung. Aber es wird nicht schwer werden, beide zu enttäuschen, wenn darüber an seinem Orte zu reden vergönnt seyn wird. Hier kann nur dieses bemerkt werden, daß wahrhaft lebendige Mitglieder einer christlichen Gemeinschaft, die für die Erhaltung und Fortbildung derselben thätig zu seyn berufen sind, zwei Wege dazu vor sich haben; einmal den, die Gemeinschaft festzuhalten, wie wenig es auch gelinge, sie dem Ziele näher zu rücken, dem sie bestimmt scheint, dann den umgekehrten, die Gestalt der Dinge, die kommen muß, festzuhalten, wie wenig Aussicht auch sey, dabei nicht mit der Gemeinschaft zu brechen. Nicht jeder dieser beiden Wege ist zu jeder Zeit und unter allen Umständen und für jeden der rechte, und wer den einen einschlägt, wo der andere geboten ist, der geht in so fern unter, wiefern sich sein Streben, gesetzt auch, es wäre Anfangs siegend, zuletzt doch als ein vergebliches erweist. Ferner wer auch den rechten Weg eingeschlagen hat, aber, die Gegenwart der Zukunft unterordnend, nicht immer auch die Gegenwart, und die Zukunft der Gegenwart unterordnend, nicht immer auch die Zukunft im Auge behält, der frevelt, und so glänzende Siege er Anfangs erkämpfen mag, sicher folgen so lange Reactionen, bis dem Vernachlässigten sein Recht geworden ist. Schleiermacher nun hat geglaubt, die Umstände seyen jetzt der Art, daß eine Fortbildung unsers kirchlichen Lebens nur möglich sey, wenn man vor Allem an der gegebenen Gemeinschaft festhalte, er hat geglaubt, es sey eine Zeit mehr der Entwickelung als der neuen Schöpfungen, und wenn er darin sich schwerlich geirrt, wenn er ferner, wie wer sehen will und kann, leicht sieht, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit alles der Entwickelung Widersprechende, so viel an ihm lag, zu bekämpfen niemals aufgehört hat, wer ist, der mit jenen sich an ihm Aergernden ihn tadeln, oder mit jenen an ihm sich Freuenden ihn loben möchte.

Folgen wir ihm nun aber, einem solchen und einem so gro-

ßen Manne, in seine engsten persönlichen Verbindungen und in seinen weiten geselligen Kreis. Was die ersten betrifft, so war er auch für diese so reich als eigenthümlich begabt. Denn wie er fähig war zu lieben mit ganzem Gemüth, so war, eben so geliebt zu werden, sein innerstes Bedürfniß und seine reinste Freude, und niemals hat er Jemanden ganz und ohne Rückhalt haben wollen, ohne sich ihm auch ganz und ohne Rückhalt hinzugeben. Ein seltener Reichthum, dem die Treue kein außer ihm Liegendes sondern wesentlich und natürlich ist; ganz anders als bei den Vielen, die zwar haben wollen, denen aber versagt ist, sich haben zu lassen, so daß wenn dieses von ihnen in irgend hohem Maaße gefordert wird, sie sich so gedrückt fühlen, daß auch jenes in ihnen abstirbt. Eigenthümlich aber war seiner Liebe, daß, wie er selbst sich immer nur als den ganzen Menschen, der er war, gab und nehmen ließ, er so auch an Andern nicht dies oder das Einzelne auffaßte, um dabei stehen zu bleiben, oder doch nur stückweise sich den ganzen Menschen anzueignen, sondern im Gegentheil ursprünglich den ganzen Menschen in seinem innersten eigenthümlichsten Wesen ergriff, und erst von hieraus und immer nur hierdurch aller Kräfte und Gaben desselben froh wurde und mächtig. Und so jeden nicht als den, der er nur in einem gegebenen Augenblicke war, vielmehr immer als den schauend und habend, der er überhaupt war und nothwendig werden mußte, so konnte seine Liebe von denen, die ihr jemals angehört, Niemanden weder aufgeben noch verlieren, so daß nicht allein mit ihrer Fülle, sondern auch mit ihrer Art die Treue eins war und dasselbe; andrerseits aber waren ihr damit auch ihre bestimmten Grenzen und zwar oft sehr enge gezogen. Denn dieser Styl der Freundschaft, in welchem das Verhältniß nicht entsteht an dem, was der Mensch irgend wie hat oder thut, wie groß es auch sey, sondern nur an dem, was er ist, und in welchem der Freund auf den Freund nur so wirkt, daß jeder durch nichts anderes, als durch das was er ist, die innerste Eigenthümlichkeit des Andern erregt und diese sich dann, ihrem eignen Gesetz gemäß, nach allen Punkten des Umkreises hin entfalten läßt, dieser Styl der Freundschaft, bei welchem das innige gemüthliche Eingehen in die einzelnen Zustände als solche, nicht nur niemals das erste ist, sondern überhaupt selten oder gar nicht vorkommt, ist nicht für alle und kann es auch nicht seyn. Aber wie Wenigen auch immer er Freund seyn konnte in diesem höchsten und engsten Sinne des Wortes: auf dem Gebiete des geselligen Lebens war ihm seiner Natur und Bildung nach ein so weiter Kreis gezogen, daß er sich hier schwerlich anderer Grenzen konnte bewußt seyn, als die ihm seine äußere Stellung setzte. Es galt ihm, daß hier dem heiligen Ernst des Berufslebens gegenüber das freie sittliche Spiel des Lebens, allen individuellen Kreisen gegenüber das Allgemeinmenschliche hervortrete. Zu beiden aber hatte er, was nicht fehlen darf: den kindlichen für Alles

und für Alle offenen Sinn, und in demselben einerseits die feine gebietende Haltung des Vornehmen im edelsten Sinne des Wortes, der gegenüber nicht leicht Jemand wagte, sey es sich brüstend sey es sich herablassend, den Großen zu machen, andrerseits die edle Treuherzigkeit des bürgerlichen Mannes, die auch dem Jüngsten und Geringsten alle Scheu nahm. Dazu kam, daß ihm nichts zur Gewohnheit geworden war aus seinen Aemtern her, weder Geberde noch Wort noch Betonung, und daß er, ein rechter Prophet, den Geist des Propheten beherrschend, sich immer so beisammen hatte, daß er in seiner Berufsthätigkeit abbrach, wo es die Ordnung seines Lebens forderte, ohne daß auch nur ein leiser Anklang von dem, was ihn mächtig bewegte und in dessen Produktion er begriffen war, in das gesellige Leben überging, und daß er eben so aus dem beseeltesten geselligen Kreise, ohne daß er irgend einen störenden Nachklang zu beseitigen gehabt hätte, an seine Arbeit zurückkehren konnte. Was aber diese sittlichen Kräfte wirken mußten, wenn sie seinen so umfassenden als in die Tiefe dringenden eigenthümlich schöpferischen Geist in Bewegung setzten, daß er in der ihm eignen unschuldig neckenden, sprühenden Laune und in dem ihm immer zu Gebote stehenden Zauber der Rede dahinströmte, das beurtheile jeder bei sich selbst. Die ihm jemals nahe gekommen sind, rühmen ihm dankbar nach, daß er auch hier, was in jedem das Beste war, frei zu machen, und jedem, was ihm noch fehlte, einzupflanzen wußte.

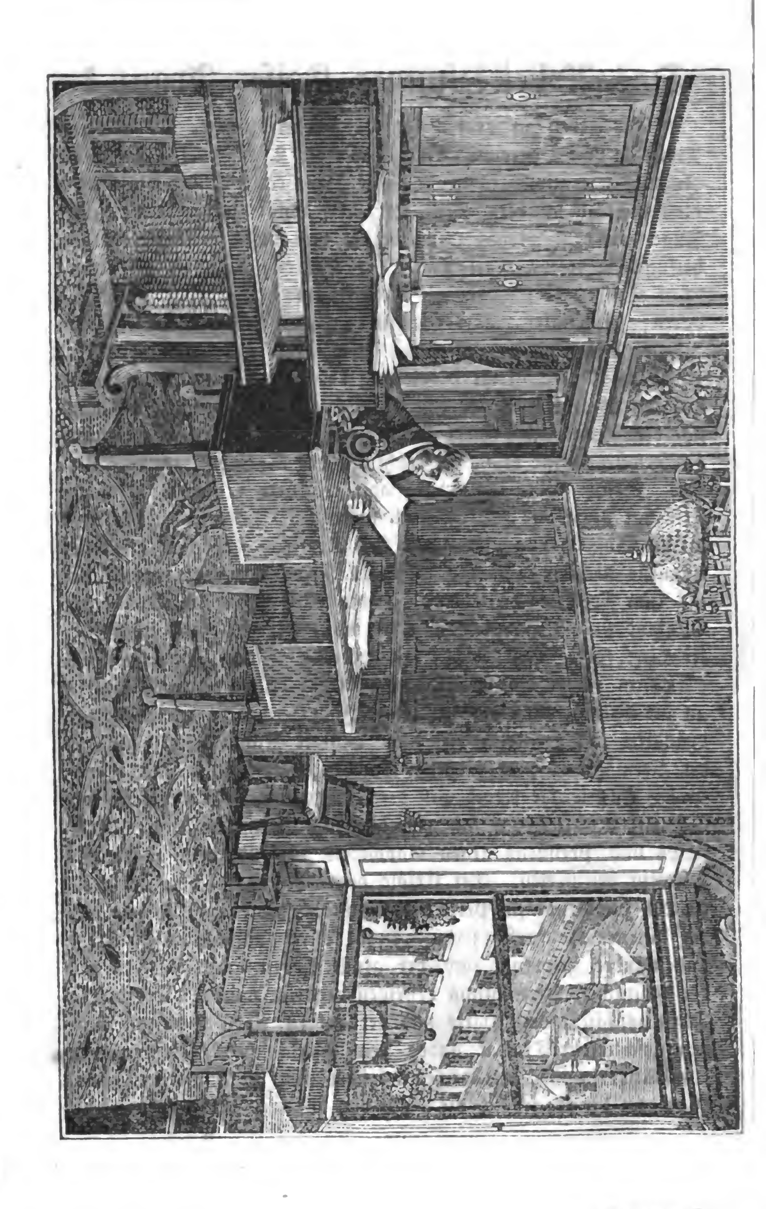
Er war ein Greis an Jahren, an Lebensfrische aber noch ein Jüngling, als ihm gegeben ward zu sterben, wie er gelebt hat, bei solchem Leben ein rühmlicher Tod. Möge dieser Tod bald dargestellt werden in seiner ganzen Herrlichkeit! dann wird nichts Treffenderes gesagt werden können, als dieses: der Mann lebte, wie er gestorben ist; bei solchem Tode ein rühmliches Leben.

Berlin, den 4. Juni 1835. Jonas,
Prediger an St. Nikolai.



Das Arbeitszimmer Kaiser Franz I.

Wir geben in dem Bilde das Arbeitszimmer des Kaisers Franz I. von Oestreich. Sein Tod (am 2. März 1835) hat im Inlande wie auswärts große Theilnahme erweckt, und wir denken diese nicht zu mindern, wenn wir, dem Bilde entsprechend, einige Züge von dem Menschen im Kaiser und von seinen Verdiensten beifügen. Joseph Karl Franz (in Oestreich I. unter den deutschen Kaisern II.) wurde zu Florenz am 12. Februar 1768 geboren; sein Vater war der nachherige Kaiser Leopold II., seine Mutter Marie Luise, Tochter Karls III. von Spanien. Am 1. März 1792 ging die Regierung des östreichischen Kaiserthums auf ihn über, obgleich er den Namen eines Kaisers erst annahm, nachdem Frankreich (1804) ein Kaiserthum geworden; die deutsche Kaiserwürde legte er nach Errichtung des Rheinbundes 1806 nieder. Seine militairische Laufbahn eröffnete er schon 1788 im Feldzuge gegen die Türken, auch später (1794) stellte er sich selbst an die Spitze seiner niederländischen Armee. Die schon 1792 begonnene Bekämpfung der Republik Frankreich setzte der Kaiser bis zum Frieden von Campo Formio 1794, und im Bunde mit England und Rußland von 1799 bis 1801, bis zum Lüneviller Frieden, fort. Der Kampf mit dem Kaiser der Franzosen 1805 endete in einem Waffenstillstande. 1809 erließ er einen Aufruf an die deutsche Nation; in diesem Jahre, wo die Ereignisse sich drängten und Oestreich viel litt, willigte Kaiser Franz auch in die Vermählung seiner ältesten Tochter, Marie Luise, mit Napoleon. Das wirkte jedoch auf den unbeugsamen Eroberer so wenig, daß Kaiser Franz sich genöthigt sah, 1813 dem Bunde Rußlands und Preußens gegen Napoleons Willkühr und angemaßte Diktatur beizutreten. Der Erfolg dieses Kampfes, dem der Kaiser bis zum Ende in Person beiwohnte, ist bekannt, so wie daß der Wiener Kongreß (1814 — 1815) durch Napoleons Rückkehr auseinander gesprengt und der große Streit dennoch 1815 mit der politischen Vernichtung desselben beendigt wurde. Die beiden Friedensschlüsse von Paris und der am 14. April 1816 mit Baiern geschlossene Traktat gaben dem östreichischen Gesammtstaate eine Ausdehnung, die derselbe früher noch nicht erreicht hatte. Nachdem der Kaiser sich die Ruhe von außen gesichert sah, wandte



er alle seine Kraft nach innen und saß fast ein ganzes Menschenalter hindurch mit einer so richtigen Schätzung und Ausübung seiner landesherrlichen Pflichten auf dem Kaiserstuhle, daß er von seinen Unterthanen als Vater betrachtet und allgemein mit dem Lobe beehrt wurde, er sey der populärste Monarch seiner Zeit gewesen und seine selbst errungene Würde habe ihn unter die Regenten ersten Ranges gestellt. Die Kultur des Landes, die Industrie, Kunst und Wissenschaft hatten an ihm einen besondern Gönner; daß er aber sein Volk herzlich liebte, bewies nicht allein die Anlage des Volksgartens zu Wien, sondern auch die Thatsache, daß er an jedem Mittwoch für jeden Supplikanten persönlich zu sprechen war. Man bewies ihm dabei solches Zutrauen, daß sehr viele seiner Unterthanen auch in den entlegensten Theilen seines Reichs keinen großen Prozeß oder sonst etwas Wichtiges unternahmen, ohne den Kaiser vorher um Rath gefragt zu haben. Ferner ist bekannt, daß man ihn bei Heirathen wie einen hohen Familienfreund zu Rathe zog. Wie sehr er für industrielle Fortschritte bedacht war, sieht man aus der Errichtung des polytechnischen Instituts; der Kaiser legte zu dem herrlichen Gebäude selbst den Grundstein, da es „der gemeinnützigen Ausbildung seines lieben und getreuen Bürgerstandes“ gewidmet seyn sollte. Für seine Liebe zu den Wissenschaften spricht z. B. seine Sorge für den kaiserlichen Garten in Schönbrunn, die Sendung von vier naturkundigen Männern nach Brasilien (bei Gelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit Don Pedro 1817) und der Druck ihres Werkes über den brasilischen Pflanzenreichthum auf seine Kosten. Er selbst hatte eine besondre Vorliebe für das Studium der Botanik. Die Liebe und Sorge des Kaisers für die Kunst bethätigte sich durch den Bau des schönen Burgthores (1822), durch Errichtung der Statue seines Oheims Joseph's II., von Zauner, und durch die großen Bereicherungen, deren die Wiener Kunstsammlungen durch seine Freigebigkeit sich zu erfreuen hatten.

Wie der Kaiser sich sein Verhältniß zu seinem geringsten Unterthanen dachte, bezeugt die längst bekannte Anekdote, wie er auf einem Spaziergange in Schönbrunn zur Zeit der Cholera vier Todtengräbern mit einem Sarge begegnete, und dem armen Gestorbenen das Geleit zur letzten Ruhestatt gab, damit, wie er

sagte, doch Jemand mitgehe und ein Vaterunser für den Mann bete, der obgleich Bettler doch auch zu „seinen Leuten" gehöre. Diese Herzlichkeit, welche sich schon in der persönlichen Erscheinung des Kaisers darstellte, war es vorzüglich, was sein Volk ihm so über allen Ausdruck gewann.

Die Krankheit, welche für den Monarchen tödtlich wurde, sah man Anfangs nur für ein Katarrhalfieber an; aber am 28. Februar war man gewiß, daß eine Lungenlähmung eingetreten war, und der Kaiser errichtete seinen letzten Willen. Am ersten März verlieh man ihm durch Hülfe der Kunst soviel Kraft, daß er sämmtliche Erzherzöge zu Frömmigkeit und Eintracht ermahnen und die Minister, denen er für ihre treuen Dienste gedankt, auffordern konnte, den Eid der Treue zu leisten. Er wünschte, daß die Grundsätze, welche er während der letzten Jahre bewährt gefunden, auch ferner beibehalten würden. Das gewöhnliche Fieber kam an diesem Tage sehr früh und die daher entnommenen Besorgnisse hatten nur zu guten Grund. Als der Kranke um acht Uhr die letzte Oelung empfangen hatte, wurde er ganz still und schien zu schlummern. Von einem Todeskampfe war keine Spur da. Gegen halb ein Uhr des Nachts richtete er sich etwas auf, als ob das Athemholen ihm schwer werde, seufzte, sank auf das Kissen zurück und eine Viertelstunde später hatte er geendet. Nach dem Testament war der zweite Sohn des Kaisers der Haupterbe des für sehr beträchtlich gehaltenen Nachlasses, der jedoch wegen der bekannten Mildthätigkeit des Kaisers nicht so viel betrug, als man glaubte. In diesem Testamente dankte er auch seiner Armee und seinen Unterthanen für ihre Treue und Ergebenheit, forderte sie auf, dieselbe auch dem Nachfolger zu beweisen und vermachte ihnen dafür seine Liebe.

Kaiser Franz I. war vier Mal vermählt. Seine erste Gemahlin war die würtembergische Prinzessin Elisabeth; die zweite Gemahlin Marie Theresie, eine sizilische Prinzessin, gab ihm dreizehn Kinder, von welchen noch sieben am Leben sind. Zum dritten Male vermählte er sich mit Marie Luise Beatrix, der jüngsten Tochter seines Oheims, und zuletzt mit Charlotte, Tochter des Königs Maximilian von Baiern. Diese letzte Verbindung wurde geschlossen im November 1816.

Wir schließen diesem Aufsatze gleich das Bildniß des jetzigen Kaisers von Oestreich



Ferdinand I.

an, der im Geist und Gemüth seines kaiserlichen Vaters die Regierung mit Wohlthun begonnen hat. Das Bildniß ist im ungarischen Kostüm, welches der nunmehrige Kaiser als König von Ungarn trug, wie er denn in demselben auch noch jetzt bei geeigneten Gelegenheiten erscheint.

Lebensversicherungen.



Wenn der Tod unerwartet und frühzeitig einen Vater aus dem Kreise der Seinen hinwegnimmt, dann kommt zu dem Schmerz über den Geschiedenen oft auch bange Sorge um die Zukunft, die eine trübe Aussicht auf Entbehrungen und Mangel darbietet.

So sehen wir in dem Bilde, das hier vorangeht, die hinterlassene Familie eines redlichen und fleißigen Mannes, der bei kärglichem Einkommen und manchem häuslichen Unglücksfall sich nur mühsam durchhelfen, geschweige denn Vermögen sammeln konnte.

Seine Wittwe hat zwar eine kleine Pension vom Staate zu erwarten, aber da es ihr zur Ausbildung der Söhne und einstiger Ausstattung der Tochter ganz an Mitteln gebricht, so wech-

selt in ihrem Herzen Sorge für die Hinterbliebenen mit der Sehnsucht nach dem entschlafenen Gatten.

Doch eine Hülfsquelle eröffnet sich den Verlassenen, da sie es am wenigsten erwarteten und am meisten bedurften. Es findet sich, daß der Verstorbene ohne Wissen der Familie eine nicht unbeträchtliche Summe auf sein Leben versichert hat, indem er von dem, was er sonst für seine Erholung in Gesellschaften zu verwenden pflegte, sich streng einschränkend, jedes Jahr allmählig so viel bei Seite legte, als er der Versicherungs-Anstalt jährlich bezahlen mußte. So wurde es ihm möglich, ohne die für den Haushalt bestimmte Summe zu vermindern, seiner Familie ein Kapital zu erwerben, das ihr nun baar ausgezahlt wird, und das, verzinslich angelegt, einen Beitrag zum Unterhalt der Familie geben, später aber, unter die herangewachsenen Kinder vertheilt, ihnen Mittel zum selbstständigen Fortkommen gewähren wird.

Durch eine Lebensversicherung kann auf diese Weise der vermögenslose Familienvater sich Beruhigung für den Fall verschaffen, wenn er den Seinen frühzeitig entrissen würde. Von dem Tage an, wo er seinen Aufnahmsschein von der Versicherungs-Anstalt empfangen und den ihn treffenden Beitrag bezahlt hat, ist die Summe, welche den Seinigen zufallen soll, gesichert, und wird bei seinem Tode zum vollen Betrag ausgezahlt, stürbe er auch schon nach Einzahlung seines ersten oder zweiten Beitrags. Diese Sicherheit würde ihm aber fehlen, wenn er das, was er erübrigt, jedesmal in eine Sparkasse legte, und so allmählig 1000 Thlr. den Seinen zu sammeln hoffte; denn wer bürgt ihm, daß er lange genug l e b e n werde, um zu dieser Summe durch kleine Einlagen allmählig zu gelangen?

Der Beitrag, welcher für eine Versicherung zu bezahlen ist (Prämie genannt), richtet sich nach dem Alter, das der zu Versichernde bei seiner Anmeldung hat, und nach der Größe des Kapitals, das bei seinem Tode ausgezahlt werden soll. Er beträgt bei der Lebensversicherungs-Bank in Gotha und bei der Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft für eine Person von 18 Jahren 2 Thlr., für eine dreißigjährige 2 Thlr. 19 Sgr., für eine funfzigjährige 4 Thlr. 22 Sgr. von 100 Thlr. versichertem Kapital. Vortheilhaft ist es daher, schon in jüngern Jahren eine Versicherung zu bewirken, da alsdann der jährliche Beitrag geringer und

leichter aufzubringen ist, als wenn man die Versicherung bis zu vorgerücktem Alter verschiebt.

Aber auch weil Gesundheit und Leben von ungewisser Dauer sind, möge der, welcher das Bedürfniß fühlt, den Seinen ein Kapital zu sichern, nicht zögern, die Anwartschaft darauf durch Versicherung seines Lebens feststellen zu lassen. Nur Personen, welche guter Gesundheit genießen, werden bei Lebensversicherungs-Anstalten aufgenommen. Wer mit der Meldung zaudert, bis er krank oder hinfällig geworden, dem wird die Versicherung versagt. Manchen unschlüssig Zaudernden ereilte auch schon der Tod, und seine Hinterbliebenen leiden nun unverdient unter den Folgen der Säumniß. So kam bei der Gothaer Anstalt erst im vorigen Jahr der Fall vor, daß Jemand nach monatlangem Zaudern endlich seine Meldung bei dem Bank-Agenten seines Wohnorts machte, aber schon starb, ehe der Antrag bei der Bank eintraf. Ein Anderer, der den bereits ausgefertigten Aufnahmsschein aus Wankelmuth wieder zurückgesandt hatte, verlor kurz darauf sein Leben durch einen Unglücksfall. Ein Dritter aber starb wenige Tage nach Abschluß der Versicherung, und für den von ihm entrichteten ersten Beitrag von nur 47 Thlr., wurde seiner Familie eine Erbschaft von 1000 Thlr. zu Theil.

Versorgung der Familien, mithin Beförderung häuslichen Wohlstandes, sind die Hauptzwecke der Lebensversicherungen. Außerdem leiden sie noch mannigfache Anwendung, besonders in Fällen, wo durch den Tod einer Person Verlust an Geld oder Geldeswerth zu besorgen ist. Wer ein Kapital zu einem Unternehmen lieh, dessen Gelingen von dem Talent eines Mannes abhängt, wird wohl thun, das Leben desselben versichern zu lassen. Eben so möge derjenige, der von Jemand eine Rente oder eine Pension bezieht, die mit dem Tode des Rentengebers aufhört, einen Theil seines Einkommens zu einer Versicherung auf dessen Leben verwenden, um, wenn der Wohlthäter stirbt, einen Ersatz für den Wegfall des Jahrgehalts durch die Versicherungs-Summe zu empfangen.

Auch zur Sicherstellung von Darlehen können Lebensversicherungen benutzt werden. Wenn z. B. ein Beamter für die Summe, die er erborgt hat, sein Leben versichern läßt, und für die jährliche Beitragzahlung und die Zinsen Anweisung auf sei-

nen Gehalt giebt, so erhält dadurch das Darlehen eine der hypothekarischen fast gleichkommende Sicherheit, wobei sich auch ein ungeduldiger Gläubiger gern beruhigen wird.

Endlich ist zu erwähnen, wie einfach und leicht Schulden der Dankbarkeit abgetragen, und Vermächtnisse im Stillen an geliebte Personen durch Lebensversicherungen bewirkt werden können. Wünscht Jemand einen Freund, einen treuen Diener oder eine Stiftung unabhängig von seinen Erben zu bedenken, so darf er nur für eine dem Zwecke angemessene Summe eine Versicherung auf sein Leben bewirken und den Schein zur Erhebung des Kapitals (Police genannt) der Person übergeben, der es bestimmt ist. Er selbst bezahlt die Beiträge fort bis zu seinem Ende, wo dann der Inhaber des Scheins die versicherte Summe in Empfang nimmt.

Bedenken mögen übrigens Alle, welche Versicherungen auf ihr Leben abschließen lassen wollen, daß der festgesetzte Beitrag jährlich und zu einer bestimmten Zeit bezahlt werden muß; geschieht dies nicht, so erlischt die Versicherung. Es berechne daher Jeder die Summe, welche versichert werden soll, nach dem Geldbetrag, den er jährlich zu erübrigen sicher ist, nicht etwa nach dem Geldvorrath, den er eben besitzt. Wer (im Alter von 30 Jahren) jährlich nur 20 Thlr. füglich entbehren kann, darf nicht über 700 Thlr. versichern. Erhöht sich später seine Einnahme, so kann er dann im Verhältniß der Zunahme noch weitere Versicherungen auf sein Leben bewirken lassen.

Die Lebensversicherungs-Bank in Gotha versichert nicht unter 300 Thlr. und nicht über 8000 Thlr. auf ein Leben; bei der Leipziger Gesellschaft ist die höchste Grenze 5000 Thlr. Diese Anstalten beruhen auf Gegenseitigkeit, und ihre Versicherten sind zugleich Eigenthümer und Bürgen derselben. Was nicht für Sterbefälle und Kosten von der Einnahme genommen wird, bleibt Eigenthum der Versicherten, und wird ihnen nach fünf Jahren als Dividende zurückgewährt. Die Gothaer Bank hat bereits die Reihe ihrer jährlichen Dividenden eröffnet; die Versicherten empfingen 1833: 24 Prozent und 1835: 22 Prozent eines Jahres-Beitrags zurück, sahen mithin ihre Prämien fast um den vierten Theil vermindert. Es haben sich bereits gegen 6000 Personen dieser Anstalt angeschlossen, und sie hat in mehr als 300 Städten

Deutschlands Agentschaften errichtet, bei denen diejenigen, welche versichert zu werden wünschen, sich zu melden haben.



Nachdem der Nutzen und die Wohlthätigkeit der Lebensversicherungsgesellschaften für das Publikum anfängt dergestalt anerkannt zu werden, daß ihre Einführung einem Bedürfnisse gleich wird, so steht doch Deutschland anderen Ländern darin noch wesentlich nach, indem es nur drei vaterländische Institute dieser Art zählt, die 1828 errichtete Lübecker Gesellschaft, die Gothaer Bank und die 1830 entstandene Leipziger Gesellschaft, während 1833 England schon vier und vierzig zählte, von denen allein die Equitable in zwanzig Jahren 151,754 Personen versicherte. Dieses Bedürfniß wird nirgends so fühlbar als in den Ländern des Preußischen Staats, dessen dreizehn Millionen Bewohner in andern deutschen oder gar in Gesellschaften des Auslandes ihre Versicherung bewirken mußten, die bei aller Achtung, welche wohl die genannten drei deutschen Institute sich auch mit Recht im Publikum erworben haben, doch den Bewohnern des Preußischen Staats weder das engere vaterländische Interesse noch in etwanigen Zeiten der Noth und der Differenzen die Garantie gewähren können, welche eine Gesellschaft gewähren kann, die unter dem Schutze und der Aufsicht einer Regierung steht, welche auch außerhalb ihrer nächsten Grenzen den deutschen Verkehr vereinigt und schützt. Aus diesen Gründen hat sich im Jahr 1835, unter dem Schutze der alle nützlichen Unternehmungen fördernden Regierung, durch Zusammentreten der ersten Handlungshäuser in Berlin, wie Gebrüder Schickler, Friebe, Fetschow, von Halle und andrer vermögender Privatpersonen, für die gesammten Preußischen Staaten die Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft gebildet, welche, die bisherigen Erfahrungen nutzend, von dem Prinzip der Gothaer und Leipziger Bank zu dem zurückgekehrt ist, welches in England mehr als neun Zehntheil de

vorhandenen Gesellschaften befolgen, und hat den Versicherten eben so den Vortheil der Wohlfeilheit in der Erreichung ihres Zwecks als den der Sicherheit zu gewähren gestrebt. Vierzig der genannten englischen Gesellschaften sind wahre Actien-Gesellschaften, bei denen allerdings viele den Vortheil des Publikums, nicht für die Folgen eines etwanigen Ausfalls stehen zu müssen, theuer verkauft haben, indem sie den Gewinn mehr oder minder unter die Actionairs vertheilen. Dagegen haben sich in England nur vier solcher Gesellschaften auf Gegenseitigkeit gegründet, d. h. sie vertheilen den Ueberschuß nach Verhältniß unter die Versicherten; und diesem Beispiel sind in Deutschland Gotha und Leipzig gefolgt. Der Vortheil besteht darin, daß bei einer günstigen Sterblichkeit wenigstens die auf Lebenszeit Versicherten die erübrigten Gelder unter sich theilen und somit einen Theil ihrer Zahlungen zurück erhalten; die Gefahr ist aber für den Fall, daß eine größere Sterblichkeit eintreten sollte, unberechenbar. Dann nämlich müssen die Versicherten nachschießen, und da sie solidarisch verpflichtet seyn möchten, kann für diejenigen, welche noch etwas zu verlieren haben, diese Pflicht sehr schwer werden, da schwerlich von mehr als zwei Drittel der Versicherten die Nachzahlung würde erreicht werden können. Darum hat auch z. B. die eine der englischen Gegenseitigkeits-Gesellschaften ein Drittel des Gewinns für solche Fälle inne behalten, und auch die Gothaer Bank hat einen solchen Sicherheitsfonds gebildet, der nicht zur Vertheilung kommt. Danach hat die neue Preußische Gesellschaft den Grundsatz angenommen, daß sie auf Actien errichtet, und indem die Actionairs allen Ausfall über sich genommen, werden den Versicherten doch noch Zwei Drittel des ganzen Vortheils wie bei der Gothaer Bank vertheilt, ohne daß diese jemals zu Nachzahlungen kommen könnten, auch bei der ungünstigsten Sterblichkeit. Das letzte Drittel bildet den Sicherheitsfonds der Actionairs für ihre alleinige Verpflichtung zu Nachschüssen. So scheinen alle Interesse gewahrt und es steht zu erwarten, daß sie dem Preußischen, ja dem ganzen deutschen Vaterlande eine noch größere Wohlthat gewähren wird, als schon diejenigen Gesellschaften gethan, die das Verdienst haben, die ersten in Deutschland gewesen zu seyn.

Johann Gottfried Schadow.



Wir haben das Bildniß eines Mannes vor uns, der mit vollem Recht zu den berühmtesten Künstlern unsrer Zeit gezählt wird, und auch in jedem andern Betracht sich allgemeine Hochachtung erwarb. Der Welt Auszeichnungen sind ihm geworden und er hat sie redlich verdient. Johann Gottfried Schadow ist Direktor der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, Königlicher Hof-Bildhauer, Mitglied vieler auswärtigen Akademien und Ritter des rothen Adlerordens zweiter Klasse. Nächst dem Allen hat ihn die Berliner Universität zum Doktor creirt, als er sein funfzigjähriges Künstler-Jubiläum feierte, und wie gesagt, das geschah ihm des Rechtes wegen. Er wurde am 20. Mai 1764 in Berlin geboren, und ist demnach eine von den seltenen Ausnahmen bei dem Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem

Lande;" denn er gilt viel weil er viel ist, also nach dem gründlichsten Grunde. Er ist der Sohn eines Schneiders, dem viele Kinder gegeben waren. Unser Schadow ließ frühzeitig einen unbesiegbaren Hang zu den zeichnenden Künsten wahrnehmen, und er hat zu Thaten ihn hinausgeführt, anfänglich im Kampf gegen Mangel und Sorgen. Den ersten Unterricht im Zeichnen gab ihm ein pensionirter Bildhauer, er übte sich dann bei dem Bildhauer Tessaert (einem tüchtigen Künstler, dem nur seine Geschmacks-Richtung den Ruhm schmälerte) weiter im Zeichnen und wurde dann selbst Bildhauer. In seinem 21. Jahre spielte ihm Amor einen Streich; er flüchtete mit einem geliebten Mädchen, nahm es in Wien zur Frau und ging, unterstützt von seinem Schwiegervater, nach Italien, wo er in den Jahren 1785 bis 1787 in der kräftigsten Thätigkeit seinen Studien lebte. Zu dem sogenannten **Concorso di Palestra** stellte er sich als Mitbewerber um den Preis, und gewann die goldene Preismedaille, obwohl er es mit einflußreichen Gegnern zu thun, und ihnen nur sein Talent entgegen zu stellen hatte. Im Jahr 1788, erst 24 Jahr alt, erhielt er in Berlin die durch Tessaert's Tod erledigte Stelle und zeichnete sich von da an immer mehr in seinen Arbeiten aus, auf dem Wege, der in den Künsten stets der grade und beste ist, nämlich auf dem der Natur und Einfachheit. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem früh verstorbenen Grafen von der Mark errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin, das noch heut zu den bedeutendsten Kunstwerken der Residenz gehört. Die Bildsäulen Ziethen's und des Fürsten von Dessau auf dem Wilhelmsplatz, die Bildsäule Friedrichs des Großen in Stettin, das Denkmal des Generals von Tauenzien in Breslau, das Luther's in Wittenberg (über welches in diesem Büchlein später ausführlicher berichtet ist), die Bildsäule Blüchers in Rostock sind große Zeugnisse seines Werths, während noch viele andere Werke ihm zum Ruhme sprechen. Zwei Söhne erbten des Vaters Talent und machten ihrem Namen Ehre. Leider starb Rudolph Schadow, der Bildhauer, in der Jugendblüthe; was die Kunst an ihm verlor, fühlten wir stets und neulich um so lebhafter, da wir einige seiner vorzüglichsten Arbeiten öffentlich ausgestellt sahen. Wilhelm Schadow hat in eignen Werken und als Direktor der Düsseldorfer Schule sich glänzend bewährt. Unser Johann

Gottfried Schadow aber weilt und schafft noch immer unter uns, und seine 72 Jahre hindern ihn nicht, die Liebe aller Künstler im lebendigsten Dank zu vergelten. Er führt noch den Meißel und den Zeichnenstift, seiner Doktor-Würde genügend auch die Feder mit rüstigem Geschick, und nicht minder ist seine Zunge geübt in kräftiger und jovialer Rede, so daß mittelalterliche und jüngere Künstler gern an seinen Lippen hangen, wie man zu sagen pflegt. Deshalb ergreifen alle eifrig jede Gelegenheit, ihm und damit zugleich sich selbst Freude zu machen. Wir erinnern nur an die vielen Gaben, die ihm zu seinem Jubiläum von den Künstlern dargebracht wurden und an die Medaille, welche sie für den Jubeltag prägen ließen. — Mögen noch viele Jahre dem Manne gegönnt seyn, der in Kunst und Leben der Natur und Wahrheit huldigt!

Die Auffindung des Kapitain Roß bei der Nordpol-Expedition.

Die Erklärung zu dem beigefügten Bilde lassen wir uns vom Kapitain Roß selbst geben. Er berichtet:

„Die Expedition, deren Hauptzweck dahin ging, die Frage, ob eine nordwestliche Durchfahrt aus dem Atlantischen in den stillen Ocean, besonders durch den Prinz-Regents-Inlet *) ausführbar sey, wo möglich zu lösen, verließ im Mai 1829 England, und erreichte ungeachtet mehrerer widriger Umstände und Unfälle, in Folge deren das Schiff in Grönland wieder ausgebessert werden mußte, am 13. August die Bai, welche nach dem Parryschen Entdeckungsschiffe Fury den Namen führt. — Wir fanden die Boote, Vorräthe u. m. a. in bester Beschaffenheit, von dem Wrack der Fury aber keine Spur. Am folgenden Tage segelten wir weiter, und fuhren am 15. Morgens um das Kap Garry, wo unsere neuen Entdeckungen begannen. — Unter dem 72. Grad nördlicher Breite und 94 Grad westlicher Länge fanden wir einen bedeutenden Kanal, welcher westlich führte, und dessen Untersu-

---

*) „Inlet." Eine Bucht oder ein Einschnitt in dem Ufer des Meeres oder eines See's, oder von Inseln gebildet.

chung uns zwei Tage hindurch beschäftigte. Hier wurde unsere Fahrt zum erstenmale ernstlich durch das Eis aufgehalten, welches sich von dem südlichen Vorlande des Kanals in einer festen Masse rings über Süden und Osten bis Ost-Nord-Ost erstreckte. Dieser Umstand, dann die Seichtigkeit des Wassers, die reißende Schnelle der Strömungen, das stürmische Wetter, die Unregelmäßigkeit der Küste, und die zahlreichen Inlets und Felsen, welche ihr eigen sind, machten unsere Weiterfahrt eben so gefahrvoll als beschwerlich; indeß gelang es uns bis unter 70 Grad nördlicher Breite, 92 Grad westlicher Länge vorzudringen, wo das Land, nachdem es bis zum 90 Grad nach Osten fortgesetzt hatte, von da an eine entschiedene Richtung nach Westen nahm, während eine andere Landstrecke, die in der Entfernung von acht geographischen Meilen südlich hinzog, nach Osten und Westen umsetzte. — Auf diesem äußersten Punkte wurde unsere Weiterfahrt am 1. Oktober durch eine undurchdringliche Eis-Schranke aufgehalten. Wir fanden jedoch einen trefflichen Ueberwinterungshafen alldort, welchem wir den Namen Felix-Hafen *) beilegten.

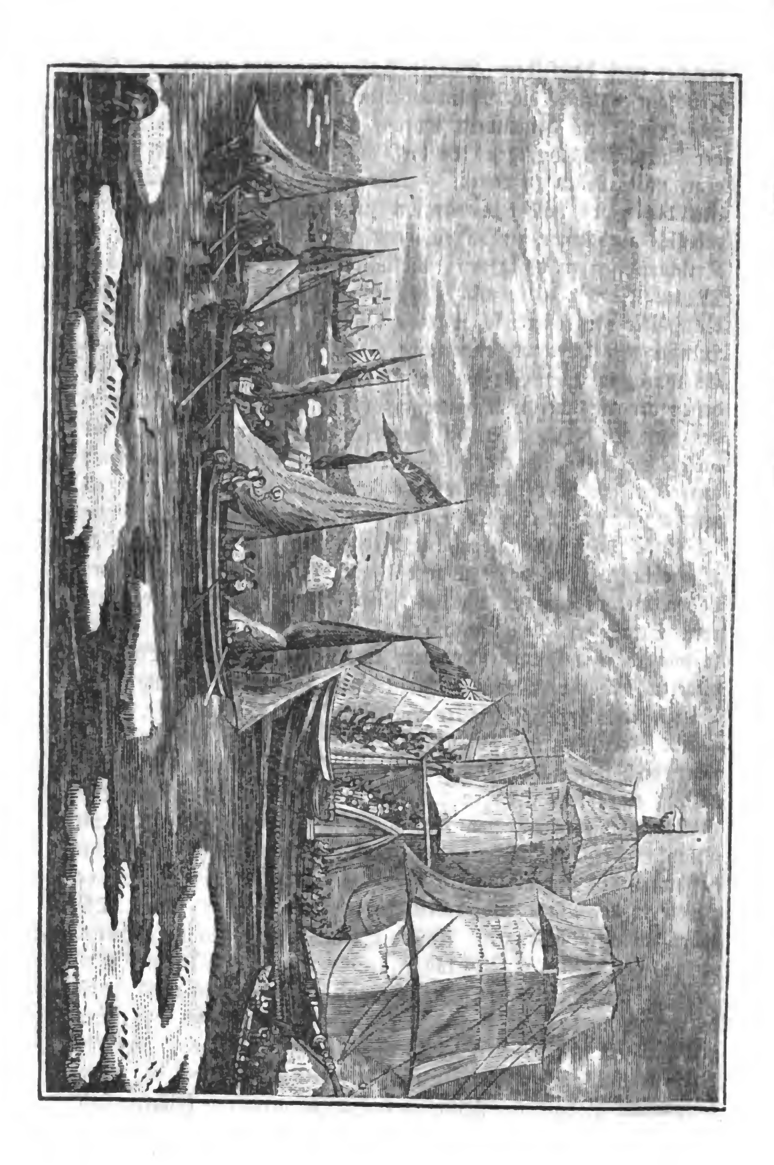
Anfangs Jänners 1830 hatten wir das Glück einen freundschaftlichen Verkehr mit einem sehr anziehenden Stamm von Eingebornen (Eskimos) anzuknüpfen, welche vermöge ihrer von aller Welt abgeschiedenen Lage nie zuvor mit Fremden zusammengekommen waren. Wir erfuhren von ihnen allmählig den merkwürdigen Umstand, daß wir das Amerikanische Festland bereits gesehen hätten; daß ungefähr acht geographische Meilen südwestlich zwei große Meere sich befänden, welche durch eine schmale Landenge von einander geschieden würden. Da von der Ausmittlung und Bewährung dieser Thatsache das Schicksal unserer fernern Operationen so wesentlich abhing, so wurde dieses Geschäft dem Lieutenant Roß (Neffen des Kapitains John Roß) übertragen, der sich in den ersten Tagen des April in Begleitung eines Matrosen und zweier Eingebornen dahin begab, und fand, daß die aus zwei Gebirgsrücken bestehende erwähnte Landenge, welche die beiden Meere scheidet, eigentlich nur eine geographische Meile breit sey.

*) Anspielung auf den Taufnamen des reichen Branntweinbrenners Felix Booth, welcher die Summe von 17,000 Pf. zur Ausrüstung der Roß'schen Expedition hergab.

Dieser außerordentliche Isthmus wurde später auch von mir besucht ... (Kapitain Roß hat in dieser Beziehung die äußerste Sorgfalt angewendet, denn der ganze Sommer von 1830 wurde dazu benutzt, jenen Bericht zu bestätigen. Die Küste des Isthmus wurde in nordwestlicher Richtung verfolgt, wo sie mit der Südküste einen Busen bildet.)

Dieser Sommer war gleich dem von 1818 ungemein schön, für die Schiffahrt aber überaus ungünstig. Da nun unsere Absicht dahin ging in eine mehr nördliche Breite zu gelangen, so warteten wir mit Ungeduld auf die Trennung der Eismassen, aber vergeblich, und mit allen unsern angestrengtesten Bemühungen kamen wir nicht weiter als vier Fünftel geographische Meilen rückwärts; erst in der Mitte Novembers gelang es uns das Schiff an einem sichern Ort zu bergen, dem wir den Namen „Sheriffs-Hafen" gaben. Ich muß hier den Umstand anführen, daß wir dem neu-entdeckten nach Süden hin liegenden Festlande, der Landenge, der nördlichen Halbinsel, und dem östlich gelegenen Meere, zu Ehren meines wackern Freundes, des echt vaterländisch gesinnten Londoner Bürgers Felix Booth, den Namen „Boothia" beilegten. — Die Temperatur des letzten Winters (von 1829 auf 1830) war derjenigen gleich gekommen, die man bei den vier frühern arktischen Reisen ertragen hatte; die Winter von 1830 und 1831 traten aber mit einer bisher beispiellosen Heftigkeit auf; der Thermometer fiel auf 92 Grad unter Null, und die Kälte war im Durchschnitt um 10 Grad stärker als die des vorerwähnten Jahres; ungeachtet dessen aber reisten wir quer durch das Land über eine Reihe von Süßwasser-Seen bis sechs geographische Meilen nördlich von der Landenge, wo wir, durch die von Roß d. j. bewerkstelligte Aufnahme der Küste, die Thatsache, daß unterhalb des 71 Grad nördlicher Breite keine Durchfahrt vorhanden seyn könne, mit Gewißheit ausmittelten. Im Laufe des Herbstes brachten wir das Schiff nur 2⅞ geographische Meilen nördlich weiter, und da wir das östliche Vorgebirge nicht umfahren hatten, so war alle Hoffnung, das Schiff zu retten, verloren, und diese Rettung durch einen andern sehr strengen Winter vollends zur Unmöglichkeit geworden; da nun unser Mundbedarf nur bis zum ersten Juni 1833 hinreichte, so wurden demgemäß Vorkehrungen getroffen, das Schiff an seinem dermaligen Rhedeplatz zu lassen,

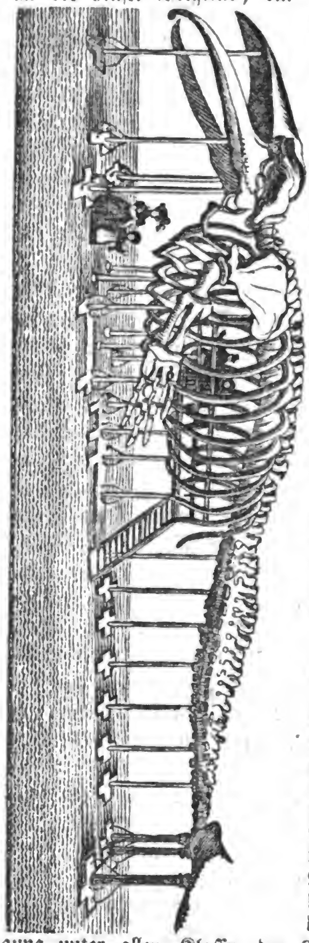
welcher nach demselben „Victory-Hafen“ genannt wurde. — Im Frühjahr wurden die Mundvorräthe und der Feuerungsbedarf aus dem Schiff genommen, worauf wir am 29. Mai 1832 nach der Fury-Bai abgingen, da dieß das einzige uns übrige Mittel war, unser Leben zu retten. — Der ungemein rauhen Beschaffenheit des Eises halber waren wir gezwungen uns so dicht als möglich am Lande zu halten, und jede Bai nach allen ihren Krümmungen zu umfahren; die Strecke von 40 geographischen Meilen, die wir zurückzulegen hatten, wurde dadurch beinahe um die Hälfte vergrößert, so daß wir erst am ersten Juli, völlig von Hunger und Beschwerden erschöpft, die Fury-Bai erreichten. — Es wurde in aller Eile eine Hütte errichtet, und die Boote, von denen drei aus der Bai hinweggespült, glücklicherweise aber wieder auf den Strand zurück geworfen worden waren, während dieses Monats ausgebessert. — Wir erreichten nicht früher als am ersten September die Leopolds-Insel, welche, wie nunmehr erwiesen ist, die nordöstliche Spitze von Amerika bildet, und unter 73 Grad 56 Linien nördlicher Breite und 90 Grad westlicher Länge liegt. Von der Kuppe des auf dem Vorgebirge gelegenen hohen Berges konnten wir das Prinz-Regents-Inlet, die Barrow-Straße und den Lancastersund wahrnehmen, welche, gerade so wie ich es 1818 gesehen hatte, eine undurchdringliche Eismasse bildeten. Wir verblieben allda in einem Zustande von Angst und Bangigkeit, der sich leichter vorstellen als schildern läßt. Alle unsere Bemühungen, hindurch zu kommen, waren fruchtlos; da wir jedoch wegen des Mangels an Lebensmitteln und der Annäherung eines sehr strengen Winters durchaus nach der Fury-Bai zurückkehren mußten, wo wir allein unser Leben zu fristen im Stande waren, so glückte es uns endlich dennoch, nach einem höchst beschwerlichen und mühsamen Marsche, während dessen wir unsere Boote in der Batty-Bai hatten zurück lassen müssen, am 7. Oktober dahin zu gelangen. Unsere Somersethouse genannte Hütte, welche aus einem 32 Fuß langen, und 26 Fuß breiten mit Segeltuch bedeckten Sparrenwerke bestand, war den ganzen Novembermonat hindurch ganz eingeschlossen, und das Dach mit einer zwischen vier bis sieben Schuhe dicken Schneedecke belegt, welche, da sie mit Wasser gesättigt war, bei einer Kälte von 15 Grad Reaumüre alsbald die Festigkeit des Eises gewann; folchergestalt



wurden wir während eines der allerstrengsten Winter, die man seit Menschengedenken in jenen Breiten erlebt hat, gewissermaßen zu Bewohnern eines Eisberges! Unsere Drangsale, welche durch den Mangel an Betten, Kleidern und thierischer Kost noch erhöht wurden, bedürfen keiner Schilderung; dreizehn von unsern Leuten waren allein im Stande, in sieben Tagreisen Lebensmittel von der Furth- nach der Batty-Bai, wo unsere Boote lagen, zu schleppen. Wir verließen am 8. Juli erstere Bai mit drei Kranken, die nicht im Stande zu gehen waren, und gelangten in sechs Tagen nach der Batty-Bai. Obgleich der Frühling mild war, bot sich uns doch erst am 15. August eine tröstliche Aussicht. — In Folge eines frischen Westwindes, welcher plötzlich längs der Küste ein enges Fahrwasser durch das Eis eröffnet hatte, gelangten wir in zwei Tagen nach der Leopolds-Süd-Insel, und konnten von dem erwähnten hohen Berge herab, zu unserer Freude, wahrnehmen, daß im Prinz-Regents-Inlet beinahe überall das Wasser eisfrei und fahrbar sey; wir fuhren am 17. über denselben, am 18. über den Admiralitäts-Inlet, und wurden sechs Tage lang durch einen starken Nordwind zum Verweilen an der Küste genöthigt. Am 25. August fuhren wir über den Navy-Board-Inlet, und gewahrten am folgenden Morgen zu unserer unnennbaren Freude ein Fahrzeug, welches, von einer Windstille befallen, auf der hohen See lag; es zeigte sich alsbald, daß es die Isabella von Hull, geführt vom Kapitain Humphrey, und dasselbe Schiff war, welches ich im Jahre 1818 befehligt hatte. Um Mittag erreichten wir es, und der Kapitain, wie die Mannschaft desselben, welche uns vergeblich im Prinz-Regents-Inlet aufgesucht hatten, begrüßten uns mit einem dreimaligen Hurrah, und empfingen uns mit allen erdenklichen Beweisen der Güte und Gastfreundschaft an Bord. — Die Resultate der Reise sind: die Entdeckung des Golfs von Boothia, des Festlands und der Landenge von Boothia Felix, einer großen Anzahl von Eilanden, Flüssen und Seen, die unumstößliche Thatsache, daß sich die nordöstliche Spitze von Amerika bis zum 74 Grad nördlicher Breite erstreckt, schätzbare Beobachtungen jeder Art, vorzüglich über den Magnet, und was Allem die Krone aufsetzt: der Umstand, daß uns die Ehre beschieden worden, den erlauchten Namen unsers Königs Wilhelm IV. an der Stelle des magnetischen Poles aufzuzeichnen." John Roß.

Das Wallfisch-Skelett.

Vor einigen Jahren wurde ungefähr 3 Meilen von Ostende, an der Küste Belgiens, ein Wallfisch (Balaena Mysticetus) von



mehrern Fischern leblos aufgefunden. Da das Boot dieser Leute von zu schwacher Beschaffenheit war, um eine so gewaltige Masse in Bewegung zu setzen, so nahmen sie andere zwei Boote zu Hülfe, und ihrer vereinten Anstrengung gelang es endlich, den Wallfisch in der Richtung gegen den Hafen von Ostende zu schleppen. Beim Eingange der Rhede riß das Thau, woran die unermeßliche Last befestigt war, und der Wallfisch wurde auf eine Sandbank getrieben, wo seine Zergliederung statt fand. Nach den hierbei angestellten Untersuchungen ergaben sich folgende Verhältnisse: Ganze Länge des Thiers 95 Fuß; — Breite desselben 18 Fuß; — Länge des Kopfs 22 Fuß; — Höhe der Hirnschale $4\frac{1}{2}$ Fuß; — Länge der Rückgradsäule $69\frac{1}{2}$ Fuß; — Zahl der Rückenwirbel 62; — Zahl der Rippen 28; — Länge derselben 9 Fuß; — Länge der Floßfedern $12\frac{1}{2}$ Fuß; — Länge der Finger $4\frac{1}{2}$ Fuß; — Umfang des Schwanzes $22\frac{1}{2}$ Fuß; — Länge desselben 3 Fuß. — Das Gewicht des Thieres betrug 480,000 Pfund; das Gewicht des Skeletts allein 70,000 Pfund. Der aus dem Fett gewonnene Thran belief sich auf 40,000 Pfund. Das übrig gebliebene, halb verfaulte und unbrauchbare Fleisch endlich, welches im Sande vergraben wurde, wog 170,000 Pfund. Nach der Schätzung Cuviers mochte dieses ungeheure Thier ein Lebensalter von wenigstens 900 bis 1000 Jahren erreicht haben. Zu Ostende brachte dies Wunder der Tiefe eine allgemeine Aufregung unter allen Klassen der Gesellschaft hervor; es wurden zur Verherrlichung dieses außerordentlichen Fanges drei Tage hindurch

Feste veranstaltet, wobei es an bunten Maskenzügen und allegorischen Darstellungen nicht fehlte. Bald darauf begaben sich die Eigenthümer nach Paris, und später nach London, wo für das Skelett ein eigener Pavillon erbauet wurde. Das Gerippe ruht auf einem aus Eisen verfertigten Gerüste; die sämmtlichen Knochen sind auf künstliche Weise an einander gefügt, und der Anblick des Ganzen gewährt einen überraschenden Eindruck. Besonders müssen die Brustflossen, oder wie man sie eigentlich nennen sollte, die Hände des gewaltigen Thieres die Aufmerksamkeit erregen. Sie bestehen nicht, wie bei den Fischen, aus straffen Fasern, sondern enthalten Knochen und Muskeln, gleich den Vorderfüßen der Landthiere, welche so dicht mit Haut umgeben sind, daß die einzelnen Finger keine abgesonderte Bewegung haben, obgleich die Hand als ganz flach, biegsam, groß und stark erscheint, wodurch der Wallfisch in den Stand gesetzt wird, sein Junges, das bei der Geburt 20 Fuß lang ist, ganz dicht an sich zu drücken. Der obere Theil des Rachens enthält 800 Stücke des sogenannten Fischbeins, welches hauptsächlich dazu dient, die Wassermasse, die sich in der riesiggroßen Mundhöhle des Thieres befindet, zusammen zu drücken, und jene kleinen Thiere zurückzuhalten, woraus seine Nahrung besteht. — Der Wallfisch ist, wie bekannt, ein Säugethier. Seine Haut ist glatt und ohne Schuppen, sein Blut warm, und sein Fleisch schmeckt wie grobes Rindfleisch. Er hat ein Herz mit zwei Kammern, und Lungen, womit er Athem holt, und da er unfähig ist, die Luft aus dem Wasser abzusondern, wie dies die Fische durch ihre Kiemen können, so muß er auf die Oberfläche des Wassers kommen, um Luft einzuathmen. Nach der allgemein verbreiteten Sage sollen die Wallfische in ältern Zeiten bei weitem größer gewesen, und die gegenwärtig aufgefundenen Thiere dieser Gattung nur ein entartetes Ueberbleibsel der ehemaligen Seeriesen seyn. Scoresby that jedoch unbezweifelt dar, daß die größten bekannten Thiere des Mysticetes oder grönländischen Wallfisches niemals die Länge von 60 Fuß überschritten, und daß sich die Länge des größten Wallfisches nie über 70 Fuß belaufen habe. Aber selbst die Länge eines Wallfisches von 70 Fuß setzt ein Gewicht von 300 wohlgemästeten Ochsen voraus. Der aus dieser ungeheuren Masse gewonnene Thran macht ungefähr 30 Tonnen aus, und man kann sich einen Begriff von dem großen Werthe des Wallfischfanges machen, wenn man bedenkt, daß in den letzten Jahren der Thran eines einzigen Wallfisches 10,000 Thaler Werth hatte. Diese ölige Substanz, der Fischthran (**blubber** im Englischen) bildet eine dichte Fetthülle um den ganzen Körper des Thiers in der Dicke von 8 bis 20 Zoll. Der Kopf ist unverhältnißmäßig groß, und macht ungefähr den dritten Theil der ganzen Körpermasse aus. Die ungeheuren Kinnladen sind 16 bis 20 Fuß lang, und werden von den Wallfischfahrern als Beweise ihrer ausgestandenen Gefahren auf dem Verdecke ausgestellt, wo dann zugleich das feinere Oel, welches

sich in den Fugen der untern Kinnlade befindet, durchsiekern kann. Die ungefähr 20 Fuß langen Lippen bilden, wenn sie geöffnet werden, einen so geräumigen Eingang, daß eine Schaluppe sammt darauf befindlicher Mannschaft bequem durchschlüpfen könnte. Der Wallfisch hat keine von außen sichtbare Gehörwerkzeuge, und nur dann, wenn seine Haut vollkommen abgestreift ist, kann man eine schmale Oeffnung wahrnehmen, welche zur Aufnahme des Schalls bestimmt zu seyn scheint. Uebrigens ist sein Gehörsinn sehr unvollkommen; doch entdeckt er wegen der schnellen Uebersicht, die er auf alle im Wasser geschehene Bewegungen zu machen gewohnt ist, die entfernteste Gefahr. Seine Augen sind verhältnißmäßig sehr klein, obgleich sein scharfer Blick unendlich weit reicht, und sowohl das klare Wasser, als die Luft sehr schnell durchdringt. Als eine höchst eigenthümliche Erscheinung im Bau dieses wunderbaren Thieres müssen noch jene Luftlöcher erwähnt werden, welche nahe am Scheitel des Kopfes angebracht sind. Diese Oeffnungen dienen nicht, wie man glaubte, um eine Wassersäule auszustoßen, sondern es strömt dadurch nur eine feuchte Dunstsäule aus, daher sie bloß als ungeheure Nasenlöcher erscheinen. Geschieht aber dies Ausstoßen und Ausathmen der Luft unter dem Meeresspiegel, so wird eine große Wassermasse in die Höhe getrieben, welche aus den Naselöchern zu strömen scheint. Das hierbei entstehende Geräusch ist das einzige bei dem Wallfische, wodurch er sich vernehmbar machen kann, und zuweilen gleicht es dem Knalle einer Kanone. Der Schwanz ist das thätigste Glied dieses gewaltigen Thieres und das Hauptwerkzeug seiner Bewegung. Er liegt flach auf dem Wasser, wird 4 bis 5 Fuß lang und mehr als 20 Fuß breit. Die Kraft, welche er damit ausübt, ist furchtbar. Ein einziger Schlag desselben bohrt ein Boot mit seiner Bemannung in den Grund. Manchmal stürzt sich der Wallfisch Kopf unter, und nimmt eine senkrechte Stellung an, wobei er mit dem in die Höhe gestreckten Schweife die Meeresfläche mit der entsetzlichsten Gewalt unaufhörlich peitscht. Bei solchen Gelegenheiten schäumt die See, Nebeldünste verfinstern die Luft, und das Brausen des Wassers kann mehrere Seemeilen weit, gleich dem Grollen eines entfernten Donners gehört werden. Auch noch andere Bewegungen, gleichsam gymnastische Uebungen dieses Seeriesen im heimischen Elemente, die von der unbezähmbaren Kraft seiner gewaltigen Natur zeigen, können von den Schiffern mehrere Meilen weit beobachtet werden. — Die Floßfedern sind unmittelbar hinter den Augen angebracht, sie sind 9 Fuß lang, von elastischen Häuten umgeben, und mit Knochen versehen, welche in Form und Zahl jenen der menschlichen Hand sehr nahe kommen, wie ein Blick auf unser Bildchen zur Genüge beweiset. Die Schwung- und Lebenskraft dieser Theile ist so stark, daß sie sich noch eine geraume Zeit bewegen, wenn sie schon längst von dem übrigen Körper getrennt sind. Doch tragen dieselben, während der Wallfisch im Schwimmen begriffen ist, nicht im Geringsten zum Fortschreiten bei, sondern sie liegen

flach und unbenutzt auf der Oberfläche des Wassers, während die ganze Bewegung einzig und allein vom Schweife ausgeht. Die Floßfedern der Fische hingegen bestimmen die Richtung, hemmen die Bewegung, und können daher mehr mit dem Steuer, als mit den eigentlichen Rudern verglichen werden.

Künstler-ABC.*)



Den Anfang macht Akademie,
Den Akt studire spat und früh
Borstpinsel braucht der Maler auch,
Der Muskulus hat einen Bauch.
Correggio zeigt das Clarobscur,
Den Cirkel halt' am Kopfe nur.
Der Dürer hatt' ein böses Weib,
Dukaten braucht man allezeit.
Der Miniateur muß eigen seyn,
Drum malet er auf Elfenbein.

*) Aus dem „Liederbuch für deutsche Künstler."

Die Farb' schlägt ein, dann wird sie grau,
Am schwersten malt sich eine Frau.

Gruppirung man nicht gern vermißt,
Das Gummigutti giftig ist.

Historia ist schwere Kunst,
Hans Holbein stand in hoher Gunst.

Italien ist ein schönes Land,
Asphalt wird Judenpech genannt.

Den Künstler kennt man an der Tracht,
Sieb'n Köpfe lang man Körper macht.

Landschafter läuft durch Wald und Feld,
Das Lustigleben ihm gefällt.

Modelle man für nöthig hält,
Ein Meister nicht vom Himmel fällt.

Die Griech'sche Nase ist gerad,
Neptunus einen Dreizack hat.

Oelmalerei steht oben an,
Den Oker man auch brennen kann.

Profile nimmt man von der Seit',
Paletten platzen mit der Zeit.

Quacksalber malt der Holländer,
Ein Quentchen Farbe ist nicht schwer.

Gar grimmig ist der Rezensent,
Nach Ruhm ein jeder Künstler rennt.

Direktor Schadow ist berühmt,
Das Schlüsselbein sich etwas krümmt.

Der Tors hat keine Füße mehr,
Das Terpentinöl stinket sehr.

Unmalerisch der Uhu ist,
Und Urtheil hat nicht jeder Christ.

Van Dyk ein blonder Jüngling war,
Vertreiber sind von Ziegenhaar.

Zu weich muß nicht der Wischer seyn,
Der Maler trinkt am liebsten Wein.

Den Xerxes malt man mit der Kron,
Nach X kommt gleich das Ypsilon.

In China man Zinnober macht,
Zuletzt man noch scherzt, trinkt und lacht.

R. Reinick.

Das Schloß zu Königsberg in Preußen.

Das Schloß und die Stadt Königsberg verdanken ihren Ursprung dem Böhmischen Könige Primislav III., gewöhnlich Ottokar genannt, welcher im Jahre 1254 dem deutschen Orden mit einem starken Heere zu Hülfe zog, um das heidnische Preußen zu bekämpfen. Er rieth den Rittern die Erbauung eines Schlosses an, welches ganz Samland beherrschen sollte; er selbst bezeichnete die geeignete Stelle und gab bedeutende Geldsummen zur Ausführung.

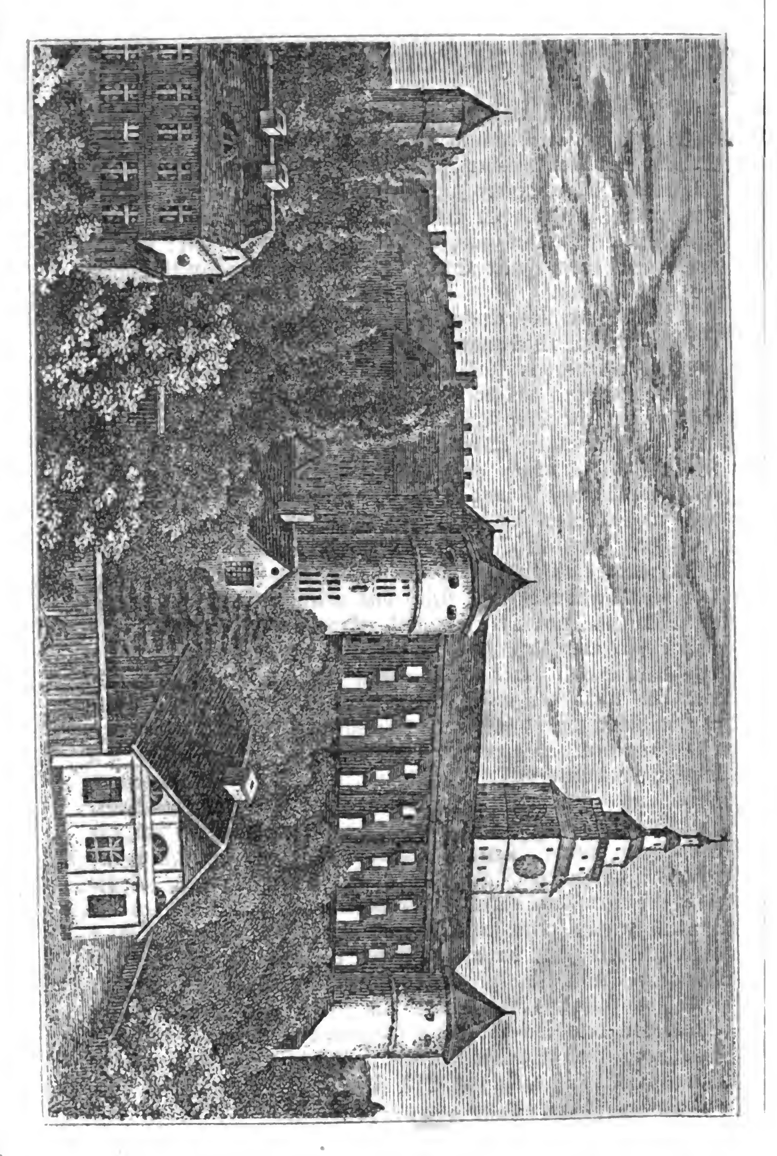
Auf einer mit einem Eichenwalde bedeckten Anhöhe wurden die Eichen abgehauen, und zur Aufführung des Schlosses benutzt, welches im Jahre 1255, mit einer Vorburg versehen und von Gräben umgeben, vollendet ward, da wo heute die Stallungen vor dem Schlosse sich befinden. Das neu erbaute Schloß, welches im Wappen einen geharnischten und gekrönten Ritter führte, erhielt zu Ehren des Königs Ottokar den Namen Königsberg, *) und schon im folgenden Jahre (1256) erhob sich in dessen Nähe die Stadt gleichen Namens.

Im Jahre 1257 ward dies erste, hölzerne Schloß abgerissen, und daneben von Seiten des Ordens ein neues Schloß (wo jetzt die Schloßkirche steht) aus Stein erbaut, mit doppelten Mauern, neun Thürmen und einem Graben versehen.

Anfänglich war das Schloß nur die Wohnung des Ordens-Marschalls, später wurde es die Residenz des Hochmeisters und seit 1525 der ersten Herzöge von Preußen, unter denen es im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Veränderungen und Erweiterungen, und endlich seine jetzige Gestalt erhielt. Die Befestigungswerke verfielen nach und nach, oder wurden eingerissen, und nur der Thurm am sogenannten Danziger Keller hat sich, als ein Ueberrest davon, erhalten. Unstreitig hat das Schloß in seinem älteren Zustande im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, als es noch mit seinen Mauern, Thürmen, Gräben, Zugbrücken, umgeben war, und eine Einheit der Bauart zeigte, einen würdigeren und vortheilhafteren Anblick dargestellt als jetzt, da es mit Recht eine Musterkarte von den Bauarten der letzten fünf Jahrhunderte genannt werden kann.

Im Jahre 1700 wurde das Brückenthor, welches die Stadt von dem Schlosse schied, abgebrochen, wodurch der freie Platz vor dem Schlosse entstand. Er bildet ein längliches Viereck, 333 Fuß lang und 213 Fuß breit. Das Schloß ent-

*) Die alten Preußen nannten es: Twangste.



hält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist, und viele zu Registraturen und dergleichen gebraucht werden.

Die Abendseite enthält das alte Zeughaus (jetzt ganz leer) und einige Gefängnisse. Mitten in diesem Gebäude befindet sich eine bedeckte, gewölbte Durchfahrt, durch welche man auf die 1697 über dem Schloßgraben erbaute Brücke (jetzt ganz überpflastert) gelangt. Die trocknen Ufer dieses Grabens sind jetzt in Gärten verwandelt. Ueber der Durchfahrt befindet sich die schöne und geräumige Schloßkirche, der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet. Das Gewölbe ruht auf vier großen, achteckigen, steinernen Pfeilern. Oben am Gewölbe werden eine Hand aus Gyps, welche einen Beutel hält, und eine Weintraube aus Gyps gezeigt, wovon sich noch einige alte Sagen erhalten haben. In dieser Kirche wurden der erste König von Preußen, Friedrich I. und die Königin Sophie Charlotte am 18. Januar 1701 gesalbt, worauf Friedrich sich selbst die Krone aufsetzte. An den Pfeilern unter den Chören wurden die Wappen der damaligen Ritter des schwarzen Adler-Ordens aufgehängt. Jetzt ist die Kirche Garnisonkirche. Gegen Mittag liegt die Königliche Schloß-Bibliothek mit vielen Merkwürdigkeiten: die Bände von massivem Silber sehr künstlich gearbeitet.

Ueber diesen ganzen Flügel des Schlosses läuft der große Moskowiter-Saal, der von einer Moskowitischen Gesellschaft den Namen haben soll. Er ist 265 Fuß lang, 57 breit, aber nur 19 Fuß hoch und ohne alle andre architektonische Merkwürdigkeit, als daß die ganze, übrigens nur aus Holz bestehende Decke von keinen Pfeilern gestützt wird. Auf beiden Seiten befinden sich zwei runde Thürme. In diesem Saal ward 1594 das Beilager des Churfürsten Johann Sigismund mit der Preußischen Prinzessin Anna vollzogen.

Unter diesem westlichen Theil des Schlosses liegt der Schloß-Keller, 194 Fuß lang und 38½ Fuß breit. Er dient jetzt als Weinkeller zum Vereinigungspunkt aller Königsberger Zechbrüder von Ruf, und führt noch immer den bedeutungsvollen Namen des Blutgerichts, nur mit dem Unterschiede, daß ehemals hier das Blut der gerichteten Verbrecher und jetzt das der Trauben fließt; es müßte denn seyn, daß einige cholerische Trinker des Guten zu viel thäten, sich dann zum Bösen wendeten und nun mit eignen Händen eine Blut-Abzapfung veranlaßten. — Da sich in diesem Flügel des Schlosses: Keller, Zeughaus, Kirche, Tanzsaal und Schuttböden befinden, so sagen die alten

Chroniken nicht ohne Witz: Hier wohnen Bachus, Mars, Jupiter und Venus; oder Wehr-, Lehr- und Nähr-Stand freundlich zusammen.

Die Nordseite, 1810 zum Theil neu ausgebaut, enthielt ehemals Hofstuben, jetzt enthält sie verschiedene Kollegien, das geheime Archiv, die Bernstein-Kammer u. s. w., auch das Tribunal, das Zimmer, wo sich die Königlich deutsche Gesellschaft versammelt, die Kunstkammer und die 1790 gestiftete Provinzial-Zeichenschule für Künstler. Die Hälfte der Nordseite, worin das geheime Archiv befindlich, ist allein noch so, wie der deutsche Orden sie erbaute, und hat sich in ihrer alterthümlichen Bauart, jedoch ohne bemerkbare Schönheit, erhalten.

Die Morgenseite hat das große gewölbte Schloßthor, worüber der schwarze Adler mit der Jahreszahl 1533 und folgender Inschrift:

> Parcere subjectis et debellare superbos, Principis officium esse, Musa Maronis ait. Sic regere hunc populum, Princeps Alberte, memento: Sed cum divina cuncta regentis Ope.

Diesen Flügel nehmen jetzt mehrere öffentliche Kassen ein.

Die Mittagsseite enthielt ehemals die Küchen- und Badestuben, jetzt sind Dikasterien in diesem Flügel, und das glänzende Lokal des Oberpräsidenten von Schön, so wie die Königlichen Zimmer zur Aufnahme höchster und allerhöchster Gäste. Ueber einer Pforte befindet sich das Bildniß des Markgrafen Albrecht, mit der Inschrift:

Psalm 5., 6.

> Laus mea sermo Dei Domini, mea gloria Verbum. Hac spe non metuam, quid mihi faxit Homo. Albertus D. G. Marchio Brandenb. Dux Prussiae. A. 1551.

An der Grenze der Mittag- und Abendseite steht der hohe Schloß-Thurm mit 284 Stufen, bis 278¼ Fuß über den mittleren Wasserstand des Pregels sich erhebend. Hier hat man ein ergiebiges Panorama der Stadt und Umgegend. Drei Mal des Tages ist der Schloß-Musikant verpflichtet, ein Lied vom Thurm herab zu blasen, was von einer alten Gerechtigkeit herrühren soll.

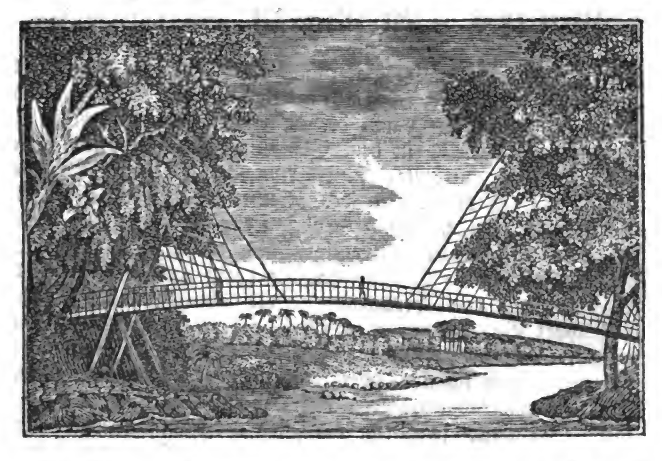
Vor dem Schlosse liegt der Marstall (im Jahr 1700 neu aufgebaut), jetzt eine Kaserne der Kürassiere. Vor der Kaserne steht auf einem Fußgestell von grünem Marmor die metallene Bildsäule Friedrich's I. welche gerade hundert Jahre nach der

Krönung desselben, am 18. Januar 1801, unser König den Königsbergern geschenkt hat.

Die Ansicht des Schlosses, welche unser Bild giebt, ist von der Prinzessin-Straße aufgenommen. Das Haus mit dem daranstoßenden Garten, welches uns links entgegen tritt, war Wohnsitz und Eigenthum des Königsberger Weltweisen Immanuel Kant, welcher bis zu seinem Tode (1804), daselbst lebte und wirkte.

Adalbert vom Thale.

Eine Hängebrücke aus Bambusrohr.



Die Insel Java, eines der Sunda-Eilande des Archipels, hat Flüsse und Bäche, die meist sehr reißend sind in ihrem Lauf. Die Ufer gehen bedeutend, zuweilen steil in die Höhe, und ein zu Zeiten durchwatbarer Fluß erreicht manchmal durch herabstürzende Wildbäche binnen wenigen Stunden eine Tiefe von funfzehn bis dreißig Fuß. Solche Bergbäche künden sich schon von fern durch ihr entsetzliches Gebrüll an; von ihrer Gewalt sind die massiven Brücken in einem Augenblick zerstört oder hinweg geflutheł, und in der Regenzeit wurde dadurch oft der Marsch der holländischen Truppen-Kolonnen gehemmt. Dies besonders veranlaßte dort die Errichtung von Hängebrücken, wozu sich der

Stoff in dem auf Java in großer Menge vorkommenden Bambusrohr darbot, das dort in den Dörfern auch besonders noch zu lebendigen Hecken benutzt wird, die, von einem Verhau umgeben, im Nothfall den Bewohnern als Verschanzung, als ein fast undurchdringliches Bollwerk dienen. — Die hier abgebildete Hängebrücke von Bambusrohr wurde im Jahre 1828 von dem holländischen Oberst-Lieutenant Ledel in der Provinz Grogol bei dem wichtigen Posten Bligo über den Progo errichtet.

Luther's Denkmal zu Wittenberg.

Es war in unserm Vaterlande eine Zeit, wo Aberglaube und geistige Sklaverei Alles verfinsterten und der geweihte Mann zu Rom, welcher bis dahin der Mittelpunkt der Gläubigen gewesen war, taumelnd in dem Glanze, welcher von allen Enden der Erde ihm zuströmte, seines Amtes Würde und Heiligkeit vergaß und zu den Füßen des Kreuzes, das er als Priester Aller anbeten sollte, Schätze grub. Man sah die Kirche Christi zu einem Krämerhause erniedrigt, und der erste Bischof, der Knecht der Knechte Gottes, feilschte darin und verhandelte die Strahlen aus dem Heiligenscheine der Christenheit; die Bibel, das Wort Gottes, lag im Winkel hoch bestäubt und Niemand kannte, Niemand suchte es. Wohl traten Männer auf, welche den Mißbrauch schalten, aber solche Kühnheit ward als Ketzerei mit Tod und ewigem Kerker bestraft; und wäre auch weniger Gefahr gewesen, so ertrug man die Beschimpfung der Menschen- und Christenwürde aus Gewohnheit. Das dauerte lange und zu Rom wollte man nichts sühnen und nichts bessern; da fand ein bis dahin geringer Mönch die verlorne heilige Schrift und sah den Mißbrauch des Heiligsten mit einem göttlichen Zorn. Er nahm die heilige Urkunde, reinigte sie, dolmetschte ihre Sprüche und Gesetze allem Volk verständlich und klar, und trat mit ihr, wie mit einem neuen göttlichen Befehl und wie ein neuer Apostel vor den Papst, vor Kaiser und Reich. Man suchte den Mann, man that sich zu ihm heimlich und öffentlich; und ob auch der Wahn ihn verfolgte und geistliche und weltliche Macht wie ein drohendes Doppelgewitter an seinem Himmel hing, er wußte, daß ein allmächtiger Gott darüber war und führte sein Vorhaben herrlich hinaus.



Und er hat eine Säule gesetzt, den Born des lebendigen Wassers vor den Unheiligen zu bewahren, das Wort Gottes; er hat die Säule fest gegründet, daß man sich daran halten möge in Fahr und Noth, und diese Säule steht noch. Jedermann, ja gewiß der Geringste im Volke weiß, daß ich von Luther rede, dem Lehrer der Wahrheit, dem Stolze des Vaterlandes. Jedermann kennt jetzt sein Verdienst und seinen Ruhm, und dennoch — sollte man es glauben! — schlief der große Reformator schon drittehalb hundert Jahre unter der Erde, auf der er so tapfer gestritten, ohne daß man ihm ein würdiges Denkmal gesetzt hätte. Erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entsteht im Mansfeldschen ein Verein zu dem Zweck und bringt die Sache öffentlich zur Sprache. Es regt sich unter den Glaubensgenossen eine allgemeine Theilnahme an dem ehrenvollen Unternehmen, und als der König von Preußen, der Schirmherr der evangelischen Kirche, öffentlich die Sache in seinen Schutz nahm, unterstützte und empfahl, traten alle Stände des Reichs und andre deutsche Fürsten freigebig bei und selbst das Ausland sendete Beiträge. Man war damals so weit gediehen, daß man den Tag zur Errichtung des Denkmals schon bestimmte, als der Krieg mit Napoleon unterbrechend dazwischen trat. Der Mansfeldsche Verein legte also die eingegangenen Summen auf Zinsen an, und nachdem der Friede hergestellt und das Kapital von 23452 Thaler auf 33450 Thaler gestiegen war, nahm sich der König der Sache mit neuer Wärme an. Er entschied auch unter den vielen sich durchkreuzenden Vorschlägen im allgemeinen Sinne und Interesse der evangelischen Kirche, daß „dem Dr. M. Luther auf dem Markte der Stadt Wittenberg ein metallenes Standbild errichtet werden sollte.“ Weil diese Stadt der Schauplatz der großen Thätigkeit des Gottesmannes gewesen, hatten einst die Grafen von Mansfeld ohne Streit seine Leiche dorthin zur Bestattung übergeben; aus demselben Grunde und um sein ganzes Wirken zu feiern, sollte dort auch sein Bild stehen. Und das fromme Werk wurde damit begonnen, daß in Gegenwart des Königs und mehrerer Prinzen des Königlichen Hauses am 31ten Okt. 1817, zugleich zur Feier der Vereinigung beider evangelischen Kirchen, der Grundstein zu jenem Denkmale gelegt wurde; er erhielt durch fürstliche Hände seine Weihe, und ein Gottesdienst, verbunden mit den kriegerischen Ehrenbezeigungen des aus Frankreich eben in Wittenberg eingetroffenen Colberg'schen Regiments, beschloß das Fest auf eine würdige Weise. Die Errichtung des Denkmals selbst ging rasch vorwärts. Der

berühmte G. Schadow, Direktor der Berliner Akademie der Künste, vollendete sein Modell, der Geh. Oberbaurath Schinkel gab die Zeichnung zu einem Baldachin, den die Königliche Eisengießerei in Berlin ausführte, und aus der Gegend von Freienwalde wurden mit großer Mühe gewaltige Granitblöcke zum Fußgestell herbeigeschafft und nach der Zeichnung Schinkel's bearbeitet. Der Guß der Statue wurde in der Königlichen Kanonengießerei in Berlin ausgeführt und am 5. Oktober 1820 stand das fertige Denkmal in Schadow's Werkstatt. Die Aufstellung in Wittenberg selbst geschah am 31ten Oktober 1821 mit außerordentlichen Feierlichkeiten, die wir nicht weiter beschreiben wollen. Da die Künstler gegen das Fußgestell von Granit Einwendungen machten, erließ der König folgende denkwürdige Kabinetsordre an den Minister v. Altenstein:

„Nach Ihrer Anzeige vom 12. v. M. hat es keine Schwierigkeit, den über der Bildsäule des Dr. Luther zu errichtenden Baldachin von Gußeisen mit dem Fußgestell derselben, nach der anliegenden Zeichnung in Verbindung zu setzen, wenn zum Fußgestell Granit genommen wird; an dieses Material knüpft sich indessen die Idee von unerschütterlicher Festigkeit, dem Charakter des Mannes so ganz entsprechend, dessen Bildsäule auf diesem Fußgestell errichtet werden soll; und Ich würde es daher nur ungern nachgeben, ein andres Material statt des Granits zu wählen. Wenn auch die Verbindung des Baldachins mit dem Fußgestell von Granit sich weniger gut ausführen läßt, so wünsche ich doch aus dem angeführten Grunde, daß diese Steinart beibehalten werde, und überlasse Ihnen, dies dem Geh. Oberbaurath Schinkel und Direktor Schadow zu eröffnen.

Berlin, den 1. September 1818.

Friedrich Wilhelm.

An
den Staats-Minister Freiherrn v. Altenstein."

Das Denkmal selbst und seinen Standort zeigt das beigegebene Bild. Luther steht in seinem Amtskleide da, wie vor dem versammelten Volke und deutet auf die aufgeschlagene Bibel; eine Auffassung, welcher man den Beifall nicht versagen kann. Statt der Basreliefs an dem Fußgestell solcher Statuen sind hier Inschriften gewählt. An der Vorderseite steht: „Glaubet an das Evangelium"; links erinnern folgende Worte an sein erstes Auftreten: „Ists Gottes Werk, so wirds bestehen, Ist's Menschenwerk, wirds untergehen." Den Gipfel seines

Werks, sein entscheidendes Auftreten in Worms bezeichnet die Inschrift zur Rechten: „Eine veste Burg ist unser Gott.“ Auf der vierten Seite steht:

„Von dem Mansfeldischen Verein für Luther's Denkmal durch gesammelte
Beiträge begründet, und durch König Friedrich Wilhelm III. errichtet.“

Welche Mühe und Arbeit das Fußgestell verursachte, kann man daraus sehen, daß der Transport der beiden Granitblöcke bis Berlin sechs Monate erforderte; das Ausarbeiten, Schleifen und Poliren beschäftigte zwölf Monate hindurch zehn Steinmetzen und dreißig Schleifer. Der Stein ist von röthlicher Farbe und erreicht an Schönheit fast den egyptischen Granit; die zwei Steine, deren größter in roher Gestalt 20 Fuß lang, 10 Fuß breit und 8 Fuß dick war, haben die trefflichste Politur angenommen. Das Denkmal hat eine Höhe von 28 Fuß 3 Zoll; das ganze Gewicht beträgt 1365 Centner, der Raum, welchen sein Umfang einnimmt, hat 224 Quadratfuß, und die gemauerte Unterlage eine Tiefe von 8 Fuß. Jetzt umgiebt das Ganze ein von Eisen gegossenes Geländer, welches um einen Raum von 589 Quadratfuß herum geht. — Das Denkmal wird der Nachwelt Zeugniß ablegen für unsern Glauben und unsre Dankbarkeit, und durch den Anblick seines Bildes ihre Verehrung für einen Mann stärken, dem Deutschland so unendlich viel verdankt.

A. G. Gentzel.

Isola bella.

Isola bella, zu Deutsch: das schöne Eiland, ist eine der zwei größern Borromeischen Inseln, welche wegen ihrer herrlichen Lage und Schönheit von den Reisenden Italiens zu den reizendsten Partien dieses Landes gerechnet werden. Isola bella war, wie Isola Madre, ein nackter, schroffer Fels, der aus dem Wasserspiegel vorragte, als Graf Vitaliano Borromeo 1671 dieselben mit fruchtbarer Erde bedecken ließ und Pflanzungen und Terrassen auf dem gewonnenen Boden anlegte. Auf Isola bella wurde vorzüglicher Fleiß verwendet; es erhielt bis zur Höhe zehn sich verkleinernde Terrassen mit Garten-Anlagen, und auf der obersten Terrasse, 120 Fuß über der Meeresfläche, steht auf einer Plateform von 40 Quadrat-Fuß das kolossale Wap-



penthier der gräflichen Familie Borromeo, in deren Besitz diese Insel seit Jahrhunderten ist, ein geflügeltes Eichhorn. In dem Schlosse an der Westseite befindet sich eine Gemäldesammlung, und die Wände der unteren Zimmer sind mit einer seltsamen, aus Kies und Muscheln geformten Mosaik ausgelegt. Dort ist auch ein großer Lorbeerbaum, in dessen Rinde Napoleon einige Tage vor der Schlacht bei Marengo das Wort „bataglia" (Schlacht) grub. Wie schön die Aussicht von Isola bella selbst herab seyn muß, läßt sich denken. Wer dies entzückende Eiland gefeiert sehen will, lese Jean Paul's Titan; geärgert über Isola bella's Schönheit hat sich nur Einer von den Reisenden: Gustav Nicolai! — weil er bei seiner Warnungsstimme gegen Italien dieses Eiland als Ausnahme mußte gelten lassen. Manches Andre auszunehmen, hat er vergessen, oder in seiner Eile und üblen Laune viel Schönes nicht gesehen.

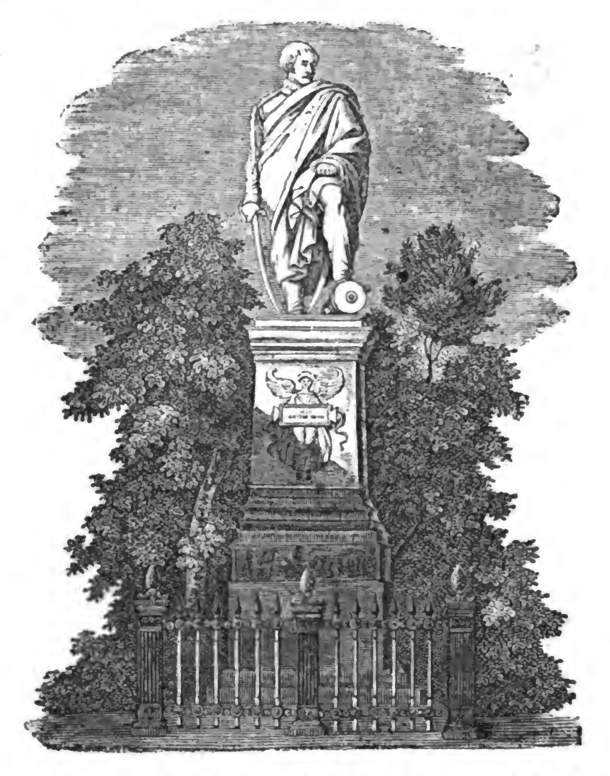
Hier haben wir nur einen Punkt von Isola bella, und da das Schloß im Vorgrunde steht, sind die Gärten meist davon bedeckt.

Der Dom in Wetzlar.

Wetzlar, das in der Geschichte oft genannt ist wegen des Reichskammergerichts, das vom Jahr 1693 bis 1806 sich dort befand, hat an seinem Dom das schönste Gebäude der im Uebrigen sich durch ihre Bauart nicht auszeichnenden Stadt. Das Schiff und der Chor dieser der heiligen Maria geweihten Kirche, mit welcher ein erst zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgehobenes Collegiatstift verbunden war, wurden im letzten Viertel des 13ten erbaut, und der 192 Fuß hohe, noch unvollendete Thurm im 14ten Jahrhundert begonnen. Dem ursprünglichen Plane nach sollte noch ein zweiter Thurm errichtet werden; zwischen beiden würde dann der Haupteingang gewesen seyn. Allein dieser Plan kam so wenig zur Ausführung, daß nicht einmal das Hauptportal der älteren Kirche weggerissen wurde, welches noch jetzt den Eingang zur Kirche bildet, wenn man von der Seite des Thurms (von der Westseite) in dieselbe treten will. Dieses alte hier nicht sichtbare Hauptportal ist in Rundbogenstyl und erinnert, gleich dem Thurm der bei Wetzlar liegenden alten Reichsburg Calsmunt, auf's entschiedenste an die Bauten, welche Kaiser Friedrich der Rothbart nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts in Gelnhausen ausführen ließ. An der Wetzlarer Kirche sind die schönen Sculpturen noch besonders zu bemerken, vorzüglich die, welche an einer Seiteneingangsthüre sich befinden.



Blücher's Standbild zu Berlin.



Der vorige Jahrgang dieses Buches enthielt Blücher's Bildniß und eine Lebens-Skizze des großen Feldherrn. Die Abbildung des herrlichen Denkmals zu Berlin, womit Friedrich Wilhelm III. das Andenken des Helden ehrte, mag, als Ergänzung dazu, hier willkommen seyn.

An dem schönsten Platze Berlin's, zwischen dem Palais des Königs und dem Opernhaus, gegenüber den Marmor-Statuen seiner Waffengefährten Bülow und Scharnhorst, ward Blücher's Standbild im Jahr 1826 aufgestellt, und am 18ten Juni, dem Tage der Schlacht bei Belleallianee, enthüllt. Das

Fundament bildet eine polirte Granitstufe; darauf erhebt sich das Piedestal, 14 Fuß hoch, mit der 13 Fuß hohen Bildsäule Blücher's, beide aus gegossenem Metall.

Der Held ist in seiner Uniform dargestellt, den Reitermantel über die linke Schulter zurückgeworfen. Mit ernstem, muthigem Blick wendet er das Haupt über die linke Schulter, gleichsam den Feind ruhig erwartend, in der schlagfertigen Rechten den Husaren-Säbel gezückt, den linken Fuß fest auf eine umgeworfene Haubitze gestemmt. Die ganze Stellung zeigt den kundigen, entschlossenen Feldherrn, den kühnen, selbstvertrauenden Helden.

Das Postament ist in allen drei Theilen ganz vorzüglich kunstreich gearbeitet, unten der Sockel, dessen Vorderseite auf unserm Bilde von dem Gitter verdeckt erscheint, darüber Reliefs an allen vier Seiten, die in sinnreichem Zusammenhange stehn, und endlich oben der Würfel oder eigentliche Körper des Piedestals, wo wir auf unserm Bilde die Siegesgöttin mit der Inschrift erblicken.

Der Sockel zeigt auf der Vorderseite Blücher's Wappen, auf der linken Seite, d. h. auf der rechten des Beschauers, einen wildblickenden Löwen, der, wie es scheint, sich brüllend vom Lager erhebt, und auf der entgegengesetzten Seite einen ruhenden Löwen, dort das Beginnen des Kampfes, hier den errungenen Sieg andeutend. Die Rückseite schmückt ein reicher Lorbeerkranz, der die Jahreszahlen MDCCCXIII. XIV. XV. umschließt.

Die Reliefs, Meisterwerke an Composition und Ausführung, stellen charakteristische Scenen aus den drei Kriegesjahren dar. Auf der linken Seite der Abschied der jungen hinausziehenden Krieger von ihren Eltern; hier wird der Aufruf des Königs gelesen, dort werden Waffen vertheilt, dort zur Fahne geschworen. Der Zug der Reiterei bewegt sich zum Thore hinaus, das durch den schlesischen Adler als Wappenschild und durch eine Andeutung des Rathhauses im Einblick sich als ein Breslauer Thor zu erkennen giebt. Im Hintergrunde erscheint die Statue der Bellona, welche auf dem Grabe des Generals Grafen Tauenzien, Breslau's Vertheidiger im siebenjährigen Kriege, aufgestellt ist. Das Relief auf der Rückseite zeigt das marschirende Heer, wie hier freiwillige Jäger mit ihren Trommeln und Pfeifen an einem Bauerhause vorüberziehn, dort Uhlanen bei einem Brunnen halten, das Pferd tränken, und von der Hand eines freundlichen Landmädchens sich den Krug kühlenden Wassers

reichen lassen. In einer besonders hervortretenden Figur im Offiziermantel erkennt man Gneisenau, der sinnenden Blickes in den halbgeordneten Zug schaut. Das dritte Relief, an der rechten Seite, führt uns in das Feldlager, reich an abwechselnden Gruppen. Die Reiterschaaren bewegen sich bereits in wohlgeordneten Colonnen vorüber. Viele Figuren sind Bildnisse bedeutender Männer jener Zeit. Der Mann in Civil, im ernsten Gespräch mit einem Stabs-Offizier zu Pferde, bezeichnet den Minister von Humboldt. Die mit Weinreben umrankten Bäume deuten auf den Schauplatz in Frankreich. Die Vorderseite endlich stellt in einem trefflichen Relief den Einzug in Paris dar. In der Mitte Blücher selbst, mit Gneisenau, York, Prinz Wilhelm, Prinz August, Kleist, Bülow, mit Fahnen und klingendem Spiel durch die Porte St. Martin eindringend. Die einst vom Brandenburger Thore in Berlin geraubte Viktoria (die jetzt ihren alten Platz einnimmt) wird ihnen bereits entgegengeführt. Ein Pariser liest die Abdankungs-Akte Napoleon's. Im Hintergrunde die Thürme der Kathedrale Notre-Dame, der Dom der Invalidenkirche, die Säule des Platzes Vendome und das Louvre.

Der Würfel stellt auf der vordern Fläche, ebenfalls in erhabener Arbeit, eine schwebende Siegesgöttin dar, eine Tafel haltend mit der vergoldeten Inschrift:

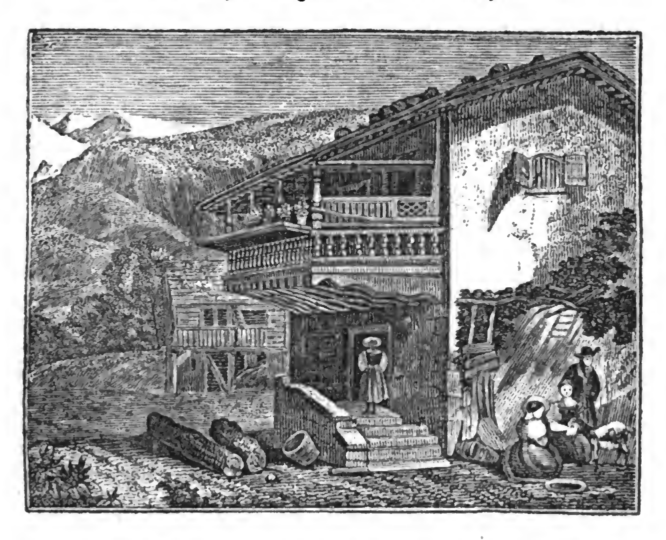
Friedrich Wilhelm III., dem Feldmarschall Fürsten
Blücher von Wahlstadt, im Jahre 1826.

Auf der Rückseite erblicken wir in entzückender Anmuth Irene, die Friedensgöttin, wie sie einen Oelzweig über zertrümmerte Waffen ausstreckt.

Auf der linken und rechten Seite bietet uns dieser Haupttheil des Piedestals gedoppelte Felder. Links auf dem oberen höheren Felde: Blücher im griechischen Harnisch, von der Nemesis das Schwert empfangend; hinter dem Helden die Fortuna, nach egyptischer Vorstellung abgebildet. Viktoria scheint dem Helden zu winken. In dem untern Felde ruht auf Grabsteinen ein Genius mit umgestürzter Fackel zwischen der Nymphe der Katzbach, und dem Flußgott der Loire. Die rechte Seite bietet in dem obern Felde die Göttin der Borussia, vom Throne herab dem Helden einen vollen Lorbeerkranz darreichend; im Hintergrunde einen Altar, mit dem Fürstenmantel und dem Fürstenhut, hinter demselben eine Viktoria, die aus den erbeuteten Waffen ein Siegesdenkmal errichtet. Auf dem untern Felde sitzt Klio, die Muse der Geschichte, und zeichnet die Thaten des Helden

auf. Zu beiden Enden knien Viktorien und schmücken die Kandelaber mit Lorbeergehängen. Im Friese des reich verzierten Gesimses sehen wir rings herum zwischen Lorbeerzweigen die Orden abgebildet, welche die Brust des Helden schmückten. Die sämmtlichen Modelle dieser kunstreichen Statue sind von Rauch, die Zeichnung der Architektur von Schinkel. Der Guß in Bronze ist das Werk Lequine's, die Ueberarbeitung des Metalls von Buarin. Das schöne eiserne Gitter, welches das Denkmal umgiebt, ist aus der Königlichen Berliner Eisengießerei hervorgegangen. S.

Ein Schweizer Bauernhaus.



In der Schweiz sehen die Häuser der Dorfbewohner meist sehr zierlich aus; wir haben hier eines abgebildet, das im Walliserlande, in der Nähe von Brieg steht. Obwohl sonst ziemlich massiv gebaut, hat es doch nur ein hölzernes Dach, aus großen Schindeln zusammengesetzt, die durch darauf gelegte Steine gegen die Gewalt des Windes gesichert werden. Diese Schindeldächer haben die von Stroh verdrängt, während auch jene, seit

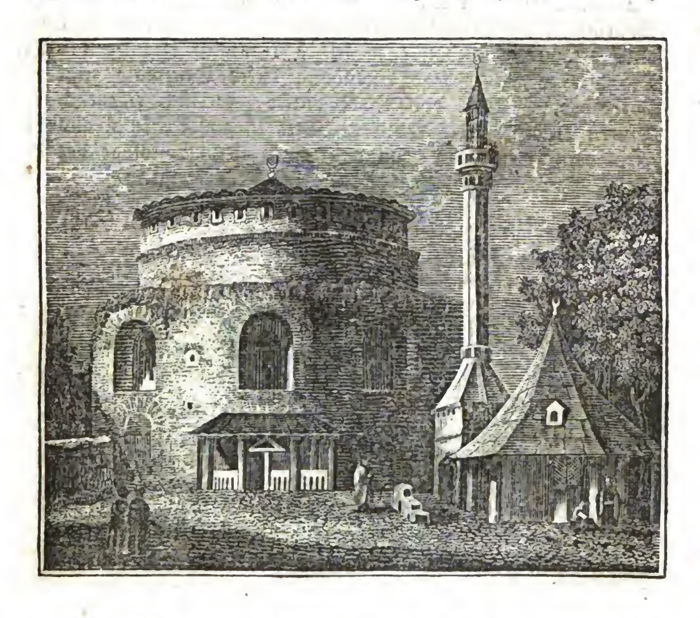
der Ziegelhütten in der Schweiz mehr geworden sind, schon sehr in Abnahme kommen. Romantischer sieht vielleicht solch ein Dach mit seinen aufgelegten Steinen aus, aber die Romantik muß dem Zweckmäßigen, der Sicherung gegen Feuersgefahr weichen. In einem solchen Gebäude findet man oft drei bis vier Haushaltungen, nicht selten zwei in einer Stube, und jeder ist für seinen Antheil Eigenthümer, indem die Kosten des Baues gemeinschaftlich getragen wurden; das Innere ist dann streng abgemessen, weniger sind es schon die Scheunen und Stallungen. Ueberall herrscht aber musterhafte Reinlichkeit, die wir die adlige Tugend der Armuth nennen möchten. An den Häusern liebt man die Inschriften, und man findet deren, die ernst und komisch, gescheidt und albern sind. Wir entnehmen einem Manuscript folgenden hübschen Spruch, der, neben einigen andern Reimen, an einem Hause in der Nähe von Uri steht, übersetzen ihn aber aus dem Schweizer-Dialekt in unser Deutsch:

„Hat Fried' in den Stuben
Den Fleiß an dem Fädchen,
Gedeihen die Buben,
Gedeihen die Mädchen.
Da würzet das Scherzen
Die magere Kost,
Da dringet zum Herzen
Kein Schimmel, kein Rost."

Auf unserm kleinen Bilde sieht man auch etliche Figürchen; ob eine „Mimili" darunter, oder irgend ein Mägdlein, wie es als Schweizerin in Romanen oder auf den Theatern figurirt, wissen wir nicht; den Zeugnissen neuerer Reisenden zu Folge soll indeß von der so gerühmten einfachen Natürlichkeit der Mädchen in der Schweiz auch kein großer Vorrath vorhanden seyn. Indeß hat jedes Land, selbst mitten unter den zu großen Ansprüchen, die im Allgemeinen an die Verhältnisse des Lebens gemacht werden, noch seine Charaktere, welche sich von falscher Bildung nicht verderben lassen, die mehr nach innen als nach außen schauen. Wenn die zu großen Anforderungen ihren Kreislauf gemacht haben, wird man wieder mehr zur Genügsamkeit sich wenden, die hauptsächlich dazu beitragen kann, Verwirrungen der Begriffe zu beseitigen, welche in manchen Ländern, so auch in der Schweiz, Wohlstand und Familienglück hemmen. — Weil wir von den Schweizer Mädchen gesprochen haben, wollen wir eines derselben erwähnen, das sich vor Kurzem (1833) auf eigenthümliche Weise auszeichnete, nämlich Erry Ulmen.

Ihr Vater hatte ein Loos bei einem Preis-Schießen, war aber am Tage des Schützenfestes krank; er übertrug den ihm zukommenden Schuß seiner Tochter und sie gewann den zweiten Preis von 4000 Schweizer Franken. Eine echte Tochter des Landes, aus dem Wilhelm Tell hervorging!

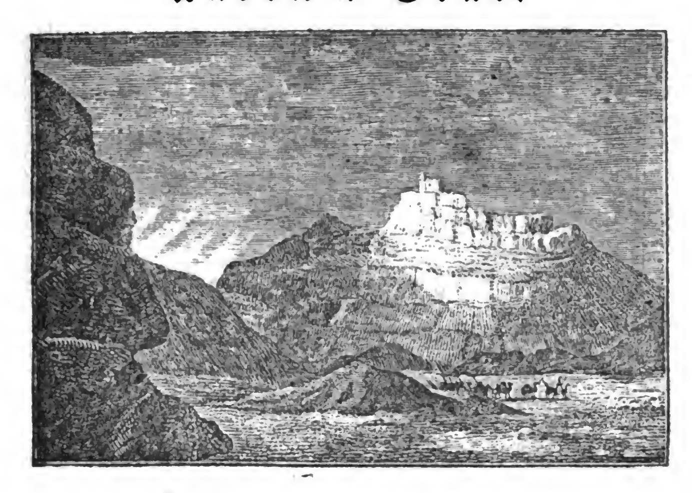
Der Kabiren-Tempel zu Thessalonich.



Der Alterthumsforscher Cousinéry, welcher unter Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. lange Zeit zu Saloniki in Macedonien französischer Konsul war, und seine Muße dem Studium des aus der alten Zeit trümmerhaft Herabgekommenen eifrig widmete, hat ein Werk über seine Reisen und Entdeckungen drucken lassen. Darin giebt er auch die Abbildung eines alten Tempels der Kabiren, welcher sich zu Saloniki, dem alten Thessalonich, befindet. Jene Stadt hat das Merkwürdige, daß bis jetzt drei Religionen darin gegolten haben: die heidnische, die

christliche und die muhamedanische. Jede hat Spuren nachgelassen, welche sich in den dortigen alterthümlichen Bauwerken finden. Der alte Dienst der Kabiren (so hießen die Priester) war der Cybele d. h. der Göttin der Fruchtbarkeit, gewidmet. Die Priester waren alle männliche Verschnittene, um an ein Liebesabenteuer dieser alten Göttin und den Verlust ihres Geliebten Atys zu erinnern; solchen Geschichten wurde dann gewöhnlich ein mystischer Sinn beigelegt. Dieser Tempel hat die Form einer Rotunde und ist, wie man an dem Halbmonde sehen kann, zu einer türkischen Moskeh umgeschaffen; denn die Sparsamkeit des Menschen verleugnet sich auch in dem Gebrauch alter heidnischer Gebäude zu seinen religiösen Uebungen nicht. Die hier wiedergegebene Abbildung dieses Denkmals zeigt im Vorhofe einen Block von Verde antico, der sich eigentlich im Innern des Gebäudes befindet. Dies ist ein Denkmal aus der ersten christlichen Zeit; denn nach einer alten Volkssage hat der heilige Paulus von diesem Steine herab gepredigt.

Aaron's Grab.



Aaron war, wie den Freunden der Bibel bekannt seyn muß, der ältere Bruder Mosis und ihm bei dem großen Werke

des Auszugs aus dem Lande der Pharaonen beigegeben, weil er mehr äußere Gaben besaß und ein fertiger Redner war, während der stammelnde oder doch nicht mit solcher Gewandtheit redende Moses sich mehr durch die unerschütterliche Gediegenheit seines Geistes auszeichnete. Aaron wurde durch seinen Bruder zum Oberpriester ernannt; als aber der Prophet vierzig Tage auf dem Berge Sinai blieb, schmähte er seine Würde dadurch, daß er dem Unglauben des Volks so weit nachgab, ein goldnes Kalb aufzustellen, um den Leuten, welche sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnten, auch einen egyptischen Gott — es war der bekannte Apis — zu geben. Der Erfolg und der Verlauf seiner Lebensgeschichte ist bekannt, so wie, daß er zur Strafe seines Zweifels an Gott nicht in das gelobte Land kam und nur in Gegenwart seines Bruders und Sohnes auf dem Berge Hor starb. Die Araber verehren noch heute ein sogenanntes Grabmal Aaron's auf dem Berge Hor, der hervorragenden Spitze unter den Felsenhaufen von Wadi Musa, und ein greiser Araber wohnt auf der Kuppe des Felsens als Hüther des hochverehrten Denkmals. Der deutsche Reisende Burkhard konnte nur dadurch an den Ort gelangen, daß er vorgab, eine Ziege für den Propheten Harun (so nennen ihn die Araber) opfern zu wollen; die Ziege mußte aber schon im Angesicht des heiligen Berges geschlachtet werden. Diese Verehrung erklärt sich leicht daraus, daß der althebräische Oberpriester im Koran (Sure 19.) als Prophet genannt wird; und wir bemerken bei der Gelegenheit für die, welche es nicht wissen, daß viele gefeierte biblische Namen im Koran in Ehren erwähnt werden, wenn auch ihre Geschichte bisweilen eine Aenderung erlitten hat. So wird die Geschichte des Patriarchen Joseph (Jusuf) erzählt, und Jesus Christus (Isa) wird an sieben verschiedenen Stellen als großer Prophet genannt. Was übrigens jenes Grabmal anlangt, so muß man es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen; wahrscheinlich ist dasselbe nicht sehr alt. Denn im Morgenlande hat man eine ordentliche Sucht, solche Denkmäler aufzuweisen. Beispielsweise erwähnen wir nur, daß man sechszehn Meilen von Damaskus das Grab des Abel zeigt; da ist wenigstens ein Zweifel erlaubt. Wenn aber dem Hiob auf diese Manier fünf Gräber beigelegt werden, da behufs guter Moral man doch allen Grund hat, den Mann für eine erdichtete Person zu nehmen, so wird man in jenen Gräbern nur die Beweise einer besondern Verehrung sehen. Schließlich sey noch erwähnt, daß die Rabbinen, welche z. B.

die Entfernung der Augen Gottes von einander maßen, es auch für den Aaron an Fabeln nicht haben fehlen lassen.

Echtes Portrait eines Chinesen.



Als Graf Macartney als englischer Gesandter in China war, hatte er in Macao einen eingebornen Haushofmeister; der ihm alle Einkäufe für seine Haushaltung besorgte. Er fand ihn so merkwürdig, daß er ihn zeichnen ließ und in dem Bericht über seine Reise beschreibt; der gute Mann hat gar Vielen schon im Bilde gefallen, und so wird es auch wohl an dieser

Stelle gern gesehen, um so mehr, da es ein genaues Portrait eines Chinesen ist. Mütze und Schuhe abgerechnet, statt deren dieser einen Hut, jener Stiefeln trägt, kleidet sich die mittlere Klasse, oder der Bürgerstand, durch ganz China gerade eben so. Das Oberkleid ist eine Pelzjacke von Schaaffell. Die halben Mondsfiguren sind aus dunkel gefärbtem Schaaffell, in jener Form, ausgeschnitten und zum Zierrath in die Jacke eingenäht; der Kragen ist von Marder- oder Fuchspelz. Dergleichen Pelzjacken trägt man in China Morgens und Abends, wenn es kühl ist, und legt sie in den wärmern Tagesstunden ab. Das längere Unterkleid ist von geblümtem seidenen Zeuge, und das darauf folgende weiße ist Leinen oder Tafft, von welchen Zeugarten auch im Sommer die langen Schifferhosen sind. Für den Winter werden sie entweder mit Pelzwerk gefüttert, oder mit ungezwirnter Seide, wie mit Watte, gesteppt oder durchnäht; in den nördlichen Gegenden des Reichs trägt man im Winter durchgehends Pelzhosen. Die Mütze ist aus einer Art von Filz gemacht; so lange sie neu sind, haben sie fast die Form einer Mandarins-Mütze. Diese Form geht aber durch das Tragen und durch den Regen, der alle Appretur herausbringt, bald verloren. Die Strümpfe sind von Nankin, und inwendig mit Baumwolle durchnäht; auch die Schuhe sind von Nankin, und die Sohlen von dicker Pappe. Vom Gürtel hängen, rechts, ein Messer im Futteral, nebst Feuerstahl und Stein, zur Linken ein Paar Beutel zu Rauch- und Schnupftaback herab. In der linken Hand hält er ein hölzernes Kästchen voll Confituren, von denen er solchen Reisegefährten, denen er besonders wohlwollte, mitunter ein Schälchen anzubieten pflegte.

Das Tangermünder Thor zu Stendal.

Wir geben hier die Abbildung eines der ältesten Bauwerke in der Mark Brandenburg. Den geschichtlichen Angaben nach ist dieser Thurm im funfzehnten Jahrhundert erbaut; die untere Masse, aus Granit bestehend, ist aber wahrscheinlich noch älter. Der später aufgesetzte Theil ist in seinen Nischen, Wappenschildern u. s. w. mit gebrannten Steinen zierlich ausgeführt. Ueber diesen Baustyl lassen wir Hrn. Dr. Franz Kugler sprechen, der Folgendes berichtet:

„Die mittelalterlichen Gebäude der Altmark sind größtentheils aus gebrannten Steinen erbaut. Diese Bauart hat in



den nordöstlichen Provinzen von Deutschland eine eigenthümliche und von den Sandsteinbauten der übrigen Gegenden verschiedene Entwickelung des sogenannten gothischen Styls zur Folge gehabt. Von dem rundbogigen, dem bei uns sogenannten byzantinischen Baustyl, welcher am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch jenen verdrängt wurde, finden sich nur wenige vereinzelte Beispiele, zuweilen aus Schuld eines leicht zerstörbaren Materials, insbesondere aber, weil die Altmark zu jener Zeit noch nicht zu ihrer politischen Entwickelung gelangt war.

Man bediente sich nämlich großentheils des Holzes zum Bauen, vornämlich zwar zum Bauen der Wohngebäude, so daß in der Mark Brandenburg selbst noch im dreizehnten Jahrhundert ein jegliches von Steinen errichtetes Gebäude als ein solches besonders bezeichnet wurde. Die Seltenheit steinerner Wohnungen gab damals sogar zum Entstehen eines eigenen Geschlechtsnamens: De domo lapidea (vom steinernen Hause) Veranlassung. Bei Kirchenbauten indeß scheint sich eine solche Angabe mehr nur auf eine hölzerne (d. h. ungewölbte) Decke zu beziehen, als auf gesammtes Mauerwerk. Neben dem Holz gebrauchte man vornämlich den Granit zum Bauen, welcher zu regelmäßigen Quadern behauen wurde; doch hinderte die Schwierigkeit der Bearbeitung desselben jede Detaillirung der Formen. Auch später kommt dieser Stein, aber schlechter bearbeitet, insbesondere bei den Dorfkirchen granitreicher Gegenden vor. Bei dem Bau mit gebranntem Stein wandte man den Granit in der Regel zum Fundament an.

Die Anfertigung des gebrannten Steines erlaubte denselben nur in kleineren Maaßen zu liefern; daher vermindert sich hier die Zahl der häufig ganz freistehenden dekorativen Theile des Sandsteinbaues, z. B. der durchbrochenen Spitzen der Haupt-Thürme, der zierlichen thurmartigen Spitzen über den Strebepfeilern, der freistehenden Giebel über den Fenster- und Thür-Oeffnungen, der schwebenden Bögen, welche die Streben der Seitenschiffe mit denen des Hauptschiffes verbinden, u. s. w. Statt solcher wurden reliefartige Dekorationen angewandt. Die Ornamente haben ein weniger starkes Relief und kehren, da sie häufig mit gewissen Formen gemacht wurden, öfter wieder. Doch sind dafür die Profilirungen, namentlich an den Einfassungen der Fenster und Thüren, höchst mannigfaltig, da eine starke Vertiefung der Glieder hier durch gebrannte Formsteine leichter erreicht wurde. Die Haupt-Horizontallinien (die Gesimse), welche beim Sandsteinbau durch jene aufstrebenden Theile oft

unterbrochen wurden, treten wieder bedeutsamer hervor, und überall ist das Ganze massenhafter gehalten, und wirkt auch auf diese Weise."

In diesem „Jahrbuch für 1835" findet sich eine Abbildung des Neustädter Thores zu Tangermünde, welches ebenfalls zu den mittelalterlichen Gebäuden aus gebrannten Steinen gehört.

Die Zigeuner.



Die Zigeuner sind ein in ganz Europa zerstreutes Volk, dessen Aeußeres ziemlich allgemein bekannt ist. Sie sind von mittlerer Statur, hager und kräftig; ihre Haut, welche in allen Ländern unverändert dieselbe bleibt, ist dunkel, olivenfarbig oder schwarzbraun, und sticht gegen die blendend weißen Zähne, die rothen Lippen, sehr ab. Bart und Haare sind schwarz und stark. Diese Menschen erschienen im funfzehnten Jahrhundert in Europa in großen Horden, welche gegen 14,000 Köpfe betrugen; in Deutschland sah man sie im Jahre 1417 zuerst. Man wußte damals nicht, woher sie kamen oder stammten, und bestimmt läßt sich über ihren Ursprung auch jetzt noch nichts sagen. Doch hat man ihre Sprache, welche sie sehr geheim

halten, untersucht und gefunden, daß die meisten Wörter derselben indischen Ursprungs sind; daraus und aus vielen ihrer Gewohnheiten, Gebräuchen und Charakterzügen, z. B. ihrer Tanzlust, ihrem großen musikalischen Talent, ihrer Putzsucht, welches sich Alles bei der letzten Kaste der Hindu's, den Suders, wieder findet, zieht man den Schluß, daß die Zigeuner dorther gekommen und vielleicht durch den Eroberer Timur aus ihrer Heimath versprengt worden sind. In Europa nahm man sie nicht ungern auf; sie hatten viele beladene Pferde, Esel und Maulthiere mit sich, und besaßen eine Menge Gold und Edelsteine. Bald aber zeigten sie sich ganz anders, als man erwartet hatte, und ziemlich ungefügig für jede gesetzliche Ordnung; man gab ihnen auch Räuberei, Hochverrath, Zauberei, Menschenfleischfresserei schuld. Man machte nun Jagd auf sie, wie auf wilde Thiere; viele starben durchs Schwerdt, viele wurden verbrannt oder zu Tode gemartert. Man wollte sie vertilgen, aber sie vermehrten sich und breiteten sich, Amerika ausgenommen, über die ganze Erde aus; und ob sie jene Verbrechen in der Weise, wie man ihnen Schuld gab, verübten, muß, da die Geständnisse durch die Folter erpreßt wurden, sehr dahin gestellt bleiben. Als Ursache ihres Umherziehens in allen Ländern gaben sie damals an, sie wären Abkömmlinge der Egyptier, welche der heiligen Familie die Aufnahme verweigert hätten. Deshalb sey ihnen vom Papst eine Bußwanderung von sieben Jahren auferlegt, wogegen ihnen der Kaiser eine Stehlfreiheit von derselben Länge bewilligt habe. Die Freibriefe von Kaiser Sigismund, von Isabella (Königin von Ungarn) u. A. unterzeichnet, wiesen sie wirklich vor, und Niemand zweifelte daran. Ihre Anführer legten sich selbst die Titel Herzöge, Grafen und Ritter bei; ihr oberster Häuptling war in jenen Briefen Woinoda (Woyrodati) Cziganorum genannt. So war 1418 von einem Herzog Michael von Egyptenland die Rede, welcher bei Zürich in der Schweiz lagerte; dasselbe Ritual wird auch auf Grabsteinen beobachtet, wo der Todte seinen gehörigen Titel erhält. Eine hierher gehörige Notiz aus unsrer Zeit ist:

Aus England meldet man unter dem 10. Februar 1835 Folgendes: „Vor einigen Tagen starb in seinem Feldlager, in Bestwoodlane bei Nottingham, nach einer langen Krankheit der König der Zigeuner. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Leiche vor der Beerdigung in Basford in Parade ausgestellt werde, deshalb kamen viele Tausende von Menschen nach dem Lager, so daß der Weg stundenweit mit Neugierigen bedeckt

war. Die Bestattung geschah erst am Abend, weil man bis dahin eine Gesandtschaft der Zigeuner aus Lancashire erwartet hatte; diese traf Abends ein und man entschied sich dahin, daß der königliche Leichnam an dem gewöhnlichen Begräbnißorte No man's heath d. h. Niemands-Haide in Northamptonshire bestattet werden solle. Um 11 Uhr Abends bildete sich der Zug, an dessen Spitze sich die Prinzessin, die Tochter des Seligen, befand. Neue Hindernisse ließen den Zug in Eastwood anhalten, so daß erst am folgenden Tage die feierliche Beerdigung im Beiseyn einer großen Menge Menschen vor sich ging. Der selige Fürst folgte seinem Vater, welcher vor einigen Jahren in Lincolnshire starb, in der Regierung; er selbst hinterläßt seiner einzigen Tochter, einem hübschen Mädchen, einen Mahlschatz von einem Viertelmaß Gold."

Die Beschäftigung dieser Menschenklasse, welche sich selbst mit dem Namen Kahli d. h. Schwarze nennt, ist sehr mannigfaltig. Die schwarzen Mädchen (melli tschai) sind sehr geschickte Tänzerinnen, und in Spanien besonders sehr beliebt; in der neuern Zeit haben sich selbst die Dichter ihrer angenommen und sie ihrer Natur gemäß (wohin auch ihr Gesang gehört) benutzt, z. B. „Preciosa" und neuerdings „Esmeralda" (in dem Drama: „der Glöckner von Notre-Dame.") Diese Mädchen haben, ungeachtet der Farbe, oft eine außerordentliche Schönheit, sind stets heiter, gutmüthig, freundlich, anspruchslos, ohne darum eine gewisse List zu entbehren. Der Zigeuner hat, wie schon bemerkt, ein ganz besonderes musikalisches Talent; er spielt, außer dem Pianoforte, welches sich natürlich von selbst ausschließt, fast jedes Instrument, vorzüglich aber die Geige mit solcher Fertigkeit, Reinheit, Charakteristik und Fülle des Tons, daß es zum Bewundern zwingt. Ihrer Tanzmusik möchte schwerlich eine andre gleichkommen. Als solche berühmte Musiker unter ihnen werden genannt Carna Mihali, Czinka Panna, Hiripi, Sugar und der in Pesth lebende Cibari. Sonst beschäftigen sich die Zigeuner auch mit Stehlen, Schmieden, Kesselflicken, Kartenlegen, Kuriren, mit Pferde- und anderm Handel; sie spielen die sogenannten Kammerjäger gegen Ratten und Mäuse und ziehen in den Ländern als Marionetten- und Taschenspieler umher.

Den Namen Zigeuner, welchen diese Leute selbst als ein Schimpfwort betrachten, das so viel heiße, als schlechter Kerl, haben sie wahrscheinlich, wenn man ihre Herkunft aus Indien für gewiß hält, von einer dortigen Landschaft, welche noch heut

Zinganer heißt. Sie haben übrigens fast in jedem Lande einen andern Namen. Die Perser nennen sie Zengi, die Italiener Zingani, die Russen Tziganes, die Ungarn Czigan-Czigany, die Engländer Gipsies, die Bewohner der Pyrenäischen Halbinsel Gitanos, die Niedersachsen Tatern, die Franzosen Egyptiens, Bohémiens, Sarrasins u. s. w. In Siebenbürgen nennt man sie Pharao Nepok (Volk Pharao's), während ihr Name in Egypten Ghasie ist.

In ihrer Lebensweise haben die Zigeuner etwas Abgeschlossenes, Kastenartiges, von dem sie nie lassen. Weiber und Kinder leben z. B. für sich allein. Die Verheirathung mit einer Nicht-Zigeunerin (Goje von ihnen genannt) gilt für den Mann als ein Schimpf; jede in der Kirche geschlossene Ehe betrachten sie von ihrer Seite nur als eine Kebsehe. Ist ein Mann unrein geworden, was durch eine Kleinigkeit geschehen kann, so trinkt Niemand mehr mit ihm, bis er auf dem nächsten Zillo (der Versammlung) „von dem Hauptmann", dem Erben des Geheimnisses, wieder rein oder ehrlich gesprochen ist. Auf einem solchen Zillo werden auch die Streitigkeiten geschlichtet, und das Ende ist ein Bankett. Was die Zahl aller Zigeuner in Europa betrifft, so ist diese sehr groß. Es leben z. B. in Spanien allein an 40 000, in England 10 000, in Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. etwa 200 000 u. s. w.

Sie sind Heiden, machen aber äußerlich die Gebräuche des Landes nach, wo sie sich befinden. In Europa sind sie katholisch, in der Türkei muhamedanisch. Ihre Kinder erziehen sie sehr schlecht, und deshalb ist es lobenswerth, daß sich z. B. eine Gesellschaft von Menschenfreunden in Naumburg der Civilisirung einer Horde angenommen hat, welche in den Lohraischen Bergen an der Südseite des Harzes bei dem Dorfe Friedrichslohra ihren Sitz nahm. Diese Horde, von der neulich viel die Rede gewesen, hat etwa 90 Mitglieder, welche unter einem Patriarchen, Namens Pitthan, stehen. Man hat nach dem Dorfe einen Lehrer geschickt, der, begeistert für sein Werk, die Kinder der Zigeuner zu geregelter Thätigkeit für den Erwerb und zu Schulbildung anhält. An den Alten ist freilich, wie sie selbst erklärt haben, solche Mühe verloren, indessen hat das Streben des Missionairs, der Anfangs mit ihrer Hartnäckigkeit zu kämpfen hatte, ihre Achtung gewonnen und sie sprechen mit Ehrerbietung von ihm. In der Gegend selbst wundert man sich höchstens und nimmt wenig Theil an der Sache.

Auf der beigefügten Abbildung sieht man ein Zigeuner-

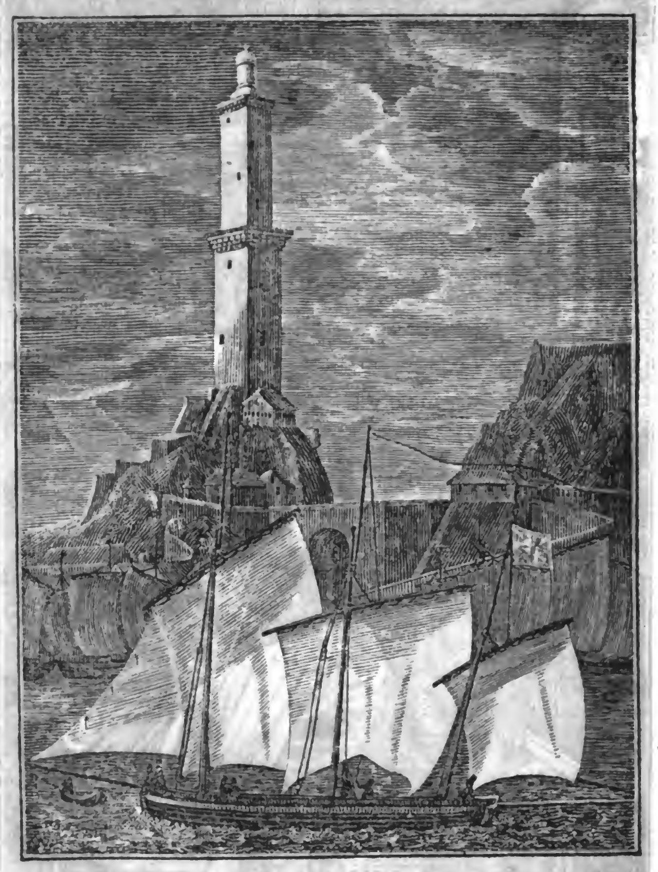
Lager, wo man eben für des Leibes Nahrung und allerlei Unterhaltung sorgt. Inmitten zeigt sich der Hauptmann, dem ein Knabe (wahrscheinlich als Spion gebraucht) Bericht abstattet. Ringsum lagern Gruppen, mannigfach beschäftigt zum Feierabend.

Der Flickschneider.

Unter dieser Benennung hat der Maler Ebers vor ein Paar Jahren ein Bild gemalt, das auf den Kunstausstellungen sehr gefiel, auch lithographirt wurde. Es ist jetzt im Besitz des Banquier Frank in Breslau. Für unser Kalender-Format haben wir etwas abnehmen müssen, doch ist die Platte größer und es sind aparte sehr gute Abdrücke gemacht worden, die das Stück für $1\frac{1}{4}$ Sgr. (für einen Groschen Courant) in der Vereins-Buchhandlung zu haben sind. Die Beschäftigung des Flickschneiders ergiebt sich aus der Ansicht des Bildes von selbst; er ergänzt einem nachbarlichen Kunden die zerrissenen Beinkleider, während an seiner eigenen Kleidung zu sehen ist, daß er seine Talente für sich selbst oft genug verwendete. In seiner Stube sieht es sehr ärmlich aus; Maaße, Zwirn-Knäuel, einer der kleinsten Spiegel und sonstiges spärliches Hausgeräth beweisen hinlänglich, daß er für kleine Zuthaten keine großen Rechnungen machen, von den Abfällen nicht noch Einen kleiden kann. An der Tafel wird, wer gute Augen hat, auch allenfalls herauslesen, daß er seinen Magen sehr knapp halten muß. Eine Bibel und ein Zeitungsblatt deuten auf den ganzen Umfang seiner geistigen Unterhaltung. Das Bild (und so auch unser größerer oben erwähnter Abdruck) hat auf der Diele noch ein Bügeleisen, auf dem ein Rothkehlchen an einem gefundenen Zwirnsfaden würgt, wahrscheinlich weil es von seinem Herrn homöopathisch behandelt wird. — Der Kopf, der durchs Fenster lugt, gehört muthmaßlich einer neugierigen Hausgenossin, oder der Wirthin, welche nachrechnet, ob der Flickschneider an der neuen Arbeit wohl so viel verdient, um die rückständige Miethe zu zahlen; die erhöhte Stellung giebt zugleich an, daß sich der Arme in einer Kellerstube behelfen muß.



Der Leuchtthurm bei Genua.



In dem Werke: „Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert, von A. Vieusseur“ *) welches sowohl von deutschen, als von italienischen, französischen und englischen Kritikern als eine der vorzüglichsten Schilderungen Italiens anerkannt ist, erwähnt der Verfasser auch dieses Leuchtthurms, indem er sagt: „Von der letzten Station vor Genua, von Campomarrone aus,

* Berlin, Vereins-Buchhandlung.

führt der Weg längs dem felsigen Bette der Polcevera, welche, wie alle Ströme der Apenninen, im Sommer fast ganz ausgetrocknet ist. Jetzt werden die menschlichen Wohnungen häufiger, Dorf folgt auf Dorf, bis sich endlich die Landstraße ganz mit Häusern bebaut zeigt, und man sich, nach einer Wendung links, plötzlich in der prachtvollen Vorstadt San Pier d'Arena, ganz nahe am Seeufer befindet. Man kommt nun durch die Außenwerke, durch welche Genua befestigt ist; man bewundert den schönen, auf einem isolirten Felsen erbauten Leuchtthurm, und fährt endlich in das von den Bergen und dem Meere gebildete Amphitheater hinein, in welchem sich die Stadt stolz erhebt." Es ist indeß mehr die zweckmäßige Festigkeit, welche diesen Leuchtthurm auszeichnet, der mitten aus den Bollwerken empor steigt.

Fürst Metternich.



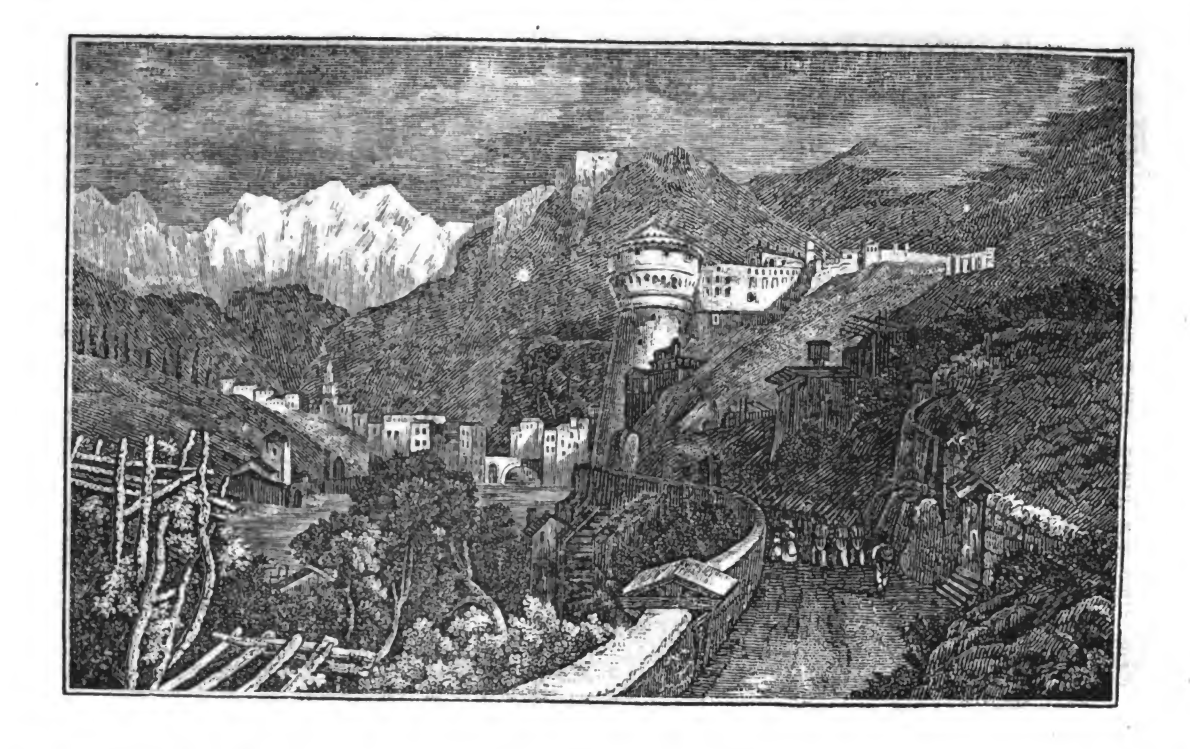
Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Fürst von Metternich, stammt aus einem alten rheinländischen Dynasten-Geschlecht,

welches seinen Stamm bis auf Metter, den Liebling Kaiser Heinrich's II. hinaufführt. Der Name soll daher stammen, daß man diesem Herrn eine nachgemachte verrätherische Schrift, welche von Metter seyn sollte, vorwies, der dabei ausrief: „Nein! das hat Metter nicht gethan!" Der Vater des jetzigen Fürsten Metternich stand als Gesandter und Minister seit 1773 in östreichischen Diensten, und der Sohn wurde 1773 zu Koblenz geboren. Vom Jahre 1788 studirte er zu Straßburg, dann bis 1794 zu Mainz, und wurde darauf Gesandter in Haag. Als Diplomat trat er zuerst auf dem Kongresse von Rastadt auf und zwar als Abgesandter des westphälischen Grafenkollegiums. 1803 war er östreichischer Gesandter in Berlin, wo er 1805 den Vertrag zwischen Oestreich, Rußland und Preußen gegen Napoleon bewirkte, dessen Thätigkeit jedoch die Verwirklichung jenes Bundes verhinderte. 1806 erhielt er das Großkreuz des Stephanordens und ging als Gesandter nach Paris, kehrte aber noch vor der Schlacht von Wagram nach Oestreich zurück, wo er binnen drei Jahren Staatsminister und bald (Oct. 1809) Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Nach den Friedensunterhandlungen mit Champagny begleitete er die mit Napoleon vermählte Erzherzogin Luise nach Paris. 1812 sah er den französischen Kaiser in Dresden. Hierauf that M. Alles, was er mit Schonung der eingegangenen Verträge thun konnte, um zu rechter Zeit gerüstet auftreten zu können, und Napoleon selbst hat in dieser Rücksicht die Größe und Staatsklugheit Metternich's anerkannt. So erschien Oestreich 1813 im rechten Augenblick mit gewaffneter Hand und unterhandelte durch Metternich die Vermittelung, welche auch Napoleon anerkannte. Allein die Unterhandlungen, welche den Frieden bringen sollten, zogen sich hin und der als Endfrist bestimmte 10. August lief ab, ohne ein Resultat gegeben zu haben. Da verwarf M. jede Rücksicht auf die Verwandtschaft, in welche Oestreich und Frankreich durch jene Vermählung getreten waren, unterzeichnete in der Nacht vom 10. zum 11. August 1813 selbst die Kriegserklärung gegen Frankreich, und bewirkte nun ein völliges Anschließen Oestreichs an die Verbündeten; am 9. September unterzeichnete er die Tripel-Allianz zwischen Oestreich, Rußland und Preußen. Am Abend nach der Schlacht bei Leipzig erhielt Metternich vom Kaiser Franz für sich und seine Nachkommen die östreichische Fürstenwürde. Nun arbeitete er mit großer Anstrengung, um Napoleon zum Frieden zu bewegen, und unterzeichnete nach der großen Katastrophe zu Paris den Vertrag von Fontainebleau

und den Frieden vom 30. Mai. Später präsidirte er auf dem Kongresse zu Wien; er, Talleyrand und Wellington vermochten den König von Sachsen, die Hälfte seiner Staaten abzutreten, um mit Preußen Frieden zu schließen. 1815 unterhandelte er den zweiten Pariser Frieden. Im Februar 1816 erhielt er vom König beider Sizilien die Ernennung zum Herzog von Portella. In demselben Jahre übergab er zu Livorno die Erzherzogin Leopoldine den brasilianischen Gesandten. Seit der Zeit nahm er an Allem Theil, was zur Regulirung der äußern Staatenverhältnisse und zu dem Besten Oestreich's beitragen konnte und unternommen wurde. 1821 erhielt er den Titel eines Kaiserlich Königlichen Haus-, Hof- und Staatskanzlers, und 1824 das Präsidium für die Ministerial-Conferenzen der innern Angelegenheiten. 1826 hatte er vom Könige von Spanien noch den Rang als Grande erster Klasse sammt dem Herzogstitel erhalten. Metternich ist in der neuesten Geschichte Europa's ein großer Name, aber mehr noch glänzt er in der Geschichte Oestreichs. Er ordnete die Finanzen, und alle Zweige der innern Verwaltung, und seine unerschütterliche Friedensliebe ließ ihn auch mit besondrer Vorliebe an Kunst und Wissenschaft denken. Vor Allem erfreute sich das Studium des vaterländischen Alterthums seiner auszeichnenden Gunst, und die Akademie der Wissenschaften nennt ihn als ihren zweiten Stifter.

Roveredo.

Nicht weit von der italienischen Grenze — es ist nur noch die letzte Post Ala dazwischen — liegt in Tyrol die Stadt Roveredo, von den deutschen Tyrolern auch wohl Rovereith genannt. Die Umgegend bildet das Thal der Etsch, in die sich ein andres Flüßchen ergießt. Roveredo ist die Kreishauptstadt und hat ein auf dem Felsen liegendes festes Schloß, welches Thal und Straße beherrscht, in der äußern Gestalt aber mehr einem Leuchtthurme, als einer Festung gleicht, und das eben wegen der sonderbaren Bauart mehrmals abgebildet worden ist. Die Stadt hat 15—16000 Einwohner, ein Gymnasium, ein Kriminalgericht zweiter Instanz, ein Kreisamt und andre öffentliche Behörden, so wie drei Mönchsklöster. Auch befindet sich dort eine K. K. Akademie degli agiati (der Bedächtigen), welche 1750 von einer Dame Bianca Laura Saibanti, (nach



Andern vom Cavaliere Vanetti) gestiftet worden ist. Etwas Näheres darüber ist unbekannt. In Kriegszeiten ist der Ort von Wichtigkeit und es sind daher mehrere Gefechte in der Nähe vorgefallen; besonders am 3ten und 4ten September 1796, wo ein Theil des östreichischen Heeres (unter Wurmser) den Franzosen weichen mußte, und sich geschlagen in einem tapfern Gefecht durch Roveredo zurückzog. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Bearbeitung der Seide; denn es sind hier viele Seidenspinnereien, worin 8000 Personen beschäftigt und über 2 Millionen Cocons verarbeitet werden. — Neuerdings spricht man in Roveredo viel von einem sogenannten Naturdichter: ein Schlossergesell, Johann Baptiste Chinolt, aus Aldeno, im italienischen Tyrol. Er ließ in Roveredo zwei kleine Sammlungen von Gedichten drucken, eine in gutem Italienisch, die andere im Volks-Dialekt; besonders die letztere enthält recht gemüthliche und naive Poesien. Chinolt, noch sehr jung, denkt auch ferner bei seinem Handwerk zu bleiben (woran er sehr wohl thut!) und nur nebenher poetische Plane zu schmieden und Verse zu feilen.

Das Hünen-Grab bei Salzwedel.



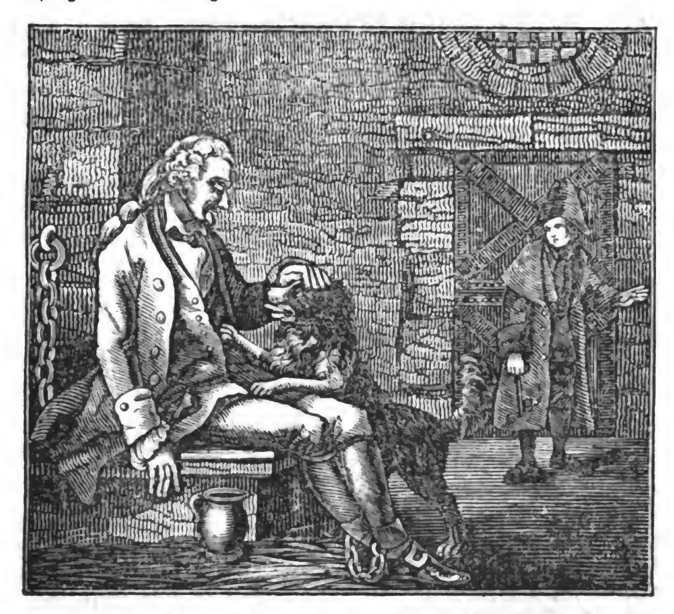
Hünen-Gräber nennt man in der Sprache des Volks, das auch von Hünenbetten, Hünensteinen u. A. spricht, große Erdhügel, welche anscheinend durch Menschenhände aufgethürmt sind. Da die germanischen Völker der ältern Zeit die Gewohnheit hatten, ihre Helden

unter solchen kleinen Bergen zu begraben und auch wohl noch einen großen Stein darauf zu wälzen: so hält man diese Hünen-Gräber für Stätten, wo solche Männer des Waffenruhms begraben liegen. Man findet diese Denkmäler in den Steppen des südlichen Rußlands, in der Krimm, im nördlichen Deutschland, in Holstein und andern Orts. Im Innern sind diese Gräber gewöhnlich mit Feldsteinen oder steinernen Platten ausgelegt und enthalten Urnen mit Knochen, dabei Waffen, Ringe und andres Geräth, Amulete und dergleichen. Daß diese Gräber von den Hunnen, jenem fürchterlich riesigen Volke, welches im Strome der Völkerwanderung durch Europa sich wälzte, den Namen haben, geht außer dem Namen, den man für alles Riesenmäßige beibehalten zu haben scheint, auch daraus hervor, daß das Volk gewisse Sagen von einem großen fabelhaften Menschenstamme mit jenen Denkmälern in Verbindung setzt. Auch weiß man, daß grade die Hunnen es waren, welche jene Gewohnheit, ihre gefallenen Krieger so zu bestatten, erweislich am längsten beibehielten. — Das hier abgebildete Hünen-Grab findet man bei Salzwedel in der Altmark.

Der treue Hund.

Die Geschichte mehrerer Thiere bildet einen nicht unwesentlichen Anhang zu der Geschichte der Menschen; unter diesen steht der Hund mit seiner Treue und Anhänglichkeit an den Menschen mit obenan. Wir heben aus den vielen Beispielen von Hundetreue nur eins hervor, das etwas besonders Rührendes an sich hat und aus der Revolution entnommen ist, wo man auch für menschliche Tugenden unter allen Greueln die schönste Erndte halten kann. — Kurz vor dem Sturze des Terroristen Robespierre wurde in Marseille unter so vielen Schlachtopfern auch ein Beamter von früherer Zeit, Namens Nolette, eingezogen. Das Schicksal traf diesen alten, ehrwürdigen Mann fast einsam; denn die Glieder seiner Familie waren schon früher auseinander gesprengt, und die Verhaftung warf auch unter seine Freunde ein solches Entsetzen, daß ihm nur wenige blieben, deren Trost er aber im Gefängniß dennoch entbehren mußte. Wo aber die Tugend der Menschen aufhörte, da begann eines Thieres Instinkt — wenn man es so nennen darf — dem Herzen des Gefangenen den großen Dienst des Mitleids zu beweisen. Als nämlich der Greis verhaftet wurde, war sein Pudel bei ihm, der, schon zwölf Jahr alt, ihm selten von der Seite ging. Er folgte dem unglücklichen Herrn und legte sich vor die Thür des Gefängnisses. Der Kerkermeister treibt ihn weg; er geht traurig fort in ein benachbartes Haus, aber am nächsten Morgen ist er wieder da. Und dies treibt er so lange, bis sich der Schließer seiner erbarmt und ihn zu seinem Herrn einläßt. Der Gefangene ist über den rührenden Beweis der Anhänglichkeit

seines Hundes zu Thränen gerührt, und dieser weiß sich vor Freude nicht zu lassen und legt seine Empfindung durch alle mögliche Liebkosungen an den Tag.



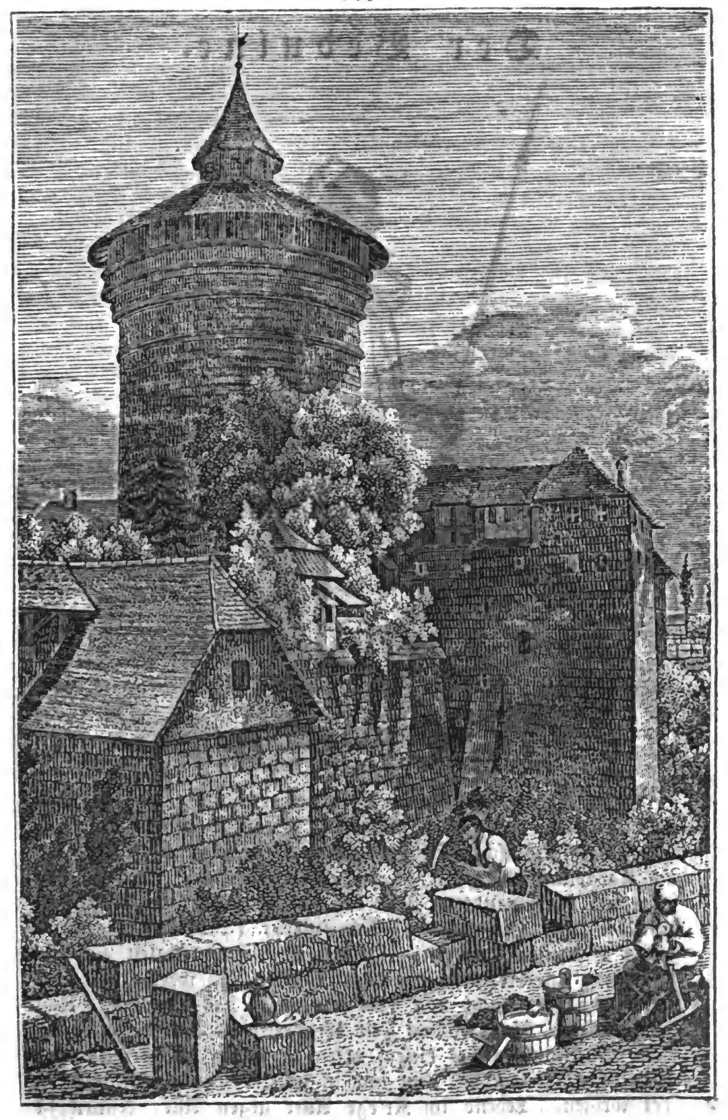
Der Schließer ruft ihn, er gehorcht nicht, und man muß Gewalt brauchen, ihn wegzubringen. Kaum graut der Morgen des andern Tages, so findet man ihn wieder vor der eisernen Pforte, die seinen Herrn einschließt. Er wird eingelassen, bleibt einige Minuten bei dem Gefangenen und entfernt sich dann willig, da er zu wissen scheint, er könne seinen Herrn jeden Tag besuchen. Diese Auftritte in dem Gefängnisse wiederholen sich nun täglich, bis der alte Mann verurtheilt wird; der Hund steht zwischen seinen Beinen, als man den Stab über ihn bricht, und als hätte er die Bedeutung des Akts verstanden, bleibt er die ganze Nacht vor der Thür des Herrn. Wie dieser zur Stunde des Gerichts herausgeführt wird, springt der Hund an ihm empor und der Greis hat nichts für ihn, als die Worte: „Armes Thier, ich streichle dir den Kopf zum letzten Mal!“ Die Hinrichtung ist vorbei und der Hund legt sich auf das Grab und bleibt dort zwei Tage und zwei Nächte liegen. Ein Nachbar füttert ihn endlich und sucht ihn mit Liebkosungen zu bewegen, bei ihm zu bleiben; aber umsonst. Er ge-

nießt nur das Futter, sein Leben zu fristen, und bringt seine Zeit auf dem Grabe zu. Man sperrt ihn ein, aber auch das ist vergeblich: er weiß immer Mittel zu finden, wieder zu seinem traurigen Aufenthalte zu gelangen. Dabei magert er sichtbar ab, fängt zuletzt an, alles Futter zu verweigern und beginnt die Erde wegzuscharren, unter welche man seinen Herrn gebettet hat. Indeß bald versagen die matten Glieder den Dienst, und er stirbt auf dem Grabe, seinem Herrn treu bis zum Tode. Der Name dieses Hundes verdient aufbewahrt zu werden. Er hieß **Haleur**. Ob dieser Name (zu Deutsch Schiffszieher) eine Bedeutung in Hinsicht auf das Thier hatte, kann der Berichterstatter nicht sagen; doch ließe sich muthmaßen, sein Herr habe ihn einst von einer qualvollen Beschäftigung befreit, womit man auch diese ausdauernde, Alles duldende Treue erklären könnte.

A. Mände.

Das Spittler=Thor zu Nürnberg.

Die Thürme, welche die Hauptthore der Stadt Nürnberg bewachen, und deren einen wir hier vor uns sehen, stammen aus den Jahren 1552 bis 1557 und sind um die älteren Thorthürme, welche sich noch in ihrer Mitte befinden, geschlagen. Sie trugen ehemals sechs große Kanonen, die jedoch ihr Feuer fast nie gegen einen Feind richten mußten, sondern nur die frohe Ankunft deutscher Kaiser mit festlichem Donner verkündigten. Diese Thürme, mächtig, einfach, von schönem Verhältniß, sind der Stadt eine besondere Zierde, und von den dahingegangenen Jahrhunderten kaum leise berührt worden. Im Vorgrunde blickt das Auge in den tiefen Stadtgraben hinab, der an dieser, wie an vielen andern Stellen, mit fruchtbaren Obstbäumen bepflanzt ist. Er zieht sich mit der von mehr als hundert Thürmen geschmückten Mauer in einem Umfange von ein und einer halben Stunde, in den meisten Stellen mit einer Breite von 100 und einer Tiefe von 50 Fuß, um die ganze Stadt. — Nürnberg ist die Wiege deutscher Industrie und Erfindung, die Krone deutscher Kunst und Wissenschaft, und steht noch jetzt als ein ehrwürdiges Denkmal mittelalterlicher Größe vor uns. Zur Zeit der Blüthe dieser Stadt hieß es von ihr im Sprüchwort: „Nürnbergs Hand geht durch alle Land." — Wir werden künftig öfter von ihrer Vorzeit und ihren Merkwürdigkeiten berichten.



Der Beduine.



Wir haben hier einen Beduinen vor uns, den Leon de Laborde nach dem Leben zeichnete. Stattlich angethan ist er nicht, kein arabischer Stutzer, sondern ein hoch Bejahrter, der als Karavanen-Begleiter in solchem Aufzuge die Wüsten schon jahrelang durchwanderte, und bei viel Ehrlichkeit mit Wenigem zufrieden ist. Ein neuerer Schriftsteller (Prokesch) sagt von diesen Beduinen-Arabern: „Ihnen ist Lügenhaftigkeit ein Abscheu und unverträglich mit ihrer Natur. Ich spreche von dem reinen Araber, nicht von dem Gesindel, das Arabisch spricht und aus der Theodosischen Zeit herüberlebt. Der Widerspruch, daß die Beduinen bei diesem edlen Charakter Räubereien und Gewaltthaten begehen, liegt nur in unserer Denkweise, nicht in der ihrigen. Lebend im Kriege Aller gegen Alle, kennen sie

nur Feind oder Freund; aber eher wird der Araber mit Weib und Kind verhungern, bevor er ein anvertrautes Stück Brod berührt. An seinem Heerde ruht der Fremde sicherer, als hinter Schloß und Riegel. Der Gedanke, den Beduinen die Karavanen anzuvertrauen, ist das glücklichste Mittel, diese zu schützen; es giebt kein Beispiel, daß für den Werth eines Hellers Etwas von ihnen entwendet worden sey, obwohl sie in den unabsehlichen Wüsten Herren und Meister der Waaren sind, und jede Nachstellung geradezu unmöglich wird. Die Türken kennt der Beduine nur von Seiten der Gewalt, die Juden und Christen von Seiten des Wissens und des Betrugs. Er lehnt sich gegen jene auf, wo und wie er kann, und plündert diese, so oft die Gelegenheit sich darbietet. Es trete aber sein unversöhnlichster Feind in sein Zelt und sage: ich bin dein Gast! — so wird keine Macht auf Erden ihn bewegen, die Gelegenheit zur Rache zu benutzen. Die Kriege zwischen den Stämmen entstehen aus Unbestimmtheit der Grenzen der Weideplätze, aus Liebesgeschichten und hauptsächlich aus dem furchtbaren und heilsamen Gesetze der Wiedervergeltung, welches Bibel und Koran der Gerechtigkeit zu Grunde legen, und das unter allen Arabern unverbrüchlich aufrecht erhalten wird. Eine Familie, die ein Glied im Kriege oder sonst durch die Hand eines Arabers verloren hat, ist entehrt, so lange die Blutrache nicht geübt oder losgekauft ist. Die Sitten der Araber sind ungemein streng; ein Kuß schon wird mit dem Tode bestraft. Der Vater, die Brüder hauen das unglückliche, gefallene Mädchen in Stücke, und trauern dann über ihrem Grabe, denn keine Schuld reicht über dieses."

Im Oktober 1834 sah man in Marseille eine ganze Familie von Beduinen, drei Männer und drei Frauen, während man vorher nur Einzelne in Frankreich gesehen; das waren aber schon Elegants, die ihre gewöhnliche Tracht etwas verschönt hatten, und noch jetzt Frankreich durchziehen. Die Kleidung der Männer besteht aus schwarzem oder schmutzig buntem Zeuge, das aber die Beine kaum halb bedeckt. Ihr übriger Anzug ist eine weißleinene große Decke, welche den ganzen Körper einhüllt und ihnen als Mantel, Rock, Bett und Regenschirm dient. Außerdem ist ihr Kopf mit einem schmutzigen Turban oder einem rothen Mützchen nebst herabhängender Troddel bedeckt, die Füße haben Sandalen, (bei den Beduinen der Wüste sind sie oft ganz unbekleidet). Ihre Körperlänge kann man nicht rühmen, wohl aber ihre Bärte, welche bis zur Herzgrube reichen. An beiden Seiten des Kopfes erblickt man auch bisweilen eine

Locke. Ihre Züge sind, besonders bei den jüngern, ziemlich sanft und verrathen eher Blödigkeit, als Mordlust, nur die noch ungeschwächten Augen der Alten verrathen etwas Heimtücke. Der Großvater führte seinen blonden frischen Enkel an der Hand, der unbestritten ein bildschönes Gesicht hatte. Von den Frauen waren die zwei ältesten schon Greisinnen und ihre Tracht war fast die der Männer. Die jüngste der drei Frauen, die Mutter des Knaben, war die ausgezeichnetste Erscheinung unter ihnen. Obgleich schon in den Dreißigern, war sie doch noch eine große Schönheit, und wußte ihren Schleier mit Anmuth zu werfen; das Gesicht aber bedeckte sie nie damit. Ihr Wuchs war edel, das Gesicht frischroth und das Auge glich einem Diamant in Sammt gehüllt.

Der Glaser.



Die Stammburg des böhmischen Geschlechts der Przemislaws war verödet. Wo ehemals an reichen Tafeln die vollen Humpen

der Ritter gekreist hatten, Reimsprüche erklungen waren, wo die Minnelieder des Königs Wenzel zu den Saiten der Harfe erschollen, da herrschte jetzt geisterhafte Grabesruhe, lautlose Stille. Noch war der Hofraum vorhanden, wo sonst die ritterlichen Kämpfer im Turnier sich tummelten; aber das Gras bedeckte ihn wild und üppig, ungehemmt in seinem Wuchs, unzertreten von den stampfenden Hufen der Rosse; noch hingen in der Waffenhalle die Schilde, die Spieße und Lanzen, die Rüstungen, die Schwerter und Jagdhörner, Pfeile und Bogen — aber es war Niemand, welcher den gewaltigen Harnisch mit markiger Brust gefüllt oder das mächtige Schwert in gewichtiger Hand zu führen gewußt hätte; noch waren in den Schränken die silbernen Humpen aufgestellt und bewahrt; aber es las Niemand ihre Reimsprüche mehr, sie wurden nicht mehr berührt von den zarten Lippen kredenzender Edelfräulein.

Nur zwei Lebende waren es, welche in diese weiten Räume, der Eine befehlend, der Andre gehorchend, eine Art Bewegung brachten. Der Letzte des Geschlechts, Nicolaus Przemislav, ein mehr als siebzigjähriger Greis, der des Schlosses und der umliegenden Ortschaften Besitzer zu seyn sich rühmen konnte, aber aus Gram über den Verfall seines Geschlechts dem Verkehr mit Menschen entsagt hatte, beschränkte seinen freudelosen Umgang auf einen alten redlichen Diener, der zugleich seinen Stallknecht, seinen Thürhüter, seinen Mährchenerzähler, Truchseß und Koch in einer Person abgab. Von seinen Söhnen waren vier im Kampfe kinderlos gefallen; der jüngste auf dem Siechbette verschieden; die blühende Schwiegertochter vor Gram hingewelkt; der kleine Ottokar, einziger Sprößling dieser Ehe, in seinem fünften Jahre verschollen, vielleicht geraubt worden oder ertrunken. Man hatte die Wärterin des Kleinen, mit dem sie zur Abendzeit spazieren gegangen, entseelt in dem benachbarten Moldaufluß aufgefunden, und mußte endlich, wenn auch mit Widerstreben, annehmen, daß der Kleine ein gleiches Schicksal gehabt, von der Strömung des Flusses weit hinweggerissen und nicht mehr zur Oberfläche gebracht worden sey.

Nun ereignete es sich an einem Abend des Spätsommers, daß über Böhmens Fluren ein Unwetter daher brauste, welches, mit furchtbarem Sturm und Hagelschlag verbunden, die Feldfrüchte niederschlug, das blühende Land in weiter Ausdehnung verheerte und nicht minder an den Wohngebäuden beträchtlichen Schaden anrichtete. Auch an der alten Stammburg der Przemislavs hatte das schreckliche Wetter seine vernichtende Kraft ausgeübt, die Bedachung beschädigt, die Kapitäler herabgeworfen und sämmtliche dem Unwetter ausgesetzte Scheiben zertrümmert. So wenig dem alten Przemislav sonst daran lag, das, was in dem Schlosse verfiel, wieder herzustellen, so mußte wenigstens jetzt eine Abhülfe getroffen und auf eine Ausbesserung gedacht werden, da in dem Schlaf- und Wohnzimmer des alten Mannes sämmtliche Fensterscheiben von den gewaltigen Hagelstücken zertrümmert waren. Der alte Diener be-

gab sich nach der nächstliegenden Stadt, um einen Glaser herbeizuholen.

Der Meister lag zur selbigen Zeit krank und mußte sich von seinen Lehrlingen und Gesellen vertreten lassen. Unter diesen war ein an Gestalt und Geist ausgezeichneter Jüngling, der erst vor Kurzem dem Meister seine Dienste angeboten hatte und aus weiter Ferne in diese Gegend gekommen war. Ihm wurde der Auftrag, die zertrümmerten Scheiben im Schlosse wieder herzustellen.

Wir übergehen die Rührigkeit, den Fleiß und die Geschicklichkeit, die der Jüngling während der Ausübung seines Geschäfts an den Tag legte; aber wir können nicht unterlassen, von den Empfindungen, die den Jüngling bei seinem ersten Eintritt in diese Hallen und Säle überkamen, und von der wohlgefälligen Aufmerksamkeit zu sprechen, welche der Greis Nicolaus Przemislav, der sonst an äußern Gegenständen und Ereignissen Theil zu nehmen verlernt hatte, für den Jüngling bewies. Eine gewisse Helligkeit, eine Freundlichkeit, eine behagliche ihm bis dahin nicht eigene Lebenslust drückten sich in seinen Augen aus.

Noch mehr erstaunen müssen wir, wenn wir hören, daß der Greis eines Morgens mit jugendlicher Lebendigkeit von seinem Lager sich erhoben, in seine prächtige Magnatenkleidung sich geworfen und, wie er wohl in seiner Jugend zu thun gewohnt war, sich aufs beste geschmückt habe. Der Jüngling hatte an diesem Tage sein Geschäft beendigt und stand im Begriff, Abschied zu nehmen. Da tritt der Greis zu ihm, wohlwollend und freundlich, ergreift den Jüngling bei der Hand, führt ihn in die Waffenhalle, ermahnt ihn, den glänzenden rings aufgestellten und aufgehängten Waffenschmuck näher ins Auge zu fassen und sich zu fragen, ob nicht eine Erinnerung an diese Säulen, Waffen und Harnische in ihm aufsteige? Der Jüngling, zwar etwas erstaunt und betreten, kann diese Erinnerung nicht wegleugnen. Der Greis dringt in ihn und fordert ihn auf, daß er die Erinnerung an seine Kinderjahre, so weit sie reiche, aufwecke und laut werden lasse.

„Wohl erinnere ich mich", erzählt nun der Glaser, „daß ich unter ähnlichen glänzenden Umgebungen, wie diese, sorgsam gewartet und gepflegt, meine frühesten Kinderjahre zugebracht habe; ich erinnere mich, daß ich an der Hand einer Frau, vielleicht meiner Wärterin, eines Abends an dem Ufer eines rauschenden Wassers mich befand, daß die Wärterin mich verließ, daß eine bettelhafte Zigeunerbande den Augenblick benutzte, aus dem Gebüsch hervorstürzte und mich, trotz meines Geschreis und Sträubens, mit sich führte, daß ich nach kurzer Zeit einen Angstruf vernahm, einen Sturz ins Wasser, wie von einem schweren Körper, und das Aufrauschen über einander schlagender Wellen. Dieses Ereigniß prägte sich tief in meine Erinnerung; das, was jenseits derselben liegt, begleitete mich wie ein schöner dämmernder Traum und erhob mich

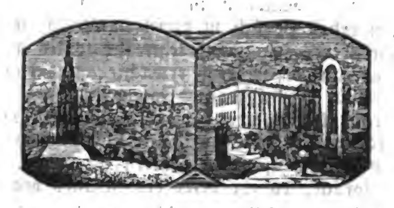
über meinen Stand, als ich, der Zigeunerbande entlaufen, bei einem Glaser in die Lehre trat."

Da breitete der Alte die Arme wie zur freudigen Begrüßung aus. „Ich habe Dich erkannt!" rief er — „Du trägst die Züge Deiner Mutter im Antlitz! Du bist mein Enkel, der verlorne, wiedergefundne! Du bist der Erbe dieser Hallen, des Stammschlosses der Przemislavs; Du bist ein Przemislav wie ich, Dein Großvater!" — Der Jüngling, der da meinte, daß der Alte seiner spotten wolle, wich bescheiden und wie verletzt und beleidigt, abweisend einige Schritte zurück; aber der Alte trat ihm abermals näher. „Willst Du", sprach er, „mich alten, vereinsamten, dem Grabe zuwankenden Mann allein lassen? will Oskar die Verwandtschaft seines Blutes, die Stimme seines Herzens verleugnen!" — Der Name Oskar tönte dem Jüngling wie ein bekannter, lieber, oft gehörter Ton ans Herz; die verwandtschaftliche Zuneigung ließ sich nicht mehr zurückdämmen; ein Maal, welches an seinem halbentblößten Halse sich zeigte, und ihm gleichsam als Stempel schon bei der Geburt aufgedrückt war, unterstützte die übrigen Beweise; der Jüngling sank sprachlos dem vor Freude weinenden Alten in die Arme.

So weit die Erzählung. Das festliche Leben, das nun in der alten Stammburg begann, die Freude des redlichen Dieners, die Beglückwünschungen der ehemaligen Freunde des Przemislav'schen Stammes, der nun von Neuem mächtig emporblühte, mag der Leser nach seiner Weise und eigner Wahl sich selbst hinzudenken und ausmalen.

H. Marggraff.

Miniatur-Bilder.



Da hier der Raum gar nicht gefügig seyn will, schauen wir uns unter den vorräthigen Darstellungen um, und helfen uns mit zwei Miniatur-Bildern, darstellend das Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin und das Königliche Museum in Berlin.

Salomon und Morolf.

(Aus dem Volksbuche mit gleichem Titel.)



Eines Tages, da Morolf erfahren hatte, daß der König ein großes Gericht halten würde, begab er sich auf den Weg nach Jerusalem, und kam in den Schloßhof, wo der König vor einer Menge Volk's öffentlich Gericht hielt. — Es wurde über zwei Weiber verhandelt, die beide zu einem Kinde gekommen waren. Die Eine aber hatte ihr kleines Kindlein in der Raserei der Geburtswehen getödtet; darum erhob sie sich in derselben Nacht, stahl der Nachbarin ihr neugeborenes Kind, und legte ihr todtes an dessen Stelle. Da diese nun am andern Morgen erwachte, und das fremde todte Kind sah, so erhob sie ein großes Jammergeschrei, raufte sich das Haar, und zerriß ihre Kleider. Der Betrug der Nachbarin war jedoch bald entdeckt, und da diese ihn nicht eingestehen wollte, gingen sie beide zu Salomon, und begehrten Gerichtes.

Salomon sprach: da ihr beide des Rechtes begehret, und jede das Kindlein für sich haben will, so werde ich euern Streit kurz entscheiden. Man gebe ein Schwert her und zertheile das Kind, mitten durch Brust und Bauch, und gebe dann einer jeden die gleiche Hälfte. Es war ihm aber nicht Ernst mit solchem Urtheile. — Da schrie aber das eine Weib laut auf vor Entsetzen, jammerte und weinte, und rief: Nein, Herr, laßt jener das Kind lieber ganz, ehe Ihr ihm diese Marter anthut. — Das andere Weib hatte sich

aber anders besonnen, und dachte, daß Ihr das Kind zur Last und Qual fallen könnte, denn sie führte ein leichtfertiges Leben; drum schrie sie noch lauter: Nein, ich will zu meinem Rechte kommen! Weder mein, noch dein; theilet das Kind, es muß getheilt seyn!

Nun aber nahm Salomon das unschuldige Kindlein, und gab es seiner Mutter hin, so daß Jedermann sein Urtheil und seine Güte ehrte. Da trat Morolf, zu des Königs großem Verwundern, zu ihm hin, und sprach: Mein König und guter Herr, woran habet Ihr die Mutter erkannt? (Er wollte ihn aber zugleich wegen seiner oberflächlichen Untersuchung schelten.) Salomon antwortete: Ich erkannte sie an ihrem kläglichen Jammern und Weinen, und weil sie nicht leiden wollte, das Kind zu zerschneiden. Ha, ha, ha, lachte Morolf; darauf verstehest du dich schlecht. Herr, kennst du so wenig die Weiber? Ihre Kunst und List hieltest du für Traurigkeit? Wenn das Weib mit den Augen weint, so lacht es im Herzen; mit dem äußern Schein ist es leicht, aber Gott weiß doch wie es mit ihrem Sinne ist. Das Weib kann jammern, freundlich thun, und dich mit gelassenem Muthe hintergehen; wie viel Leidenschaften, so viel Heucheleien hat es und ist beweglich wie Wasser und Luft. — Schweig, du verworfener Verläumder, schalt Salomon ihn sehr aufgebracht und zornig; deine Mutter mag wohl ein solches Weib gewesen seyn, da sie einen so bösen Buben gebähren konnte. — Wo Frauen sind, da sind auch der Freuden viel; vom Weibe wird jeder Mensch geboren, und darum soll sie auch jeder in Ehren halten. Was sind Reichthümer, was Macht und Herrschaft, und Gold und alle Schätze der Welt, was Glück, und Genuß und Freude ohne die Weiber? dem wäre besser, nie geboren zu seyn, der ohne sie leben mag. Das Weib zeugt und nährt, und liebt bis in den Tod ihr Kind; sie regiert das Haus, ist die Liebe der Jünglinge, die Freude des Mannes, der Trost des Greises; sie lehrt die Mühen vergessen, ist des Gatten Leidvertreib; sie ist ohne Haß und Betrug. Von einem Weibe bin ich in das Leben gekommen, und ein Weib soll mich hinaus geleiten. Aber deine Zunge soll gelähmt seyn, so du heute noch einmal übel von ihnen reden wirst.

Schon recht, sagte Morolf trocken; weil du ein gutes und frommes Weib hast, lobst du ihr ganzes Geschlecht, aber glaube mir sicher und gewiß; ehe du zum zweiten Male schlafen gehest, soll dich schon ein Weib geärgert haben. — Da kam ein gewaltiger Zorn über Salomon, und er rief: Fliehe sogleich, du gottloser Lästerer, oder ich erhänge dich, wo ich dich finde!

Morolf fürchtete des Königs Zorn, denn er sah nun wohl, daß er seine ganze Gunst verloren hatte, und entfloh eilig durch die Volksmenge. Seine Bosheit gab ihm aber ein, zu demselben Weibe zu gehen, dem vorher der König ihr Kind im Gericht zugesprochen hatte, und er sagte zu ihr: Weißt du, was die neueste Rede zu dieser Zeit am Hofe ist? — Das Weib fragte sehr neu-

gierig danach. — So höre denn, fuhr Morolf fort; der König hat dir zwar dein Kind zugesprochen, aber er ist doch der ungerechtesten Richter Einer, die die Sonne bescheint. Denn wisse, er und sein Rath und ganzer Hof sind überein gekommen, und haben beschlossen, daß künftighin jeglicher Mann für sich einzig und allein sieben Weiber zu rechter Ehe haben dürfe und solle. — Die eine Frau wird er dann lieben, und die Andere verachten; die einzig mit Schmuck und Geschenken reich ausstatten, während die Uebrigen lumpig und vergessen im Winkel sitzen müssen. Ihr werdet weder Wittwen noch Frauen, weder mit noch ohne Mann seyn. Da wird ein Unfrieden und Streit kommen, und die Eine die Andere schlagen; denn thut er dieser gütlich, so macht jene wahrlich kein freundlich Gesicht dazu. O Wehe Euch armen, armen Weibern! — Aber ich will dir einen guten Rath geben; weil du nämlich ein listig Weib bist, und dein Geschlecht wohl kennest, so eile hin in die Stadt, von Haus zu Haus, und rufe alle Weiber zusammen, und ziehe mit ihnen zum König, daß er sein Gesetz zurück nehme; denn Ihr würdet ihm auf keine Weise gehorchen. Diese Botschaft setzte die gute Frau in Schrecken; sie warf hastig einen Mantel um, und eilte so schnell sie konnte in die Stadt, rief von Haus zu Haus die Frauen zusammen, und sprach zu ihnen: Höret, liebe Frauen und Genossinnen, die neue und unerhörte Zeitung, die ich Euch bringe. Salomon, unser König und Herr, und mit ihm sein falscher und feiler Rath, hat eine Ehe erfunden und anbefohlen, wonach jeder Mann für sich allein sieben kiesen soll. Wenn das Gebot in Erfüllung geht, ach! dann werden wir leidige Tage haben. Jetzt ist ein Mann schon mit einem Weibe beladen, was soll er nun gar erst mit sieben beginnen? Jetzt hält er die Eine schon so streng, und kann ihr nicht genug thun, wie wird er sich erst sträuben, ihrer sieben zu willen zu leben? — Da ward keine unter allen gefunden, der die Botschaft gut däuchte, und sie wurden unwillig in ihrem Gemüth. Endlich nach vielem heftigen Geschrei und Berathen wurden sie einig, mit Gewalt oder kluger List den Befehl des Königs zu brechen. Sie versammelten sich in großen Haufen, so daß wohl ihrer sieben Tausend beisammen waren, und stürmten gegen des Königs Burg, erbrachen das Thor, warfen es in den Graben, und drangen in den innern Hof des Schlosses.

Der König, erschrocken über den Lärm, kam den Weibern entgegen, wurde aber mit so lästerlichen Worten begrüßt, wie er sie bis heute nimmer aus einer Frauen Munde gehört hatte; welches ihn so aus der Fassung brachte, daß er sich kaum noch auf die Rede besinnen konnte: Weßwegen werft Ihr einen so großen Haß auf Mich, und seyd feindlich gegen mein Schloß gezogen? Ich bin den Weibern wohl so hold, aber Euch verstehe ich nicht. — Nun trat, aufgefordert von den Uebrigen, ein Weib, die eine scharfe und tapfere Zunge führte, vor, und rief laut im Namen Aller: Herr König, gnädiger Herr, Ihr möget Euren Willen haben, denn Ihr

seyd ein gewaltiger Mann; Gold, Silber und Edelgestein bringt man Euch in Fülle dar. Ihr mögt euren Weibern und Freunden und Freundinnen so viel geben und verleihen, als Ihr wollt; — aber darin kann es Euch ein armer Mann nicht gleich thun. Gebräche es Euch an Leib oder Gut, Ihr wüßtet das Euch wohl zu verschaffen; denn wenn Ihr das nicht vermöchtet, so wäre es doch unerhört, wie Ihr bei euren vielen Weibern nur einen Tag in Frieden leben könntet. Es ist wohl ein altes wahres Wort: wer seine Ehe bricht, und thut, was sich nicht geziemet, der wäre wohl von Herzen froh, wenn er alle Leute also thun sähe. — Also wollt Ihr nun mit Gewalt eure Flecken und Schande mit der unsern bedecken: aber nein! — Darob ward Salomon sehr zornig, und sprach: Ein König bin ich von Gottes Gnaden, und soll man nun nicht meinem Gebote gehorchen? — O ja, schrie das Weib noch lauter; mit allem Recht! wir sind aber auch durch Gottes Segen von Abraham entsprossen, und haben sammt unsern Eltern und allen Vorahnen Moses Ehe in Zucht und Ehren gehalten; das wollt Ihr aber nun alles verkehren, und uns eine neue unselige Ehe anbefehlen. Da stutzte Salomon, und fragte: was sie meinen? Das will ich euch sagen, fuhr jene fort. Ihr habet geboten, daß ein einiger Mann zu rechter Ehe sieben Weiber haben sollte, dem doch mit allem Fug schon Eines genügen mag. Das haben wir alle vernommen; aber wann ward je so etwas erhört, Herr? Das geht über Menschenkräfte. Ihr, König, solltet das wissen; Saul ward darum entsetzt, weil er das Gebot nicht hielt, darüber euer Vater David auch in große Noth kam, und warum er nachher Urias um Leib und Leben brachte. Man spricht im ganzen Lande, daß Ihr kein Ehekind wäret; darum mögt Ihr wohl von der alten Sitte abgegangen seyn; ja, Herr, wir meinen, besser sey es gethan, daß Ein Weib sieben Männer habe, denn umgekehrt. Damit setzte sie erschöpft die Hände in die Seite, und schwieg. — Salomon mußte aber sehr lachen, und sprach zu seinen Höflingen: Das Weib will wohl scherzen? Wahrlich, ich sage euch, nie habe ich so viel Weiber auf einem Platze versammelt gesehen. Da sie aber den König lachen sahen, riefen sie alle mit wildem Lärmen untereinander: Du allerboßhaftigster Herr! Gott kränke dir deine Ehre, denn du hast uns schreiend Unrecht angethan, und nun willst du uns noch mit Spott lohnen? Saul und David waren zu ihrer Zeit böse, aber du bist der böseste von Allen, Du! — Länger konnte der König nicht schweigen, er erblaßte vor Zorn und Grimm, und sprach: Wie rechte ich auf einmal mit Weibern? Wahrlich, wahrlich, kein Meister hat uns Kunde genug von bösen Weibern gegeben! Ein böses Weib ist ein Kraut, daß sich in Fleisch und Blut einschleicht und es vergiftet. Besser ist bei Skorpionen und Drachen weilen, denn bei ihnen. Sie sind des Mannes ewige Widerbeller; ihr Zorn ist brennender als der Sand der Wüste, und ihre Zunge zerfleischender als eine Geißel; ihre Frechheit zerbricht alle

Schranken, das habet Ihr jetzt gesehen. Von einem Weibe ist alle Sünde in die Welt gekommen, und durch sie müssen wir alle sterben. — Ihr habet mir die Ehre gekränkt, und mich geschmäht, darum werdet ihr gestraft mit aller Härte!

Kaum hatte der König die letzten Worte gesprochen, so sprang schnell aus dem Volke Morolf zu ihm hin, und sprach freundlich und wohlgefällig: Herr, nun habe Dank, daß du mir zu willen gethan hast. Ich habe es nie glauben mögen, daß du nicht den Weibern zürnen, daß du in ihrem Lobe bleiben könntest, wie ich nun gesehen und gehört habe. Ich sagte, ehe du zum zweiten Male schlafen gehst, wirst du auf die Weiber gescholten haben. Siehe das ist nun alles wahr geworden.

Teplitz und das Steinbad.

Teplitz ist ein bekannter böhmischer Badeort, der mit einer kleinen Stadt von etwa 350 Häusern in einer schönen Ebne zwischen dem böhmischen Mittelgebirge und dem Riesengebirge liegt. Der Ort gehört dem Fürsten Clary; er besitzt daselbst ein herrliches Schloß und einen Garten, der immer zum Besuch geöffnet ist. Andre bemerkenswerthe Gebäude sind noch: die Schloßkirche, das Schauspielhaus. Die Bäder, welche man einem unter dem Boden fortschwelenden Steinkohlenflötz zu verdanken glaubt, der die Sumpfwasser des Thals heiß mit aufgelöstem Kalk und Schwefelkies mische, öffnen sich jetzt in 23 Badebecken; 7 davon haben besonders eingefaßte Quellen: das große Männerbad, die drei Fürstenbäder, das tiefe Bad und die zwei Frauenbäder. Von den heißen Quellen ist es merkwürdig, daß sie am Tage, wo ein großer Theil Lissabons durch ein Erdbeben zerstört wurde (am 1. November 1755), an sieben Minuten lang ausblieben. Auf dem Gottesacker liegen Seume, der russische General Melosino u. A.; besonders sieht man dort mehrere Gräber der bei Kulm gebliebenen Krieger. Die Umgebungen sind sehr reizend und reich an den schönsten Partien. In der neuesten Zeit ist Teplitz auch politisch wichtig geworden. Für den Preußen hat es noch einen besondern Reiz, indem sein verehrter Monarch dort fast jeden Sommer einige Wochen zubringt. Man nennt ihn dort mit ungeheuchelter Ehrfurcht vorzugsweise den König, und seine öftere Anwesenheit, welche auch noch viele Andre veranlaßt, dort zu verweilen, soll dem Ort ein fast preußisches Ansehen geben. Auch hat der menschenfreundliche Sinn des Monarchen selbst für die Heilung kranker Soldaten der preußischen Armee daselbst Fonds angewiesen. Der Name Teplitz kommt von Teplanlicze (Warmort); so nannte nämlich der Ritter Kolostug den Ort, nachdem er schon 762 die warmen Quellen entdeckt hatte. — Unsre Ansicht stellt das Steinbad dar, eines der bedeutendsten Bäder, dessen reizende Umgebung von den Gästen sehr besucht wird.



Das Schlößchen auf der Pfauen=Insel.



Die Pfauen-Insel, in der Nähe von Potsdam gelegen, ist eine Sommerwohnung des geliebten Königs von Preußen, und zugleich ein Ort, den die Bewohner des Preußenlandes von nah und fern besuchen; denn unser guter Monarch sieht es gern, daß sich Andre an dem erfreuen, was Ihm Freude macht. Das hier abgebildete Schlößchen hat das Ansehen einer Burg und innen nur eben so viel Raum, als zum bequemen Wohnen nöthig ist. In den Zimmern finden sich viele Erinnerungen an das Familienleben unsres Königs und das Ganze hat einen bescheidenen Glanz. Die Insel selbst ist ein Garten, der durch die mancherlei Geschöpfe und Pflanzen, aus allen Welttheilen zusammengebracht, vereint mit seinem Reiz, einem Paradiese gleicht, in welchem mehrere Stunden dem Beschauer rasch verfliegen. Es liegt eine kurze Schilderung vor uns, nach einer Künstlerfarth flüchtig entworfen. Wir reihen diese hier an:

„An der Pfauen-Insel wehen die Wimpel friedlicher Kriegs-Fahrzeuge — die schaukelnden Papagei und Cacadou begrüßen die Ankommenden mit weithin hallenden gellenden Tönen. Freundlich empfing die Kunstgesellen der kunstreiche Burgwart und Gärtner, gewandt mit dem krummen Messer und dem Zeichenstifte. Es prangten die letzten der Rosen und die ersten der Georginen, die rothe und die blaue Hortensia. Mit lehrbegierigen Blicken standen die Gesellen vor den Gittern, wo die Affen, den Seiltänzern gleich, Purzelbäume machen; daneben sind die mit mächtigen Krallen bewaffneten Wappen-Vögel und die unbewegliche Eule, mit dem glühenden Kohlen-Auge — einem egyptischen Idole gleich. Die blendend weißen Pfauen von zarter Art haben ihr „zu Hause" unter Gezelten; die junonischen Pfauen sitzen auf den Aesten der hohen Bäume. Weiterhin am Ufer sahen sie den neuen Bau, wo durch die Gewalt des in Dunst verwandelten Wassers, fernhin über die schönen Pflanzen der Insel, rieselnd und in Strahlen Erquickung und Nahrung kommen, auch künstlicher Springbrunnen Zauber zu sehen ist. — Auch stand vollendet und hoch emporgerichtet die vielgewanderte Vorderseite des sinnreich geschnörkelten Nürnberger Hauses, vor vier Jahrhunderten von da nach Danzig und nun hieher verpflanzt, in Stein gearbeitet und als Theil einer Schloßburg. In der Nähe wohnt der Riese; der Altgeselle hatte vor Kurzem dessen Bruder conterfeit, und so wurden sie freundlich eingelassen. Es erhob sich der Enacks-Sohn gefällig, ein Stuhl wurde neben ihm bestiegen, mit einem Stabe das richtige Maaß zu nehmen, wo sich dann ergab, daß derselbe 7 rheinländische Schuh Höhe erreicht; dann gab er einen Bogen Papier, und legte seine Rechte darauf, die mit dem Stifte umzogen wurde, woraus die Längen-Grade mit den Breiten-Graden keine Uebereinstimmung gaben; auch soll dessen Consumtions-Vermögen gar geringe seyn. Keck und munter waren dagegen das Zwerg-Geschwister-Paar, obwohl Beide noch nicht den Rausch von einem Tanzfest des vorigen Tages verschlafen hatten. — Wer die beiden Extreme der Menschheit gesehen hat, darf sich, ob dieses allumfassenden Blicks, was einbilden, hat genug, geht ab, und läßt das Andre liegen."

Karl Maria von Weber.



Wenige haben in der Sprache der Töne vernehmlicher und verständlicher zu dem deutschen Volke gesprochen, als Karl Maria von Weber, dessen „Freischütz" mit seinen volksthümlichen und faßlichen Melodien Ohr und Herz seiner Landsleute in Besitz nahm, und über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in fremde Länder hinüber geklungen ist, so daß es wohl kein civilisirtes Volk giebt, bei welchem nicht Webersche Melodien gespielt oder gesungen und mit Vergnügen gehört würden. Es muß etwas eigenthümlich Zauberisches in diesen Liedern liegen, was ihnen diese Allgemeingültigkeit errang; es ist deutsche Kraft und Gemüthlichkeit, die, gepaart mit Wohllaut, in die Herzen der Menschen sich einschmeichelt.

Karl Maria von Weber ward geboren den 18ten Dezember 1786 zu Eutin im Holsteinischen, wo sein Vater, der Major von Weber, zur Zeit seinen Wohnsitz hatte. Es war eine eigenthümliche Laune oder Neigung von diesem, seinen Aufenthaltsort recht oft zu wechseln, was nun freilich in seines Soh-

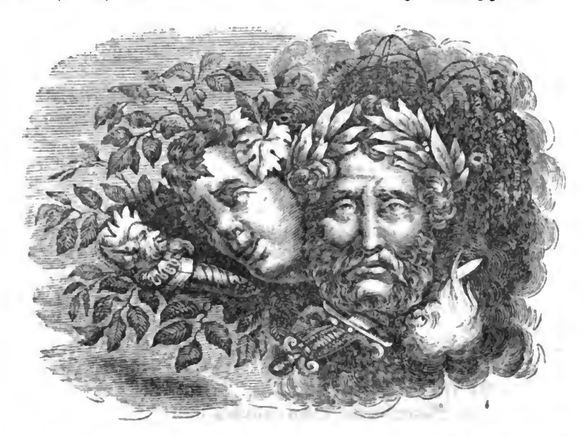
nes Jugendleben eine große Abwechselung und Beweglichkeit brachte, und zu einer freien und bunten Gestaltung seiner Einbildungskraft wesentlich beitrug; aber es war damit zugleich der Nachtheil, oft mit den Lehrern wechseln zu müssen, nothwendig verbunden. Die edle Tonkunst drängt sich, wie wir bei Mozart und vielen Andern sehen, meist in sehr jungen Jahren vor; das Leben solcher von der Natur bevorzugten Knaben ist recht eigentlich ein Tonleben, welches sich bald in eigenen Erzeugnissen Luft macht. Alle übrigen Künste, auch die Dichtkunst, erfordern mehr Reife, Verstand und Ueberlegung, wenn in ihnen nur etwas Erträgliches geleistet werden soll; aber das musikalische Talent ist oft schon in seiner frühsten Blüthe anziehend und Bewunderung erregend, wenn auch zur eigentlichen Entfaltung der Blumenkrone der volle Sonnenschein des gereiften Lebens gehören mag. Früh entwickelte sich auch in Weber das Talent, das, was andere Meister gegeben hatten, auf dem Clavier rein und sauber vorzutragen, und bald in eigenen Werken sich geltend zu machen. Die Malerkunst, für welche Weber ebenfalls offnen Sinn und eine fertige Hand hatte, mußte ihrer liebenswürdigen Schwester, der Tonkunst, nachstehen und schon in seinem 14ten Jahre entstand Webers erste Oper: „das Waldmädchen", welche in vielen Städten mit großem Beifall aufgeführt wurde. Von dem lebendigen, unternehmenden Sinn des Knaben giebt uns seine schon vor dem vierzehnten Jahre gefaßte Idee, dem von Sennefelder in München damals erfundenen, jetzt so sehr vervollkommneten Steindruck den Rang abzulaufen, Zeugniß. Er meinte, dieselbe Erfindung gemacht zu haben und sie mit einer zweckmäßigern Maschine in's Werk setzen zu können. Die Sache sollte ins Große getrieben werden; sein Vater, der, wie es scheint, seinem Sohne alles Mögliche zutraute, ging mit ihm deshalb nach Freiberg in Sachsen, wo das Material am leichtesten zur Hand war. Man fing an zu arbeiten, aber die Beschäftigung war zu lang andauernd und geisttödtend; es gehörte dazu die Geduld eines Mannes, nicht der flüchtige Sinn eines Knaben; das Geschäft wurde aufgegeben und Weber warf sich nun mit desto ausschließenderm Eifer auf die Musik. In Wien, wohin er später kam, lernte er den trefflichen Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, enthielt sich auf des Letztern Rath, wenn auch mit Widerstreben, längere Zeit alles Selbstschaffens und suchte durch den angestrengtesten Fleiß die wesentlichen Regeln und Grundsätze der Tonkunst sich zu eigen zu machen. Eingeweiht in die Geheimnisse derselben begann er

endlich eine Reihe unsterblicher Musikwerke, unter denen wir seine herrlichen Melodien zu „Leier und Schwerdt" und seinen „Freischütz" vorzugsweise nennen. Letzteren komponirte er in Dresden, wo er seit 1817 als Kapellmeister angestellt war, brachte ihn aber zuerst in Berlin 1821 mit wahrhaft stürmischem Beifall zur Aufführung. Auch sein Singspiel „Preciosa", mit der etwas wilden aber nationellen Zigeunermusik, und die großartige, aber schwer verständliche Oper „Eurhanthe" hatten glänzenden Erfolg. Sein Ruhm war durch seinen, in England und Frankreich mit Begeisterung aufgenommenen „Freischütz" so hoch gestiegen, daß glänzende Anerbietungen ihn veranlaßten, eine englische Oper zu schreiben und in London aufführen zu lassen. Der in seiner Brust ruhende singende Schwan-verhauchte seine letzten Töne in dem melodischsten seiner Werke, dem „Oberon". Die lieblichen geistigen Melodien dieser Oper scheinen zum Theil aus einem Gemüth hervorgehaucht zu seyn, welches dem diesseitigen Leben nur entfernt noch angehörte. Die Arbeiten und Studien, die er dieser Oper widmete, beschleunigten seinen am 5. Juni 1826 in London erfolgten Tod. An demselben Tage sollte zu seinem Vortheil der „Freischütz" gegeben werden. Als Katholik wurde er in der Moorfields-Kapelle feierlich bestattet.

Weber gehört zu den Tonkünstlern, die von den sogenannten Künstlerlaunen am wenigsten angesteckt waren. Er betrachtete seine Kunst und das Leben überhaupt von einem höhern Standpunkt, auf den er durch Studien und eigne Gemüthstiefe sich erhoben hatte. In einem freundschaftlichen, vom 18.en Mai 1829 datirten, Briefe Webers an den Herausgeber dieses Buches spricht er das Gefühl seines Werthes in höchst bescheidener Form aus. Zeitschriften haben nicht selten das Unglück, von ihren Correspondenten falsch benachrichtigt zu werden; auch der „Gesellschafter" (der Manches von und über Weber enthält) hatte je zuweilen an diesem allgemeinen Uebel zu leiden; so auch in Bezug auf ihn. In dem oben angeführten Briefe spricht er sich nun gegen dies Correspondenzlerwesen, wie er es nennt, (diesmal aber besonders in Bezug auf einen Artikel in einer Leipziger Zeitschrift) bitter aus. Er habe, sagt er, deshalb Berichtigungen einzusenden unterlassen, um nicht für ein Glied dieser verkappten Leute, die nichts besseres zu thun wüßten, zu gelten; und immer alle Pfeile gerade aufzufangen, wie er es wohl zuweilen thue, wenn die Noth hoch käme, dazu habe er doch auch keinen Beruf. Warum, fügt er hinzu, soll uns zwei

Kapellmeistern (in Dresden) eine sehr ehrenvolle Auszeichnung bevorstehen? ich habe etwas gethan und glaube doch keine zu verdienen.

Seine Ansichten und Erfahrungen hat Karl Maria von Weber in einem Werke niedergelegt, welchem er den Titel „Künstlerleben" gab, und welches der um Webers Familie wohlverdiente Theodor Hell, sein Freund, 1828 zu Dresden herausgab. Weber war ein vollendeter, denkender Künstler und ein durchaus edler Mensch. — Das voran stehende Bildniß ist nach einer Zeichnung von Hensel, aus jener Jugend-Zeit, wo der Verewigte noch nicht die Spuren der Krankheit in den Zügen trug, an der er so früh dahin welkte. H. Marggraff.



Wir fügen hier eine Parodie an, in der K. M. v. Weber mit zürnendem Humor über die falschen Richtungen in der Musik sich ausläßt (denn er führte auch im Wort eine gewandte Feder); es ist die

Parodie der Kapuziner-Predigt
aus Wallensteins Lager.

Heissa, Juchheissa! Dudeldumdei!
Das geht ja toll her, bin nicht dabei.
Ist das eine Art, Komponisten?
Seyd ihr Türken, seyd ihr noch Melodisten?
Treibt man so mit der Tonkunst Spott,
Als hätte der alte Musen-Gott

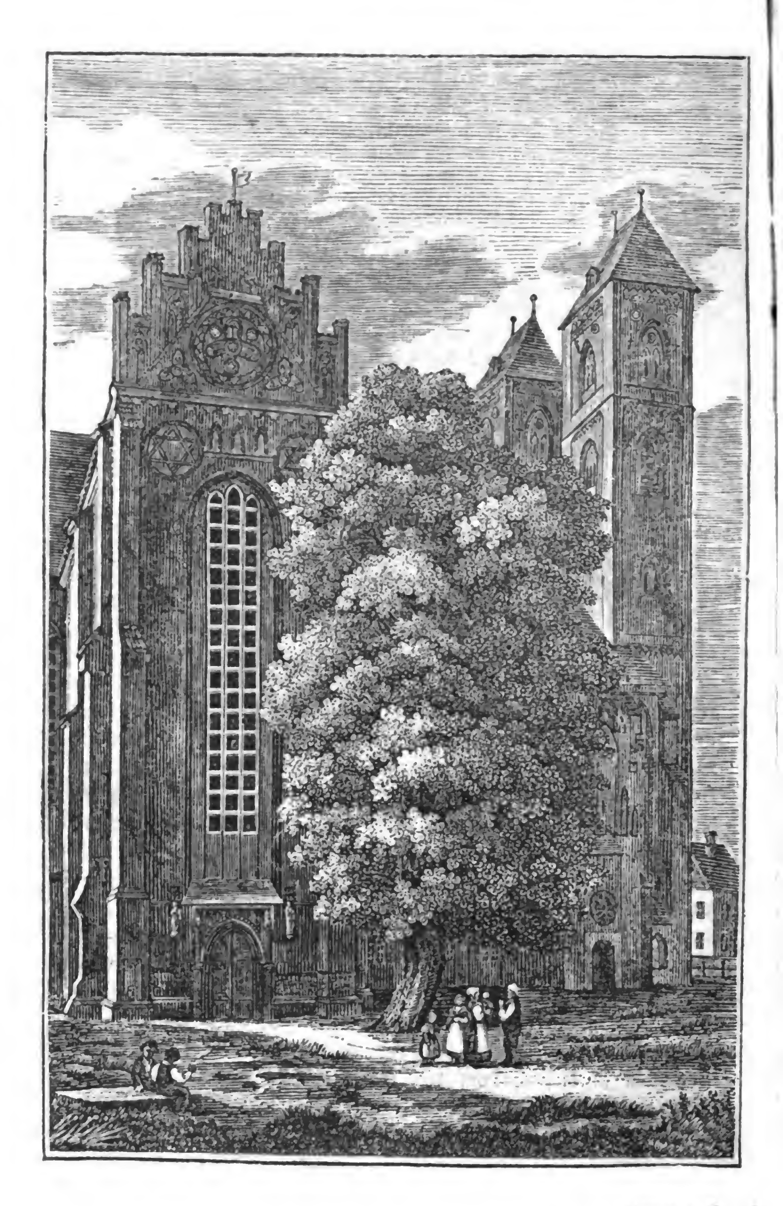
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen!
Ist jetzt die Zeit der Orchester-Plagen,
Mit Pickelflöten und Trommelschlagen!
Die Kriegsfurie ist in den Tönen los,
Und ihr steht hier, legt die Hände in den Schooß!
Das Bollwerk des reinen Sangs ist gefallen,
Italien ist in des Feindes Krallen,
Weil der Komponist liegt im Bequemen,
Höhnt die Natur, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Knall, als den Schall,
Pflegt lieber die Narrheit, als die Wahrheit;
Hetzt die Hörner lieber toll im Gehirn,
Hat das Honorar lieber als honorir'n.
Die Kunstfreunde trauern in Sack und Asche,
Der Direkteur füllt sich nur die Tasche.
Der Kontrapunkt ist worden zu einem Kunterbund,
Die Lernenden sind ausgelassene Lärmende,
Die Melodien sind verwandelt in Maladien,
Und allen gesegneten klassischen Genuß
Verkehrt man uns in Knall-Fidibus.
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von vielen Applaudir-Sünden,
Von dem Geschrei und Bravo geben,
Dem jetzt die Publikums leben;
Wenn freche Passag' macht den Magnetstein,
Der Applaus zieht in die Oper ein.
Auf den Laufer, gut oder übel,
Folgt das Geklatsch, wie die Thrän' auf die Zwiebel,
Hinter dem Esel kommt gleich der Schwanz,
Das ist 'ne alte Kunstobservanz.
Es ist ein Gebot, du sollst den alten
Und reinen Satz nicht unnütz halten,
Und wo hört man ihn mehr blasphemiren
Als jetzt in den allerneusten Tonquartiren?
Wenn man für jede Octav und Quint,
Die man in Euren Partituren find't,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wäre bald kein Glöckner zu finden mehr,
Und wenn euch für jeden falschen Accent,
Der aus eurer ungewasch'nen Feder rennt,
Ein Härlein ausging aus euerm Schopf,
Ueber Nacht wär er geschoren glatt,
Und wär' er so dick, als Absalons Zopf.
Der Gluck schrieb doch auch wohl noch mit Effekt,
Der Mozart hat auch, glaub ich, Neues geheckt,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie so unwissende Kerle gewesen?

Braucht man der Tint' doch, ich sollte meinen,
Nicht größern Aufwand zu reinen Sätzen,
Als zu unreinen Gemeinenplätzen.
Aber wessen das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot ist, du sollst nicht stehlen;
Ja das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen,
Ist die Not' nicht sicher in der Zeil,
Find't die Melodie und der Baß kein Heil,
Ihr schießt mit deutschem und fränkischem Pfeil.
Was sagt der Prediger? Contenti estote
Begnügt euch mit eurem Klappenbrote.
Aber wie soll man die Schreiber fassen,
Kommt doch das Aergerniß aus den Massen.
Wie das Publikum, so das Haupt,
Weiß doch Niemand, an was das glaubt!

Karl Maria v. Weber.

Der Dom zu Stendal.

Die Gründung des Domes von Stendal fällt in das Jahr 1187, und zwar ist der Graf Heinrich zu Gardeleben, welcher die Stephanskirche von Tangermünde im folgenden Jahre erbauen ließ, der Stifter auch dieses Gebäudes, das er dem heiligen Nikolaus weihte. Im Jahre 1461 indeß wurde der Dom erneuert und erhielt seine gegenwärtige Gestalt. Er ist das bedeutendste Gebäude der Altmark, mit großer Kühnheit und Leichtigkeit errichtet. Die Thürme waren früher mit leichten Spitzen versehen, welche im Jahre 1660, durch einen Blitz entzündet, abbrannten; statt deren sind sie nachmals mit den gegenwärtigen sattelförmigen Dächern bedeckt worden. Vor dem untern Theil der Thurmmauer befand sich früher der Vorbau einer Kapelle, ein sogenanntes Oratorium, welches im Jahre 1637 einfiel und dessen Ruinen, mit jungen Tannen bewachsen, sich lange erhalten hatten. Der gesammte untere und mittlere Theil dieser Thürme scheint dem früheren Bau anzugehören. Zur Zeit Joachims I. erregte ein Mönch, Lorenz Kuchenbecker, durch seine evangelischen Predigten in diesem Dom viel Aufsehen, so daß ihm Zuhörer selbst aus weiter Ferne kamen. Die Einkünfte des Doms genießt die Universität Frankfurt an der Oder.



Walther von der Vogelweide.



Walther von der Vogelweide ist einer der bedeutendsten Liederdichter älterer Zeit, dessen Name auch im größern Kreise der Deutschen wieder bekannt zu werden verdient, weshalb man ihm neuerdings durch Erklären und Herausgeben seiner Gedichte eine besondere Liebe zuwendete. Ja Walther (wie mancher andre ältere Lyriker) hat selbst das Verdienst, mehrere unsrer neuen Liederdichter gebildet zu haben, von denen wir nur Uhland nennen. Walther gehört zu den bekannten Minnesängern und ist ohne Streit derjenige unter ihnen, der durch Gewandtheit, Geistreichthum und die Vielseitigkeit seines Gesanges hoch hervorragt. Es ist nicht die Tiefe

des Gefühls, aus der er schöpft, und die ansprechende Seite bei ihm kann daher auch nicht das Gemüth in engerm Sinne seyn; es ist vielmehr seine große Mannigfaltigkeit der Anschauung im Einzelnen und die Freiheit, mit welcher der Dichter seine Empfindungen verwendet; es ist der leichte Scherz, der Witz, die Erfahrung des Lebens, welche uns an seinen Gesang fesseln, kurz: die in den gefälligsten Formen wuchernde, in hellem Bewußtseyn des Dichters wuchernde Fülle des Geistes. Er gehört also mehr der verständigen Reihe unsrer Lyriker an, welche sich gewöhnlich durch üppige Fülle der Formen hervorthun, während die Dichter des Herzens sich in wenigen wirksamen Weisen gefallen. Walther's Gedichte haben noch das Besondre, daß ein Theil derselben politisch ist — man darf also nicht, wie man heut wohl gethan, politische Gedichte als durchaus undichterisch betrachten — und ein lebendiges Bild der damaligen Kämpfe zwischen dem Papst und dem deutschen Kaiser giebt, so wie von der Zerwürfniß des deutschen Reiches in sich. Diese Gedichte sind es auch, welche uns auf Umwegen einiges Licht über das Leben Walther's verschaffen; denn wir haben sonst wenige oder keine Nachrichten über diesen Punkt. Er stammte aus einer adligen Familie, deren Burg „Vogelweide" im obern Thurgau gelegen zu haben scheint; Geburts- und Todesjahr sind uns gleich unbekannt, doch muß er, da sein Lied „40 Jahre und mehr die Minne besungen", ein ziemliches Alter erreicht haben. Er starb zu Würzburg oder liegt doch dort begraben; denn man hat dort sein Grabmal und eine Sage darüber, welche spricht, daß Walther seinen letzten Willen dahin beschränkt habe, man solle den Vögeln auf seinem Grabstein täglich Weizen und Wasser geben, wozu in demselben vier Löcher angebracht waren. Die Herren des neuen Münsters aber, heißt es, verwandelten dieses Vermächtniß in Semmeln, welche an Walther's Jahrestage von den Chorherren gespeiset wurden. Er scheint ein sehr bewegtes Leben geführt zu haben. Zuerst erscheint er am Hofe Friedrichs des Tugendreichen, Herzogs von Oestreich und Steier. Dann sehen wir ihn in der politischen Zerrüttung des Reichs als echten Anhänger der Hohenstaufen, als Vertreter der sinkenden Zucht und Sitte: sein Mann war Philipp von Schwaben, nach dessen Ermordung (1208) Walther auf Reisen ging. Er war am Hofe des Königs von Frankreich und kam später an den Hof des durch den „Wartburgkrieg" in der Geschichte des Gesangs gefeierten Herrmann, Landgrafen von Thüringen. Walther war muthmaßlich drei Mal dort und trat auch 1207 in dem genannten Wettgesange selbst auf. Weiterhin scheint er sich auch dem Kaiser Friedrich II. genähert zu haben, der ihm ein Reichslehn schenkte. Er kam dann abermals nach Wien, wo er bei Leopold VII. sehr in Gunst stand; doch verließ er den Hof nach seines hohen Gönners Tode (1230), und nahm, wie man mit ziemlicher Sicherheit glaubt, an dem Kreuzzuge Friedrichs II. nach dem gelobten Lande Theil. Ge-

gen das Ende seines Lebens wandte er seinen Geist frommer Beschaulichkeit zu, und das Herz, welches die Frauen, die Fürsten und ihre Thaten, das Treiben der Welt so hoch gepriesen, beschäftigte sich mit der Hinfälligkeit alles Irdischen und dem Himmel. Wie Walther von seinen Zeitgenossen als vortrefflicher Sänger gerühmt und später den Zwölfen beigezählt wurde, welche nach der Sage unter Otto dem Großen die edle Kunst des Liedes erfanden: so hat sein Name auch bei uns einen guten Klang; und wäre es auch unstatthaft, ihn unsern Lyrikern als Muster vorzustellen, so kann man doch unleugbar von ihm lernen, was Deutsch ist, deutschen Sanges Würde im leichten Liederspiel, und wie der Dichter, ohne seinem Wesen zu entsagen, die Verwirrung seiner Zeit zu nehmen hat. *) Wir fügen eines seiner Gedichte bei:

Vier Worte.

Die verzagt schon sind an allem Guten,
Wähnen, ich sey eben so verzagt:
Nein, noch hoff ich, daß mich wird ermuthen,
Der ich meine Herzensnoth geklagt:
Weigert die mir Liebes nicht,
Frag' ich wenig, was ein Böser spricht.

Neid, den will ich immer gern erleiden:
Dazu helf, o Herrin, deine Huld,
Daß sie Grund gewinnen mich zu neiden,
Und mein Glück an ihrem Leid wird Schuld.
Schaffe, daß man froh mich seh:
Wohl mir dann und ihnen immer Weh.

Eine Frau und Freundin möcht ich gerne
Noch an dir ersehn in einem Kleid:
Ob ich wohl die Wonne kennen lerne,
Die mein Herz mir lange prophezeit!
Freundin ist ein süßes Wort,
Aber Frau, das ehret fort und fort.

Hohen Freudenjubel ließ ich schallen,
Gönntest du die beiden Worte mir;
Laß auch zweie dir von mir gefallen,
Die vielleicht kein Kaiser gäbe dir:
Freund und Diener seyen dein;
Dafür werde Frau und Freundin mein.

Dem hier gegebenen Bildniß ist eines zum Grunde gelegt, das sich aus Walthers Zeit erhalten hat.

---

*) Als weitere Belehrung über den Dichter empfehlen wir: „Gedichte Walther's von der Vogelweide, übersetzt und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel" (Berlin, Vereins-Buchhandlung.) eine neuhochdeutsche Bearbeitung, die gewiß Allen genügen wird, welche die Schwierigkeit solcher Uebertragung kennen.

Die Studenten von Alkala.



Die spanischen Studenten sind arm, doch immer aufgelegt, ihrer Armuth abzuhelfen; sie sind pfiffige und griffige Leutchen, und darum von etwas anrüchiger Ehrlichkeit. Man hat sogar ein Sprichwort: **Es mas malo que un estudiante,** er ist schlimmer als ein Student! Eine vornehme Nachlässigkeit des Gedächtnisses in Berichtigung gewisser Schuldigkeiten, die Prellerei eines „schurkischen" Schneiders u. s. w. gelten bei ihnen für Kleinigkeiten; sie sind selbst für einen Griff mit grader Hand nicht blöde, und in dem Buche ihrer Ehre wird das Stehlen gut geheißen, wenn man nur für das Gestohlene vollwichtigen Witz ausgegeben hat. Während der Weihnachtsfeierlichkeiten begeben sich die Studenten Alkala's gewöhnlich in das nahe Madrid, um dort mit ihrer Degenfertigkeit zu prahlen und ihre Kniffe loszulassen. Letztere scheinen etwas hungriger Natur zu seyn; denn die Wirthe und Zuckerbäcker scheuen ihre Heimsuchungen, wie der Morgenländer die Heuschrecken. Zwei Studenten der Art trieben sich in solcher Zeit einst auf der Puerta del Sol zu Madrid umher, ohne sich scheinbar mit etwas Anderm, als dem Geschäft des Platzes zu unterhalten; dort ist nämlich der Versammlungsort aller Müßiggän-

ger der Hauptstadt. In der That aber waren Farulla und Rebollo mit einer strengen Haussuchung bei ihrem Witz beschäftigt, um einen Einfall aufzuspüren, der sich in einen Schmaus umsetzen ließe; denn ihr Beutel war seit langer Zeit silber- und kupfertrocken, und sie hatten dennoch einen Freund zu einem Abendessen eingeladen. Ein Student von Alkala aber hält hierin auf Ehre, wie ein guter Magen auf Hunger. Ein Dutzend Mal etwa hatten beide Genossen neben einander, schweigend und die Augen auf die bestaubten Schuhspitzen geheftet, die Pforte der Sonne durchwandert, ohne zu einer andern Ueberzeugung gekommen zu seyn, als daß man in der Sonne*) speisen müsse; bis Rebollo ein Gesicht aufsetzte, so lang und dunkel, wie sein Mantel, und zu seinem Nebenmanne sprach: „Lieber Farulla, ich zweifle an der Möglichkeit, unser Wort zu halten." — „Schäme dich, Herr Bruder", erwiederte der Angeredete. „Du hast Begriffe wie die Einfalt vom Lande: ein ehrenhafter Student hat immer einen gescheuten Einfall bereit, sein Wort zu halten. Was brauchen wir? ein leckres Diner — eine wahre Kleinigkeit! Einen fetten Truthahn, mein lieber Mensch, einen Teller mit Konfekt und eine Flasche deliziösen Baldepenas — was willst Du mehr?" — „Aber woher die spöttlichen Kleinigkeiten nehmen?" wandte Rebollo bedenklich ein: „wir können eben so gut den Großtürken braten, als eine solche Gabel-Ernte halten." — „Kleinigkeit, wie immer!" lachte Farulla. „Den Truthahn besorge ich, an Dir ist's nun, die Tunke zu liefern." — „Wohl!" meinte Rebollo, dem die Natur in der Wiege ein Paar Zoll weniger Witz in die Tasche gesteckt hatte, als seinem Genossen. Sie trennten sich. „Vergiß nicht, Herr Bruder", rief ihm Farulla nach, „daß wir einen dummen Wirth zum Nachtisch brauchen." — „Sehr wohl!" entgegnete Rebollo; „ich erwarte Dich auf der Puerta del Sol." — Sie gingen ihres Weges.

Farulla schritt unverweilt nach dem Markte und suchte sich mit scharfem Blick unter den Pabero's (Verkäufer von Truthühnern) den dümmsten aus, und unter seinen Thieren den fettesten Hahn. Der Pabero trug einen unverkennbaren Zug im Gesicht, daß er zum ersten Male in solchen Geschäften zur Stadt gekommen war. Farulla trat mit vornehmer Haltung zu ihm und sagte: sein gewöhnlicher Pabero liefere ihm immer schlechte Waare; er wolle es deshalb bei ihm versuchen, und wenn er ihn gut bedenke, könne er auf die Kundschaft aller seiner Freunde rechnen. Die Augen des Mannes strahlten vor Freude; er rühmte seine Thiere, freute sich des höflichen Anerbietens und reichte dem Käufer den schönen Hahn, den derselbe mit geübtem Auge vorher entdeckt hatte. „Nur einen Thaler, lieber Herr" — stotterte der Pabero — „und ohne Profit: Sie werden zufrieden seyn." — „Viel Geld! viel Geld!" antwortete Farulla. — „Bei Santiago, schöner Herr, ich habe nicht einen Heller daran — ich hoffe nur auf Ihre Empfehlung,

*) In deutscher Studentensprache so viel als: „ohne Mittagessen bleiben".

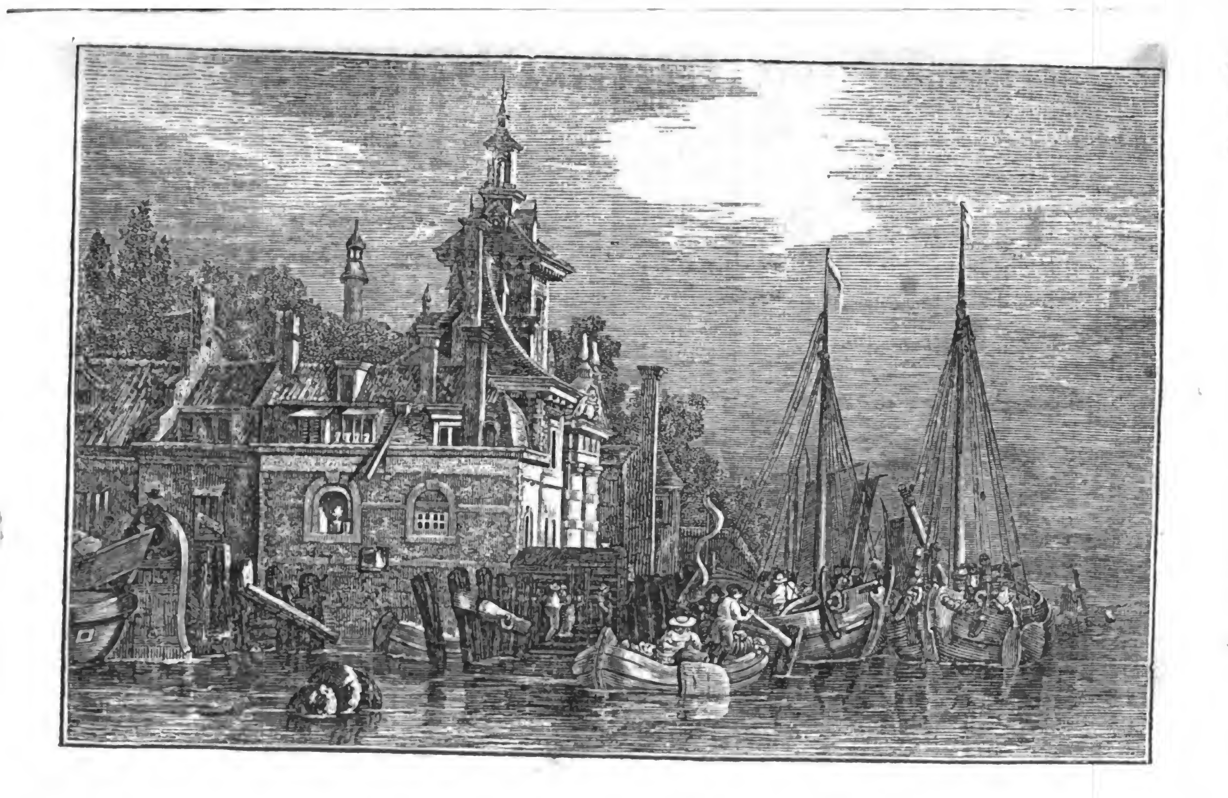
schöner Herr!" — „Es sey!" meinte der Käufer, nahm mit der Linken den Hahn unter seinen Mantel, und griff mit der Rechten so zuversichtlich in seine Tasche, als sey ein Thaler nirgends sicherer als da zu Hause „Verwünscht!" rief er, indem er mit der treusten Miene des Unwillens und der unangenehmsten Ueberraschung die leere Hand zurückzog — „da hat der alte Perez die Börse mir einzustecken vergessen." Der Pabero stutzte. „Ich wohne sehr weit — noch einmal hin und zurück, das wird zu spät." — Plötzlich entgegnete der Mann, er werde seinen Sohn bei den Thieren lassen und mitgehen. Farulla schien sehr erfreut über seine Bereitwilligkeit, versprach ihm noch ein Trinkgeld, und Beide gingen. Farulla wanderte mit dem Bauer durch die entlegensten Straßen der Stadt und trat nach einer halben Stunde in das verfallene Haus eines Barbiers, der eben einem armen Mönch umsonst so vortrefflich den Bart abnahm, daß derselbe an den Schmerzen den Märtyrer einlernen konnte. Der Pabero mußte warten, und Farulla nahm den Barbier mit in das anstoßende Zimmer, wo er ihm entdeckte, er habe ihm als einem geschickten Manne seinen armen Vetter gebracht, der an einem bösen Hüftweh leide, zwar ungern davon spreche, aber es gern los werden möchte und seinen Arzt reichlich belohnen wolle. Hierauf ging der Student zur Hinterthür hinaus; der Barbier kam in das andre Zimmer zurück und sagte höflich zu dem Pabero, er werde ihn gleich bedienen. Der Pabero wartete also, bis der Mönch für den Tag Haare und Blut genug verloren hatte. Der Mönch ging, und der Barbier wandte sich freundlich zu dem Pabero mit den Worten: „Sennor verspürt wohl viel Schmerzen." Der Angeredete antwortete aber, daß er sich nie so wohl befunden habe, wie jetzt. Und nun folgte ein Gespräch von ziemlicher Länge. Im ersten Theile glaubten Beide an ein Mißverständniß; im zweiten glaubte Jeder, der Andre wolle ihn zum Besten haben; im dritten hielten sie einander für verrückt, und im vierten folgten endlich die trocknen Erklärungen, aus denen sich ergab, daß Beide betrogen worden waren. Im Nu eilte man zu dem Alguacil und gab die schrecklichste aller Klagen zu Protokoll. Es wurde der Stand der Sache durch alle Formen dahin ermittelt, daß ein Student — Name unbekannt — dem Pabero einen Hahn gestohlen und ihn dafür zu seinem Vetter gemacht habe, daß ein Barbier betrogen und in den bösen Verdacht eines Hehlers gebracht worden sey; es wurde beantragt, daß der Thaler oder der Hahn herbeigeschafft und der Student gestraft werden sollte. **Actum ut supra** d. h. wir waren Narren und werden es bleiben. „Werdet Ihr den Räuber wiedererkennen?" fragte mit wildem Blick der Alguacil. „Gewiß!" versicherte der Pabero — und so wurde nach einigem Zögern ein Kreuzzug durch alle Kneipen der Stadt veranstaltet, um den Dieb zu fangen.

Unterdeß hatten sich die beiden Studenten und ihr Gast den Hahn sammt einigen Flaschen Valdepenas gut schmekken lassen.

Der Gast war schon hinaus, und auf Verlangen erschien der dicke Wirth mit der hohen Rechnung, die er sammt seinem umfangreichen Bauche vor den ehrenwerthen Gästen niederlegte. Beide griffen nach der Börse, um zu bezahlen; aber nun entstand ein Streit zwischen ihnen, denn Jeder wollte die Ehre haben für den Andern zu bezahlen, weil der Andre schon zu oft großmüthig gewesen sey. Sie wurden hitzig und der dicke Wirth ängstlich. „Kann denn nicht jeder Herr die Hälfte bezahlen?“ wandte er höflichst ein. „Philiströser Einfall!“ schalt Farulla — „eine neue Losung soll entscheiden. Ihr, lieber Schenk, laßt Euch die Augen verbinden und hascht als Blinder Einen von uns; der Ergriffene soll unweigerlich die Ehre der Bezahlung haben.“ Der geängstigte Wirth willigte ein und ließ sich die Augen verbinden; beide Gäste sprangen ein Paar Mal neckend um ihn herum und — schlichen dann leise aus dem Zimmer. Der Wirth warf in seinem Eifer Tische und Stühle um, und schon wurde ihm die Stille um ihn verdächtig, als er dicht vor sich Schritte und Geräusch hörte. Er faßte zu, hatte Einen bei der Nase und schrie: „Verzeihen Sie, Sennor, daß ich Sie beim Zipfel halte — Sie müssen bezahlen!“ — „Alle Teufel!“ schrie der Gefaßte, und der Wirth, welcher sich bei der fremden Stimme das Tuch von den Augen gerissen, erblickte mit Schreck und Staunen den wilden Alguacil mit seinen Leuten, der wie ein Haifisch durch die offen gebliebene Thür gesegelt war, zu fangen, die nicht mehr zu fangen waren. „O weh!“ schrie der Chor; „alle Teufel!“ lautete das Echo des Alguacil. Der Barbier war gefoppt, der Pabero um seinen Hahn, der Wirth um seine doppelkreidige Rechnung, und der Alguacil um seine Gebühren geprellt. Actum ut supra d. h. wir waren Narren und werden Narren bleiben.

Rotterdam.

Rotterdam ist eine der berühmtesten Städte in allen Niederlanden, hätte sie auch nicht die nationale Auszeichnung, daß in ihr das reinste Holländisch gesprochen wird. In Betracht der Volksmenge hat sie nur noch Amsterdam und Brüssel über sich. Wer kannte nicht den Lobredner der Thorheit, den großen Humanisten Erasmus von Rotterdam? Seine metallene Statue von zehn Fuß Höhe steht noch auf dem Markte, und die lateinischen Schulen der Stadt tragen seinen Namen. Für die Kunstgeschichte hat Rotterdam den Adrian van der Werf aufzuzeigen, den Maler der Helden, der in der Nähe geboren wurde und in der Stadt selbst seinen Wohnsitz nahm. Doch das Bedeutendste ihres Vorzugs vor andern Städten der Niederlande ist ihre commercielle Wichtigkeit. Schon früher war sie der Hauptsitz des holländischen Handels nach Großbritannien, und dies Verhältniß wurde nach der Revolution von



1813 so rasch und wirksam wiederhergestellt, daß 1814 die Maas kaum Platz genug für die fremden Schiffe hatte, welche besonders aus England sich einfanden. In diesem Handelseifer ist man sich gleich geblieben, und die besonders in Ost- und West-Indien angeknüpften Handels-Verbindungen haben Rotterdam in dieser Rücksicht selbst über Amsterdam gehoben. Rotterdam erhielt 1272 das Stadtrecht und ist bis gegen 1600 hin sechs Mal vergrößert worden; jetzt hat es die Gestalt eines Dreiecks, welches von 6600 Häusern und an 60,000 Einwohnern gefüllt wird. In der Geschichte des Landes hat Rotterdam einige Bedeutung; wir erwähnen nur, daß es 1563 größtentheils abbrannte, 1572 von den Spaniern durch Verrath genommen und geplündert, und von Wilhelm I. 1588 als die erste unter den sogenannten kleinen Städten bezeichnet und zu Sitz und Stimme berechtigt wurde. Es finden sich dort eine Menge Fabriken, besonders Zucker-Raffinerien, Branntwein-Brennereien, Nadel-Fabriken u. a. Die Kaufleute wohnen in schönen Pallästen, welche fast sämmtlich in der äußern oder Buitenstad liegen, dagegen die durch die Straße an der Maas davon getrennte Binnenstad oder innere Stadt nur Bürgerwohnungen enthält. Die Stadt hat viele Landungsplätze, die noch dazu so bequem sind, daß die Ausladung unmittelbar in die Häuser der Kaufleute geschehen kann. Die schönsten Gebäude sind die Börse, Zekantoor (Gebäude der Admiralität), und die große St. Laurentius-Kirche mit den Gräbern vieler holländischen Seehelden aus dem Kriege mit Frankreich (1660 — 1674). Der Schiffswerft und zwei große Spaziergänge sind ebenfalls bemerkenswerth. In Rotterdam befindet sich auch ein Stück der holländischen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, eine gelehrte Gesellschaft („Verschiedenheit und Einstimmigkeit") und die Gesellschaft zur Beförderung wissenschaftlicher Forschungen. Den Namen hat die Stadt von dem Flüßchen Rotte, der durch eine Schleuse in die Maas fällt.

Ein Londoner Gin-Tempel.

Gin heißt eigentlich Wachholder-Branntwein, ist aber, wie bei uns „Kümmel", nur der Name des schlechtesten Fusel-Branntweins, in welchem sich die niedrigste (bisweilen ziemlich entwürdigte) Klasse des englischen Volkes berauscht, und ungeachtet es dies „kenterbandene Himmelreich" mit allen körperlichen Uebeln bezahlt, die auch bei uns das Gefolge solches unmäßigen Genusses zu seyn pflegen, dennoch mit ganzer Seele daran hängt. Auch das Liebste wird aufgeopfert, wenn das Gelüst nach einem Gläschen Gin entsteht; man weiß sogar, daß ein altes Weib einen nach dem andern von ihren noch schön erhaltenen Zähnen sich ausziehen ließ und verkaufte, um den Erlös in den Gin-Tempel zu tragen. Um das Elend dieser bettelhaften Gin-Trinker recht heraus zu heben, trifft es sich obendrein, daß die Gin-Tempel inwendig so glänzend ausgestattet sind, daß gewöhnlich in den reichen Verzierungen des Trink-

saals allein ganze Kapitalien haben verschwendet werden müssen. In dieser überall dem Eintretenden entgegenblitzenden Pracht versammeln sich die zerlumptesten Bettler, welche die Fetzen aller vergangenen Moden, von Lady's und Gentlemens ihnen barmherzig zugeworfen, auf den ausgemergelten zitternden Gliedern und den letzten Penny in den Händen haben, um ihn für einige Tropfen Gift hinzugeben. Alt und Jung, Mann, Weib und Kind kommt hier zusammen, um dem Beschauer das schrecklichste Schauspiel zu bieten, das wie ein Hohn für die Ehre unsres Geschlechts aussieht, weil bei dem Trunkenen auch andre Laster noch ausbrechen und alle widrige Seiten des Menschen so grell sich herauskehren, daß man sich mit Ekel von einem solchen Anblick wegwendet. Daß diese Gin-Tempel ein Krebsschaden des Volkslebens sind, ist anerkannt, und die Sache schon mehrmals eifrig im Parlament besprochen worden; aber man scheint den Punkt noch nicht getroffen zu haben, von dem aus sich eine sichre Abhülfe erwarten ließe. Wir wüßten nicht, was diese Greuel so anschaulich machte, als das in seiner Art geistreiche Bild George Cruikshanks, welches sich in dem Büchlein: „**Sunday in London. 1833.**" mit der Unterschrift befindet: „der Gin-Tempel wird geschlossen zur Zeit des Gottesdienstes."

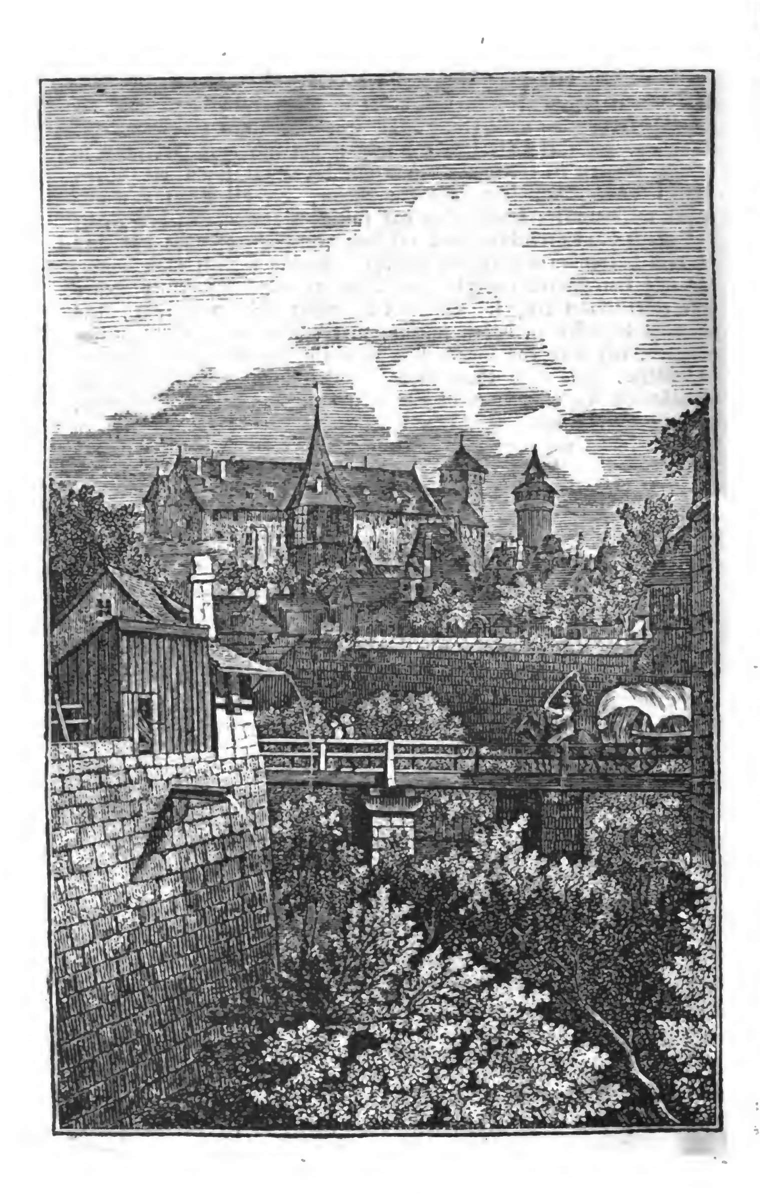


Das Bild zeigt nicht die ersten Stadien des Rausches, sondern die letzten, aber diese in einer entsetzlichen Naturtreue. Das sind

die Leute, die hier zum Tempel ihres Götzen Gin kamen, mit seinem Geiste erfüllt wurden und dabei in den bequemen Himmel der Erde zu kommen trachteten. Man sehe nur links die Figur des Mannes, der sich an die Wand stützt, um sich alles Irdischen in seinem Innern zu entledigen, und mit der Hand kaum die Pfeife halten kann. Man sehe vorn den Mann, der bei seiner Himmelfahrt verunglückte; hinter ihm das lustige Paar und in der Mitte das greise Kind, welches gewiß oft von dem Gifte genossen hat, das es dem harrenden Elternpaar zuträgt. Rechts erblickt man Einen, der uns den Rücken zuwendet und unter dem Schutze seines Hutes eine Zärtlichkeit riskirt. Daneben balancirt ein Bruderpaar, das es wohl begriffen zu haben scheint, in der Noth eines schweren Geschäftes, wie hier das Gehen und Wandeln ist, sey eine Assoziation das Beste, was man thun könne. Und hinten zwischen den sich schließenden Thürflügeln sieht man den genialen Kopf des Mannes, der alle diese Himmel geschaffen hat, ohne den besten für sich zu vergessen! Leider werden auch in Deutschland derlei prachtvolle Trink-Hotels Mode und wir wollten, man könnte ihnen zum Aushänge-Schilde, die Figuren lebensgroß, ein solches Bild aufzwingen, damit doch Jeder bei dem Eingang sähe, was er als Ausgang zu fürchten habe.

Die Burg von Nürnberg.

Wir geben hier das zweite Bild von den alterthümlichen Gebäuden Nürnbergs; es ist eine Ansicht der Burg, auch das alte Schloß und die Reichsveste genannt. Im Vordergrunde zeigt sich der Stadtgraben, die Brustwehr und Brücke des neuen Thors, weiter zurück der Thurm des Thiergärtner-Thors, welcher seine alte Gestalt behalten, nicht die kolossale Umfassung hat, die den andern Thor-Thürmen gegeben wurde. Im Hintergrunde, auf einem Berge gelegen, erhebt sich wohl erhalten die alte Veste mit ihrem, nach allen Seiten hin malerischen Prospekt. In derselben befindet sich eine Gemälde-Gallerie, in welcher man die sonst in der Stadt zerstreuten Bilder, welche für die Geschichte der Kunst und Stadt wichtig sind, vereinte, wodurch sich eine höchst interessante Sammlung von Oelgemälden und Glasmalereien bildete, die Jedem zur Anschau aufgestellt ist. Sie enthält auch noch Einiges von Albrecht Dürer, obwohl man dessen Kunstwerke in seiner Vaterstadt früher eben nicht sorgsam festgehalten hat, weil — wie dies oft vorkommt — der Werth des Künstlers im Volke erst neuerdings recht anerkannt wurde.



Severins Neujahrstag.

Eine Sage der Vorzeit.



Am Weihnachtsfeste des Jahres 1561, als in der Kirche zu Solingen eben Frühmesse war, trat Martha, einziges Töchterlein des Waffenschmieds Peter Dieters, aus der Kirchenpforte, und stieg die Stufen vor dem Gotteshause hinab, sich ängstlich umschauend und den Athem anhaltend, um zu lauschen. Drinnen aber erklang zu den erschütternden Orgeltönen der Gesang der Gemeinde:

„Das Kindlein ist geboren
Zu aller Menschen Heil,
Du gehest nicht verloren,
Hast du an ihm nur Theil.
Und hielte dich umfangen
Der Hölle dreifach Erz,

10*

Erhebst du im Verlangen
Dein sündbelad'nes Herz:
Dann wird den Vater bitten
Sein heil'ges Martyrkind;
Und was du auch gelitten,
Es wird dir wohl und lind.
Ist Gnade doch den Sündern
Vom Vater nicht gewehrt,
Der nach gefall'nen Kindern
Am meisten ja begehrt."

Martha stand auf dem Kirchhofe und ließ während des Gesanges das Haupt sinken; bald aber hob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell hernieder leuchtete, und sprach betend: „O du mein allmächtiger Gott, du weißt es ja, wie meine gute Mutter auf ihrem letzten Lager Severins Hand in die meine legte und leise zu uns sprach: Haltet aneinander in Zeit und Leid, denn ich fühl' es in mir, ihr seyd für einander bestimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, so harret aus; der Liebe Gram macht sie uns noch um eins so lieb! — Du, mein Vater im Himmel, das Unheil und der Gram sind gekommen, sollt' ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geheißen?"

„Martha, Martha!" flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamm, der seine kahlen und beschneieten Zweige von der Kirchenmauer gespenstig ausstreckte. — „Bist Du es, Severin?" — „Ja wohl, ich harrte Dein schon am Grabe der Mutter!" — „Ich komme!" sagte die Jungfrau; „der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die heilige Messe verließ, um von Dir zu hören, was mein Vater gestern Abend Dir geantwortet hat."

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuz im Winde rauschten, und Severin begann das Gespräch: „Holde Martha, mach' Dir keine Sünde daraus, daß Du mich hier anhörest; der Herr ist überall, wo nichts Böses geschieht! — und wollt' es sich denn anders thun lassen, daß ich Dich zum letzten Mal spreche?" — „Zum letzten Mal?" entgegnete mit bebender Stimme Martha. — „Nun, erschrecke nur nicht; ich meinte, vor meiner Wiederkehr!" — „Du willst fort?" fragte ängstlicher noch die Jungfrau. — „Du kannst aber heut auch gar nicht zuhören!" sagte hierauf Severin in mildem, wehmüthigem Verdruß; „und ich habe Dir das Aergste lieber gleich gesagt, damit Du den Trost besser aufnehmest, wenn er auch in etwas hinkt. — Sieh" — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — „ich dacht es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis in unserm Flecken aus allen Fenstern die Christbäumchen leuchteten. Ich meinte, er würde bei Dir seyn, sich auch des Festes freuen an dem Abend, wo Alles zwischen Eltern und Kindern sanfter, liebevoller klingt, da wir jenes Kindes gedenken, das uns aus ewiger Noth

errettete. Auf mein Fragen erfuhr ich aber von Eurer guten Haushälterin Hedwig, er sey noch immer beschäftigt in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede. Da pflegt er freilich stets unwirsch zu seyn, wenn Einer ihn stört, aber ich hatt' es Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und so ging ich hinein. Wie ich ihn nun vor mir sah mit dem finstern Blick, der schon lange auf seinem Antlitz haftet, verging mir Muth und Gruß, und da er nun barsch fragte: was wollt Ihr noch so spät, Severin? — fiel mir nichts ein als unser Gesellen-Spruch, so daß ich sagte:

In echtem Stahl die echte Klinge,
Bei halber Müh' die ganze Kunst! —
Ihr habt ihn; prüft nun, was ich bringe,
Und schenkt mir, Meister, eure Gunst!

Es war ein saures Lächeln, mit dem er mich jetzt ansah, und fragte: Seyd ihr doch seit vier Jahren in meiner Werkstatt, was soll mir nun der Spruch? — aber seine Züge waren doch etwas anders als sonst, und so faßt' ich mein Herz zusammen in den Worten: Meister, ich bin noch lange nicht so lange bei Euch, als ich bei Euch seyn möchte, aber ich halt's nicht aus, wenn Ihr nicht endlich mir Euren Seegen gebt und sprecht: Geht wieder zu meinem Mädchen, ich will Euch zum Eidam annehmen! Ich wollte nun noch viel mehr sagen, von Dir, Martha, von der seligen Mutter, aber er schoß mir gleichsam die Worte von der Zunge weg mit dem schwersten Nein, das mir in meinem Leben erklungen. Da er mich nun sehr betroffen sah, fügte er hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Gesell sey, wenn er auch meinen Umgang mit seiner Tochter und den Calvinisten nicht leiden möge."

„Hab' ich's Dir nicht gesagt?" unterbrach ihn Martha; Severin aber schüttelte den Kopf und erwiederte: „Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht schließe und zuweilen denke: wenn die Sonn' aufgeht, verdirbt wohl der Reif am Stamm, der so schön aussah; aber der Stamm bleibt stehen und der flimmernde Putz muß fort, damit er innen fruchtbarer werde — wenn ich das auch denke, dennoch will ich leben und sterben als ein guter katholischer Christ; ich fühle mich nicht stark genug, um Gott gegenüber meinen eignen Gedanken zu folgen. Das sagte ich Deinem Vater und er schlug's nicht in den Wind, sah aber eine Weile starr vor sich hin, wie Einer, der mit sich selber einen Streit ausmacht; endlich warf er mit starkem Athemzuge die Brust heraus und sagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut Ihr auch bei'm Amboß seyd! — Das befremdete mich und machte mir warm, so daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen ist, so gebt's nur immer in meine Hand, Meister, ich lass' es Euch wahrhaftig da nicht liegen! — Er aber lachte fast höhnisch auf und entgegnete: Nun, so wißt denn kurz und gut: Ich bin ein verarmter Mann! Theils durch nichtsnutzi-

gen Kauf, theils durch allerlei kostspieliges Versuchen wollt' ich das Geheimniß zur Fertigung der Damascener gewinnen, es ist mir aber mißglückt, und doch hab' ich mich schon gerühmt, ich würd' es leisten! Ich brauch' einen reichen Eidam, um vielleicht auch dessen Geld durch den Rauchfang zu jagen, denn nicht leben will ich, soll ich's mit Schande thun! — Und dies sprechend, wandt' er das Auge wieder von mir und stierte den Boden an. Ich stand denn auch da, unruhig und sinnend; jetzt aber noch möcht' ich Gott fragen: ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir dagegen seine Tochter verspräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellt' ich ihm vor, ich wolle gen Damaskus ziehen und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken ihre Kunst abgelernt hätte, dann aber zurückkehren und sein Eidam werden. Da zuckt' ihm wieder ein unreifes Lachen um den Mund, wozu ich dann die Worte hörte: Nun so zieht gen Damaskus, ein Jahr lang will ich Euch meine Martha aufheben, habt Ihr dann Euer Wort nicht gelöset, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt Ihr aber weiter keinen Verkehr, und nun schlaft Euch Kräfte zur Reise! — So mußt' ich denn gehen und stahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu sagen, daß ich Euch hier sprechen möchte."

Dies Alles hörte Martha betrübten Herzens an und reichte jetzt dem guten Severin die Hand, mit unterdrücktem Schluchzen ihm vorwerfend: „Mußtest Du denn Alles zum Aeußersten treiben? — nun willst Du fort!" — „Ja und das gleich!" redete Severin dazwischen, ihre Hand festhaltend: „dort liegt mein Ränzel und von hier aus wandre ich zur Straße, die gen Damaskus führt; ein Jahr ist rasch vorüber, und was ich versprochen, ist langsam zu thun. Leb' also wohl, gute Martha, gedenke mein und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse; sollt' ich aber nicht zurückkehren" — Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: „Gott segn' Euch, und lass' Euch bei einander!" Und dazu legte ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Festschmuck, seine Rechte auf die Hände der Liebenden. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severins Schulter.

„Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau!" sagte der Fremde. „Worte und Blicke, die Euch furchtbar seyn könnten, liegen längst hinter mir. Für Euch aber, junger Gesell, hab' ich Hülfe; am Sylvester-Tage, wenn — dem Himmel sey Dank! — wiederum ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, an dem Strom der Wipper entlang und in den Wald hinein, bis ihr die Fackel auf einem Thurm seht. Dort rufet den Namen: Johan-

nes, die Pforte wird sich aufthun und ich werd' Euch die Reise gen Damaskus unnöthig machen."

Severin sah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, ehe er fragte: „Seyd Ihr ein Waffenschmied, Herr?" — „Ein Waffenschmied?" entgegnete Jener; „wohl hab' ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selber, ich fühl' ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen stumpfen Tag gewinne. Du kommst?" „Verzeiht, Herr!" begann Severin verlegen; der Fremde aber fuhr trotzig auf: „Nun, so laß es, Thor!" — Doch, sich vor die Stirn schlagend, setzte er begütigend hinzu: „Nein, laß es nicht! — zieh' nicht von Deiner Liebe; Dein Ziel ist weit und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst Du Dein Glück ergreifen, hast Du Muth —!" — „Ihr zweifelt doch nicht an meinem Muth?" rief gekränkt der Jüngling. — „Nun, so komm zur rechten Stunde!" Mit dieser Rede wandte sich der Fremde, und heftig rief ihm Severin nach: „Ich komme!"

„Was hast Du gethan?" fragte Martha entsetzt; Severin aber antwortete: „Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen!" Eben zog die andächtige Menge wieder heim aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: „Noch einmal muß ich Dich sprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführst!" schloß sich an Hedwig, die darum wußte, daß sie mit ihrem Trauten ein Gespräch gehalten. Severin aber nahm sein Ränzel und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge.

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selber seine calvinistischen Freunde, besuchte die Kirche in den Festtagen, sich berathend im Gebet, und verstohlen wechselte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die in kaum zu beschwichtigender Unruhe mit Bitten und Blicken ihn von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte; von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. Er ging auch mehrmals am Tage den bezeichneten Weg nach dem Walde, konnte aber den Thurm nicht finden und begann zu glauben: der Alte habe ihn getäuscht. „Aber mein Wort halt' ich doch, zur bezeichneten Stunde!" sagte er dann zu sich selber, wenn er sich wieder zur Stadt wandte.

Und am Sylvester-Abend, als die Glocke von dem Thurme die neunte Stunde verkündete, da nahm er nichts mit sich, als sein Cruzifix, und stand dann lange vor dem Hause des Meister Dieters; obwohl er nun zuweilen dessen Stimme im Gespräch mit Martha zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht; die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, sah aus, als hätte sie sich festlich angethan, das neue Jahr

zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem trostgetreuen Blau hernieder, die armen Wandrer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden, sich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend zu der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinauf wirbeln ließ, und die Stimme versagte ihm mehrmals, als er „Johannes" rufen wollte. Sich zusammen raffend, legte er endlich sein Crucifix an die Pforte und kräftig erklang nun der Name, aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern.



Die Pforte that sich auf und ein „Willkommen!" tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemach, zu dem eine Stiege hinan führte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte und ihn

näher rief. Lichter gekleidet wie damals, das graue Haupt aber auch ganz entblößt, hielt er ein großes Buch im Arm. Weiter zurück stand allerlei Geräth, auch einen Amboß gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

„Tretet näher!" sagte der Alte düster, „und geht an's Werk, es soll rasch gethan seyn!" Severin zögerte noch, endlich fuhr's ihm heraus: „Herr, ich bin gekommen, damit Ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht in Sünden erkaufen; sprecht also: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —?" Er wagte nicht, weiter zu sprechen, denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er dann wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach: „Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuer-Taufnamen des Satans? Auf unserm dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nutz, aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, rufet bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? — greift zu, in wessen Namen Ihr wollt, mir ist das und Alles gleich! — Doch, wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging; schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes!" Dabei ergriff er einen Stab und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verstummten Lehrlinge: wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascener-Klingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

„Wollt Ihr's nochmals üben?" fragte der Alte — doch Severin entgegnete: „Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das hab' ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?"

„Verleugnen mag' ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte und nun dennoch fühle! Ich heiße Johannes Faust! Zittert nicht! Die Menschen zählten mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät! Zieht hin zu Euren beschränkten und darum seligen Hoffnungen! Ueberhebt Euch nicht in Euren Sinnen und haltet mit treuer Sorge an Euren näch-

sten Pflichten, zu denen das Herz Amen sagt. Das Herz ist kein Nebending! — Die Weisesten meinten, es sey vergänglich, die Seele allein dauere — glaubt es nicht! Das Herz hat seine eigene Seele und wehe dem, der sie diesseits des Grabes vergeudete, sie in wilden Gluthen und in kalten Schwüren und Thaten hetzte, daß sie mit in die Adern strömte und er nun aus kaltem Herzen und heißem Blute sich den Fluch erzeugte, der immerdar seinen höchsten Gedanken zerreißt. Geht mit Eurem Gott und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürft, die Jedem immer so nah ist, daß er sie von sich stoßen kann. Ach, der Mensch vermag viel, wenn er nicht mehr will als er vermag, und nun das Uebermaaß seiner Wünsche über ihn zusammen stürzt!" — So sprechend schlug Johannes Faust mit seinem Stabe in die Flamme; Rauch und Dampf ballte sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus schwerem Traum erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte.

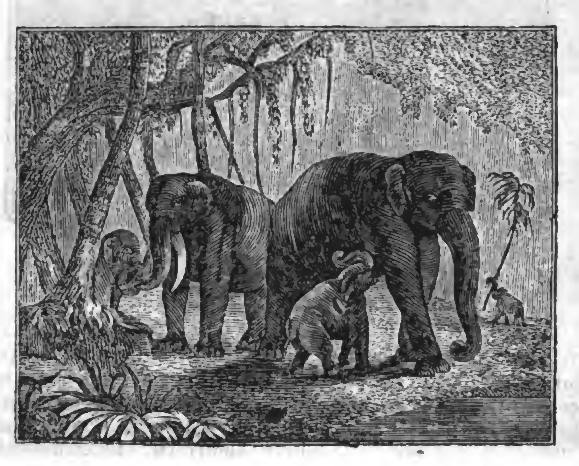
Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in seiner Herberge eintraf und mit freudigem Schreck dort den Meister Dieters und seine liebliche, jetzt aber todtenbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis Jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer, so gut er's vermochte, und reichte dem Meister Dieters die Klinge hin, versichernd, er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Angesicht die Flamme des Zornes mit der Blässe des Neides, und wüthend rief er aus: „Hab' ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold dem, der sich noch gar nicht darum mühte, das übergiebt, was mir mein Gold raubte und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr!" — Mit den weichsten Worten strebten Martha und Severin, ihn zu beschwichtigen, doch in Dieters glühte es immer unbändiger auf, bis er zuletzt sprach: „Ihr wolltet gen Damaskus ziehen und thatet es nicht, ich bin meines Wortes quitt. Aber ich werd' es halten, wenn Ihr mir Eines schwört! Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte, nimmer aber ertrag' ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich die Augen geschlossen, darf Keiner in Solingen mit dieser Kunst prunken; ja, nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst mitgeben und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwört Ihr das?" — „Ich schwör' es!" sagte Severin und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft, wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, stand er am Amboß, im Schweiße des Angesichts

sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha, nach dem Tode ihres Vaters, rieth: sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt und arbeitete nur rüstiger in dem Bewußtseyn, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeiblich heran und als es Zeit war, lehrte ihn der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Eltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete. Die Geschichte nennt nun den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Ersten, der in Deutschland Damascener-Klingen fertigte; von dem Thurm an der Wipper fand aber Severin niemals wieder eine Spur und auch kein Anderer konnt' ihn je entdecken.

F. W. Gubitz.

Das Still-Leben der Elephanten.



Wir sehen den Elephanten oft, wie er den Menschen zu allerlei Spekulationen dienen und eine forcirte Kultur annehmen muß; hier ist ein Bild, wo das gewaltige Thier sich in seinem Familienleben darstellt, unter den Elephanten-Kindern und in der heimathlichen Pflanzenwelt. Ein französischer Reisender hat die Gruppe so belauscht und gezeichnet, und uns würde es viel lieber seyn, den Elephanten auch einmal in seinem gemüthlichen Leben zu schauen, als in den oft tragischen Künsten, zu denen er sich aus Hunger bequemt, damit sein Herr und Gebieter durch ihn seines Leibes Nahrung gewinne.

Adelbert von Chamisso.



Adelbert von Chamisso (eigentlich Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt) ward auf dem Stammschloß seiner Familie Boncourt in der Champagne, in den letzten Tagen des Januars 1781 geboren. Es gehörten nicht unbeträchtliche weltgeschichtliche Ereignisse dazu, aus dem französischen Junker den deutschen Gelehrten und Dichter hervor gehen zu lassen, den Figura zeigt. Die Auswanderung des französischen Adels warf ihn schon als Kind (1790) auf deutschen Boden. Nach manchen Drang- und Irrsalen gelangte er 1796 nach Berlin, wo die Königin, Gemahlin von Friedrich Wilhelm II., ihn zu ihrem Leibpagen ernannte, und ihm demnach eine Laufbahn im preußischen Kriegsdienst eröffnete. Er ward 1798 Offizier in einem Infanterie-Regimente der Besatzung Berlins. In diesem Verhältnisse ließ ihn seine Familie zurück, welcher zu Anfange des neuen Jahrhunderts die mildere Herrschaft des ersten Konsuls die Heimkehr ins Vaterland gestattete.

Chamisso hatte nichts gelernt und eigentlich nie eine Schule

besucht. Sich selber überlassen, schrieb er zu der Zeit Verse, erst französische, später deutsche. Er gab gemeinschaftlich mit K. A. Varnhagen von Ense einen Musen-Almanach auf das Jahr 1804 heraus, dem noch zwei Jahrgänge folgten. Dieses schier unbedächtige Unternehmen ward zu einem glücklichen Wendepunkt seines Lebens. Es brachte ihn in nähere Berührung mit trefflichen Jünglingen, die sich zu ausgezeichneten Männern bildeten, ja mit einigen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit. Er strengte sich jetzt an, das Versäumte nachzuholen. Er lernte mit beharrlichem Fleiße erst Griechisch, später Latein, gelegentlich auch die lebenden Sprachen; er faßte den Entschluß, dem Dienste zu entsagen, und sich ganz den Studien zu widmen. Die Ereignisse des verhängnißvollen Jahres 1806 traten verzögernd zwischen ihn und seinen Entschluß.

Der Kreis der Freunde, dem er sich anschließen wollte, war zerstoben; die Universität Halle, der Sammelplatz der Verbündeten, bestand nicht mehr; das Heer, dem er angehört hatte, war aufgelöst; seine Aeltern waren gestorben. Aus haltloser Unschlüssigkeit und trübem Mißmuth erlöste ihn der Ruf, der an ihn erging, eine Professur am Lyceum zu Napoleonville anzutreten. Er reiste nach Frankreich, trat aber seine Professur nicht an, sondern ward in den Zauberkreis der Frau von Staël gezogen. Diese großartige Frau stand damals, eine geistige, von dem Kaiser unabhängige Macht, dem Gewaltigen gegenüber, welcher sie vernichten wollte, weil sie herabzuwürdigen nicht möglich war. Nachdem sie im Sommer 1812 aus Coppet, ihrem Landsitz in der Schweiz, aus dem Bereich des Uebermächtigen über Rußland nach England geflohen war, kehrte Chamisso nach Berlin zurück, den festen Vorsatz, den er längst gefaßt hatte, zu verwirklichen. Er war bis dahin ein Spielball der äußern Ereignisse gewesen; wir finden ihn von nun an sinnend, wollend und handelnd am Steuerruder seines Schicksalsschiffs. Er widmete sich auf der hohen Schule zu Berlin dem Studium der Medizin und der Natur. Die Ereignisse vom Jahre 1813 mochten ihn gewaltig erschüttern, aber „die Zeit hatte für ihn kein Schwerdt“, sie lenkten ihn von seiner Bahn nicht ab. Er studirte, und schrieb zur Erholung „die wundersame Geschichte Peter Schlemihls“, des Mannes ohne Schatten.

Rußland pflegt seinen Bedarf an Gelehrten aus Deutschland zu beziehen. Im Jahre 1815 ließ ihm der russische Reichskanzler Graf Romanzoff antragen, Antheil als Naturforscher und Gelehrter an der Entdeckungs-Expedition zu nehmen, welche er, Romanzoff, auf eigene Kosten in die Südsee und um die Welt aussandte. Weltlicher Vortheil wurde ihm nicht verheißen, sondern nur, was er begehrte, Gelegenheit zu wissenschaftlicher Thätigkeit. In den Jahren 1815 — 1818 ward die Reise ausgeführt, nach deren Beendigung Chamisso jedem Antrage vorbeugte, Verhältnisse einzugehen, welche ihn in Rußland gefesselt hätten. Er kam von Petersburg nach Berlin zurück, und brachte nicht unbeträchtliche naturhistorische

Sammlungen mit, die er uneigennützig den Königlichen Museen einverleibte. Bei der Heimkehr schrieb er zu Swinemünde (im September 1818):

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wenn müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Chamisso, der die vorerwähnte Reise als Student angetreten und vollführt, ward wieder Student in Berlin, aber die philosophische Fakultät der Universität creirte ihn zum Doktor, und eine feste Anstellung erlaubte ihm, sich der Botanik, seiner Lieblingswissenschaft, zu widmen. Er heirathete. Die Musen fanden sich bei ihm wieder ein.

Vorsteher der Königlichen Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, anerkannt als Gelehrter und Dichter, glücklich in seinem Hause und Vater von sieben Kindern, reich in seiner Genügsamkeit, sind wenige Menschen mit ihrem Schicksal so zufrieden wie er. Nur seine Gesundheit, die unzerstörbar schien, erweckt jetzt Besorgniß.

Er hat die Muße des letzten Winters verwandt, das noch unedirte Tagebuch seiner Reise für den Druck vorzubereiten. Dasselbe wird unter seinen gesammelten Werken in der nächsten Messe (Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung) erscheinen, und wir erwarten es mit gespannter Neugierde, indem wir daraus zu erfahren hoffen, wie es sich eigentlich mit seinem Königreiche verhält; mit der stillen Insel oder der Insel im stillen Meere, welche, wie mehrere Biographien und Zeitschriften berichten, ein befreundeter König der Südsee ihm geschenkt haben soll. — Vielleicht erhalten wir auch da einigen Aufschluß über den wundersamen Einsiedler, von dem er uns in seinem Gedichte: „Solos y Gomez" Kunde gegeben hat.

Wir schließen diese biographische Skizze mit folgendem, aus sich selbst sprechenden Gedicht von ihm:

Das Schloss Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt,
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle,
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler,
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

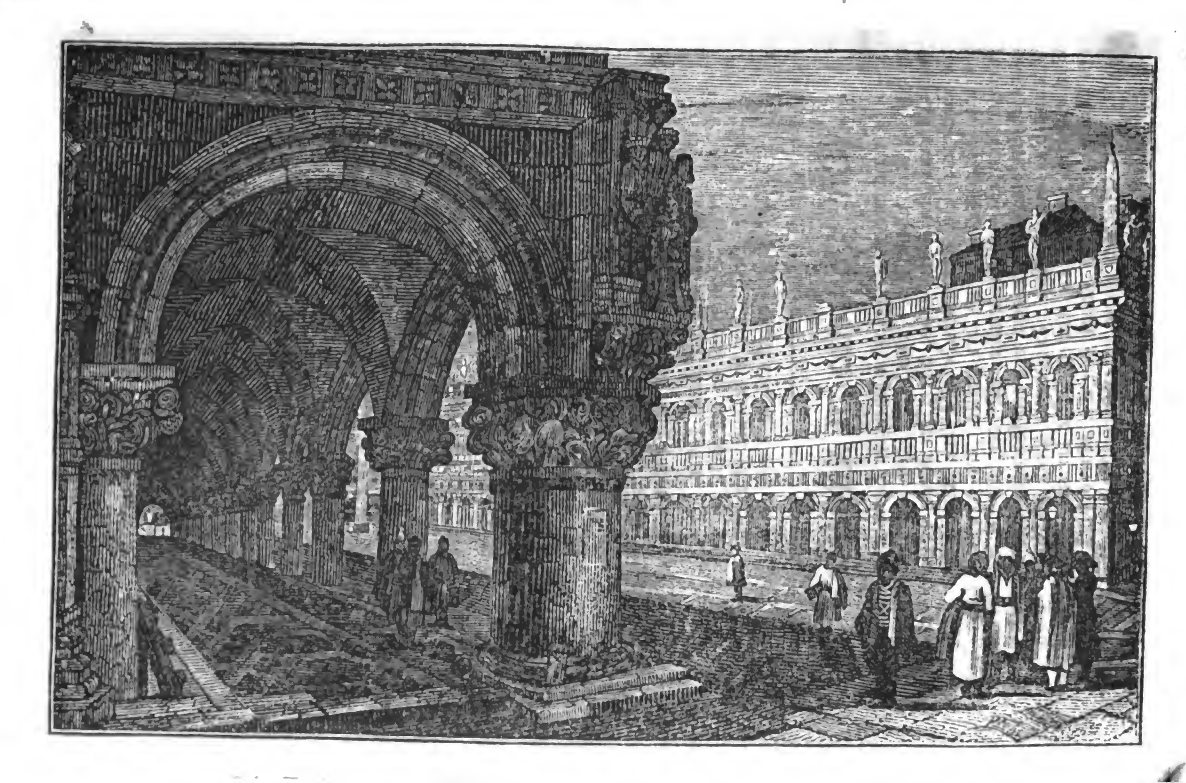
So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sey fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Die Piazzetta zu Venedig.

Der berühmte Marcusplatz in Venedig bietet eine Eintheilung in vier kleinere Plätze dar. Den ersten, den sogenannten Kräutermarkt, **Piazzetta delle erbe**, bildet der Raum zwischen der rechten Seite der St. Marcuskirche und der Kirche St. Basso bis zur St. Marcus-Uhr hin; der zweite, der g r o ß e P l a t z, liegt zwischen der St. Marcuskirche und der Kirche St. Geminian, gegen Mittag und Mitternacht von den sogenannten alten und neuen Prokuratien eingeschlossen. Der dritte Platz ist unsre Piazzetta. Sie erstreckt sich von der linken Seite der St. Marcuskirche gegen Mittag bis an den Kanal von St. Marco hin, wo die Schiffe liegen. Auf der einen Seite hat sie den Pallast, auf der andern die Bibliothek und die Münze. Der Theil des Platzes von der



Seite des Pallastes heißt Broglio. Hier versammeln sich eden Morgen zu einer gewissen Stunde die Patrizier, um sich über eigne oder des Staats Angelegenheiten zu besprechen. An dem einen Ende des Broglio, vor der Thür des Pallastes, ist ein Säulenstück von Porphyr, worauf die Bandi geschrieben und ausgefertigt werden, nahe dabei sind zwei viereckige Säulen mit syrischen Charakteren, 1253 von Akre nach Venedig gebracht. Am Ende der Piazzetta beim Kanal von St. Marco stehen zwei große Säulen von Granit, die größesten in der Stadt, aufgerichtet. Zwischen diesen wurden gewöhnlich die Todesurtheile vollzogen, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwischenraum ruht, und jede Person von Ansehen, besonders ein Patrizier, hütet sich wohl, zwischen durch zu gehen.

Auf der einen von diesen Säulen steht ein geflügelter Löwe von Metall, auf der andern (welche man auf unserm Bilde im Hintergrunde erblickt) die Bildsäule des heiligen Theodorus, ersten Schutzpatrons der Stadt Venedig. In seiner rechten Hand hält er e n Schild, eine Lanze in der Linken. In einer kleinen Entfernung von diesen Säulen liegt im Kanal St. Marco die rothe Verbrecher-Galeere, das gewöhnliche Gefängniß der in Seediensten stehenden Personen.

Der vierte Platz des St, Marcus ist zwischen der Mittagsseite des Pallastes und dem Kanal von St. Marco, von der Brücke della Paglia bis an den Fischmarkt.

Diese vier Plätze bilden zusammen den großen Marcusplatz, der gänzlich mit Quadersteinen eingelegt und so schön ist, daß Petrarca von ihm schrieb: Platea, cui nescio, an terrarum orbis parem habeat. (Ich weiß nicht, ob es auf der Welt noch einen solchen Platz giebt.)

Die Schwätzer.

Eine Fabel.

Der Schutzgeist eines großen Reichs erschien einst im Rathe Gottes und klagte, daß eine Menge unnützer und böswilliger Schwätzer alle seine Bemühungen zum Glück seiner Schutzbefohlnen vereitelten. Gott liebte den Geist und sein Reich und winkte einem Weisen, der einst auf Erden das Schweigen gelehrt hatte und nun schon über zweitausend Jahre zu den Füßen des Ewigen saß; die Seele des Weisen stieg wie ein Schatten in dem Glanze des ewigen Lichts empor und Gott sprach: „Mein Sohn, dein Thun unter den Menschen hat mir gefallen; du weißt, wie ihre Zungen zu binden sind, leiste dem Guten einen Dienst." Der Schatten loderte entzückt auf wie eine Flamme, floß um die Füße Gottes, als wollte er sie küssen, und war dann verschwunden. Zu derselbigen Zeit aber erscholl in jenem Reiche der Ruf von einem seltsamen Manne, der m t allerlei Gethier durch das Land zog: es war der Weise, welcher seine

Sendung begonnen hatte und unter dem Volk, das sich an den Künsten seiner Thiere ergötzte, diejenigen erspähte, welche ihrer Zunge nicht gebieten konnten.



Einst sah er einen Mann, der sich durch sein Geschwätz ein Ansehen bei dem Volke erworben hatte; sein Hausstand war zerrüttet, seine Kinder waren übel erzogen, dennoch schwatzte er immer viel, wie Alles anders seyn müßte, und kein Gesetz des Königs war ihm weise, keine Verordnung der Obrigkeit nützlich genug. Dieser Mann verschwand, als der Weise hinwegzog, aber die Zahl der Papageien, welche dieser mit sich führte, war um einen vermehrt. In einer andern Stadt, die reich und blühend war unter ihren Schwestern im Lande, fand er einen Menschen, der allen Leidenschaften fröhnte; ihm war der Arzt nicht recht, weil er aus Weisheit gewisse Speisen verbot, der Prediger nicht, weil er an Pflicht und Gehorsam erinnerte, der König nicht, weil er durch seine Gesetze allen Lüsten, welche dem Nächsten schaden können, einen Zaum angelegt. Der Mensch war ein Freiheitsschwätzer und zierte in der nächsten Stunde die Sammlung des Weisen als Papagei; seine Anhänger forschten vergebens nach ihm und zerstreuten sich. Dann fand der Weise einen Mann, der durch seine giftige Zunge das Wohl Aller untergrub, welche in seine Nähe kamen; er jagte den Frieden aus Vieler Herzen und freute sich; er sah manchen Unerfahrnen durch seine lügnerischen Künste

dahin sterben und war fröhlich darüber. Er wurde ein Papagei; und so sammelte der Weise die schädlichen Zungen des Reiches und verkaufte je ein andres Thier, wenn er einen neuen Papagei erwarb, bis seine ganze Gesellschaft aus diesen Vögeln bestand. Nun zog er mit ihnen in eine Wüste, wo er sich in einer Höhle niederließ und die Sünder dadurch strafte, daß er, ihrem thierischen Instinkt zuwider, ihnen ein Schweigen von drei Jahren auflegte. Nur jeden Morgen mußten sie ihm den Spruch nachsagen: „denke daran, o Mensch, daß dir die Natur zwei Ohren zum Hören gab und nur einen Mund zum Reden;" jeden Abend stellte er einen Todtenkopf vor ihnen auf und sagte folgenden Spruch, den sie ebenfalls wiederholen mußten: „das Leben ist kurz, das Geschwätz ist lang; es frißt Euer Leben, bis es aussieht wie dieser Schädel; aber Ihr habt Hände, die wollen auch Zeit haben, das Herz will seinen stummen fröhlichen Tag haben und der Kopf seine Gedanken im Stillen sammeln — Ihr Schwätzer, denket an den Tod!" Einer unter den Papageien sprach die Sprüche immer drei bis vier Mal, es war der lächerliche Schwätzer, dem Reden Athmen war und Plappern Denken. Als nun die drei Jahre um waren, lösete der Weise den Zauber und erschrak fast vor der Wirkung: Keiner hatte sich gebessert und Jeder schien jetzt das Versäumte wieder einbringen zu wollen. Der Weise fesselte ihre Sprache noch für eine Nacht und fragte Gott, was er thun solle. Am andern Morgen war der giftige Schwätzer gestorben; die andern ließ der Weise als Papageien in die Wälder fliegen und sprach: „Ich habe Euch des verliehenen Kleides werth gefunden, tragt es bis an Euer Ende! Den Menschen sollt Ihr nicht am Guten hindern, doch der Baum wird wachsen und grünen trotz Eurem Schreien." Das lächerliche Geschöpf aber, welches, nur um das unruhige Maul zu beschäftigen, die Sprüche wiederholt hatte, sandte er unter die Menschen zurück mit den Worten: „Geh' und vergnüge die Menschen durch deinen endlosen Unsinn; um das Lächerliche sammeln sich keine Jünger." Der Weise ging wieder zu Gott, und die Krankheit des Reiches war geheilt.

A. G. Gentzel.

Die ältesten Fibel-Bilder.

Es hat mir viel Mühe gemacht, ein Exemplar der ganz alten Fibel zu bekommen, und es möchte manchem Andern noch schwerer gelingen. Deshalb gebe ich einmal diese alten Fibel-Bilder, mit der Bemerkung, daß in den Reimsprüchen zu den Bildern immer ein tieferer Sinn oder eine Sittenlehre liegt, die man vielleicht bisher nicht darin gesucht hat. Schon Jean Paul hat bekanntlich dem Verfasser dieser Fibel ein Ehrendenkmal gesetzt, in dem „Leben Fibels"; doch ist unser berühmter Landsmann auf die Deutung jener Reimsprüche nicht näher eingegangen, weshalb ich sie versuche, wenn auch nicht in Jean Pauls Geist, dessen man nicht so leicht habhaft wird.



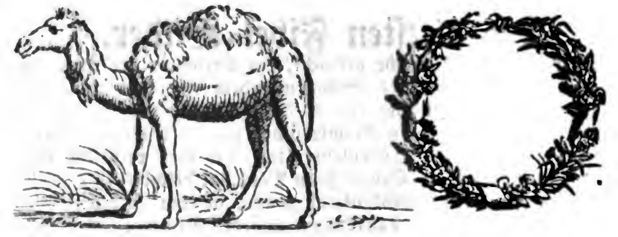
Ein Affe gar possierlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Jean Paul bemerkt, daß für Affe erst hätte Adam stehen sollen, der gleichsam Repräsentant des Menschengeschlechts ist; hat man einmal dies und den Apfel, so kann die Leuchte zu diesem Spruch nicht fehlen; er will sagen: Höchst possierlich sind solche Menschen, die eben nur als äffische Nachahmer vom Apfel der Erkenntniß essen; die Aufklärung bedarf immer eines eigenthümlichen Verstandes, um nicht falsch zu wirken.



„Wie grausam ist der wilde Bär
Wenn er vom Honigbaum kommt her."

Das heißt nicht mehr und nicht weniger als: Wenn es dem Bruder Talpatsch wohl ergeht, ist gar kein Auskommen mit ihm.



Cameele tragen große Last,
Ein Cränzlein ziert den Hochzeitsgast.

Unbedenklich eine Anspielung auf Lasten, die man im Ehestande zu tragen hat und tragen soll; das Cameel mit seiner Last ist gleichsam den Hochzeitlern als Muster empfohlen, wenn zuweilen das leichte Hochzeit-Kränzlein nach und nach immer schwerer wird.



Der Dachs im Loche beißt den Hund,
Soldaten macht der Degen kund.

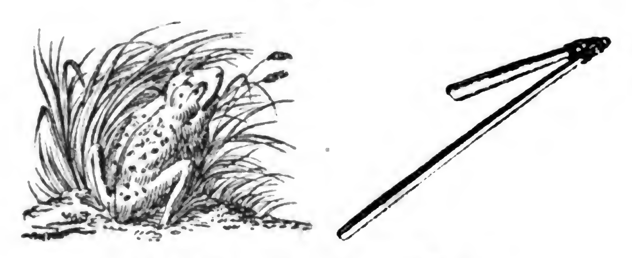
Wieder sehr leicht auszulegen: Es ist keine Kunst, bis an die Zähne verschanzt seinem Feinde weh zu thun, der wackere Streiter aber hilft sich offen und mit den Waffen, die er in seinem Beruf führt. Das wäre eine gleiche Lehre als die, welche aus folgenden, von noch älterer Zeit uns überlieferten Reimen spricht:

„Als Kämpe steh' auf freiem Feld,
Dem Feind werd' nie ein Bein gestellt
Mit Hinterhalt und Trug der Welt."

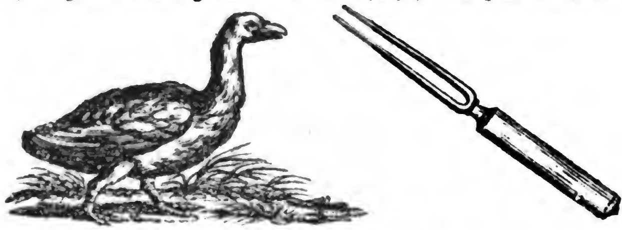


Der Esel träget schwere Säck;
Mit Ellen mißt der Krämer weg.

Der Esel, das gutmüthige Wesen, trägt was man ihm aufpackt; der spekulative Krämer aber weiß sein Waaren-Bündel leichter zu machen, ein Stückchen nach dem andern davon los zu werden, und zwar zu seinem Vortheil. Der Spruch giebt die Lehre: daß man Lasten sich erleichtern und einen Gewinn davon ziehen soll, sey es nun ein moralischer oder materieller; — wenn man nämlich kein Yah-Bruder ist.



Der Frosch Coac schreit Tag und Nacht,
Der Flegel gar sehr müde macht.
Bei einem leichten und unnützen Geschäft hält's Einer wohl Tag und Nacht aus, einem tüchtigen Arbeiter aber soll man auch seine Erholung und Ruhe gönnen. Eine einfache, aber gute Wahrheit!



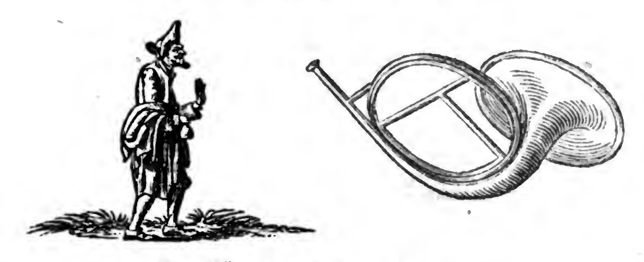
Das Fleisch der Gänse schmecket wohl,
Die Gabel es zerlegen soll.
Dies Sprüchlein wiederholte mir mein Großvater oft genug, wenn ich das Fleisch mit den Fingern nach dem Munde führte, und ich fand nachher die Gabel viel gütiger, die schlug nicht gleich auf die Finger, wie es zuweilen der Großvater that, obwohl er auch Recht hatte; — warum hielt ich meine Hand für eine Gabel!



Gebratne Hasen sind nicht bös,
Der Hammer giebt gar harte Stöß.

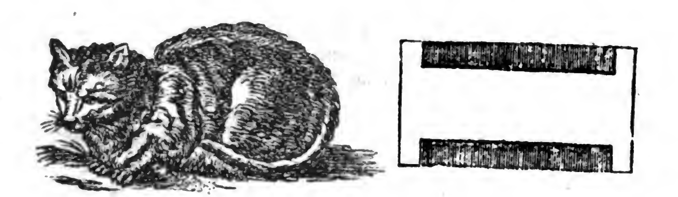
Allerdings kein übler Braten, der Hase, doch nur ein leichter; wer aber bei den harten Stößen sich ausarbeitet, bedarf einer derberen, füllenderen Kost, ihm muß nicht nach dem spärlichen Hasenbraten gelüsten, wenn er seinem vortrefflichen Magen genug thun will. Da kommt uns Abraham a Santa Clara zu Hülfe, der in seiner derben Weise einmal sagte:

„Was soll'n dem Bauersmann Lampreten,
Was soll dem Schmidt ein Täubelein!
Sie mögen an ein Rindstück treten
Und hau'n dort gleich den Wölfen ein."



Der Jüde schindet arme Leut,
Das Jägerhorn macht Lust und Freud.

Der Wucherer sucht seine Beute im Elend Anderer; man soll aber, wie der Jäger, seinen Erwerb auf freier, frischer Fährte suchen, da hat Einer Lust und Freude daran, während Jenem von seinem Gewissen vergolten wird, das ihm begegnet, wie er den Armen.



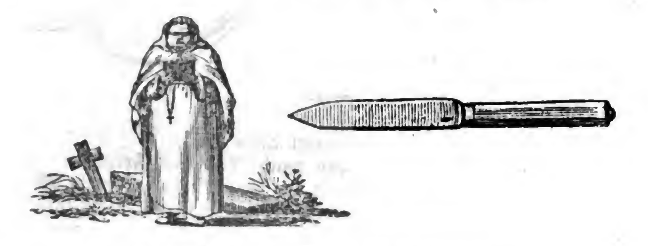
Die schlaue Katze frißt die Mäus
Der Kamm herunter bringt die Läus.

Die Katze hält eine Reinigungs-Jagd im Hause, der Kamm auf deinem Haupte. Bei mir zu Haus gab's wieder etwas auf die Finger, wenn wir nicht der schlauen Katze nachahmten und unsre Jagd zu rechter Zeit anstellten.



Geduldig ist das Lämmelein,
Das Licht giebt einen hellen Schein.

Wer ein Lämmlein ist im Leben, soll sich der Geduld ergeben; wer ein Licht seyn will der Erde, sorge daß es hell auch werde; halbes Licht giebt große Schuld: rein von ihr hält sich Geduld!



Der Mönch zum Beten ist verpflicht't,
Mit Messern stich bei Leibe nicht.

Der Mönch war und ist zum Beten verpflichtet; das ließ er aber zuweilen bleiben und jagte dem Volke mit stachlichten Worten Schärfe in's Blut; wenn man dir also statt des Gebets ein schneidend Werkzeug gegen Gesetz und Ordnung giebt, da brauch' es bei Leibe nicht!



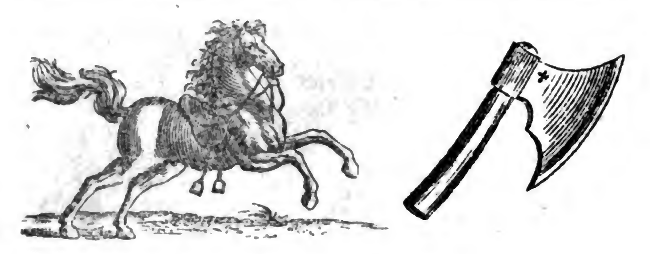
Die Kloster-Nonne muß thun Buß,
Ein'n Nagelbohr man haben muß.

Hier den Sinn zu finden, das könnte mir beinah den meinigen verdunkeln; ich weiß nämlich nicht recht, ob es heißen soll: bei der Buße bohre den Nagel der Eitelkeit aus dem Hirn, die falschen Gelüste aus dem Herzen, oder aber: man gebe den Tugenden Nägel, man befestige sie; — am besten ist's, man thut Beides.



Der Ochse stößet, daß es kracht,
Das Ohr zu hören ist gemacht.

Der Unbändige will Alles mit Wuth und Gewalt durchsetzen; wer sich selbst achtet, der hört und untersucht, und kehrt so mit Vernunft und Sanftmuth Alles zum Besten. — Freilich giebt's auch der Unbändigen unter den Menschen solche, die dem Spruche verfallen: „Eh fliegst du, ob die Federn fehlen; eh lehrst den Krebs du vorwärts geh'n; eh wirst des Erdballs Sand du zählen; den Rappen eh gewaschen seh'n zu einem Schimmel; eher backen im kalten Ofen trefflich Brod, als daß du eines Trotz'gen Nacken mit aller weisen Lehren Zunft dir beug'st zum Dienste der Vernunft!"



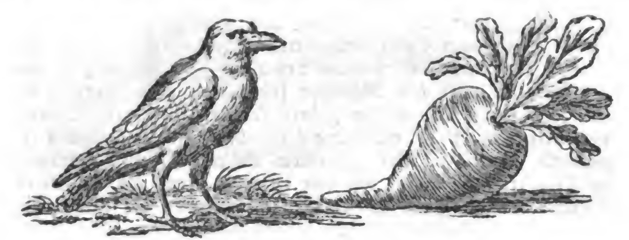
Ein Pferd dem Reiter stehet an,
Das Beil gebraucht der Zimmermann.

Jedem das Seine! Der Handwerker soll nicht auf Pferden stolziren, nicht in das Hochtrabende sich begeben wollen; ihm steht es wohl an, und ihm bekommt es am besten, sich an seinen Beruf, in seinen Schranken zu halten, und sich dessen nicht zu schämen, was ihm sein Brod bringt.



Was Wunder? die sehr rothe Kuh
Giebt weiße Milch, Quarkkäs dazu.

Nicht nach dem Aeußern urtheile, nicht äußere Merkmale sind es, die über Nützlichkeit oder Werth der Dinge entscheiden; in dem Haupt mit rothem Haar z. B. kann ein tüchtiger Verstand, in der schiefen Gestalt viel innere Tüchtigkeit wohnen. Jene Verse drücken eine solche Regel zwar nicht besonders poetisch, auch nicht allzu scharf aus, aber es läßt sich doch nicht leicht eine andre herauslesen.



Der Raben Lied ist Grab, Grab, Grab!
Vom Rettig man den Koth schabt ab.

Der Mensch soll den Grabesruf nicht überhören, und wohl bedenken, daß jedes Erdgewächs, also auch der Mensch, der Reinigung vom Staube bedarf.



Die Sau im Koth sich wälzet sehr,
Das Scepter bringet Ruhm und Ehr.

Wer seinem Gelüst folgt, wird im Niedern bleiben; wer das Scepter der Selbstbeherrschung führt, sich erheben.

„Begehre mehr nicht Herr zu seyn der Erde
Als von dem Theil, aus dem du selbst besteh'st;
Das ist der Segen von des Schöpfers „Werde!“ —
Das ist der Weg, auf dem zu Gott du geh'st!“



Vorm Trachen uns bewahre Gott,
Die Trage bring' aus aller Noth.

Der Verfasser der Fibel war ein Sachse, er verwechselte D und T zuweilen, wie man sieht, das verändert aber nichts an seiner guten Lehre, mit der er sagt: Ein Drache (Jeder mag ihm die Gestalt geben, die ihn am meisten schreckt) ist so grauenhaft, daß dem, der nicht von ihm los kann, am besten wäre, die Tragbahre brächte ihn aus aller Noth; „denn das Grab ist erquickender, als Pallast oder Hütten, in der ein Drache hauset.“



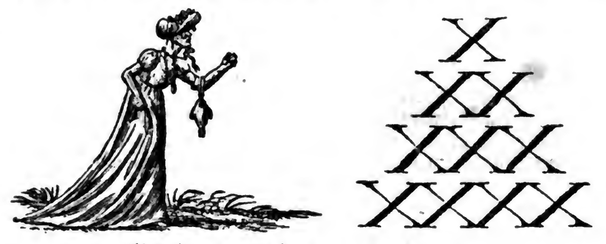
Der Vogelfänger früh aufsteht,
Er fragt nicht, ob die Uhr recht geht.

Wer einen Fang machen will, muß immer eher da seyn als der oder das zu Fangende; — „Gelegenheit harrt nicht der Zeit, die Zeit harrt der Gelegenheit!“ — item: man muß das Eisen schmieden, wenn's warm ist, und giebt es Arbeit, muß man ihr auch die Stunde der Ruhe oder des Vergnügens opfern können. Gehe hin und thue danach!



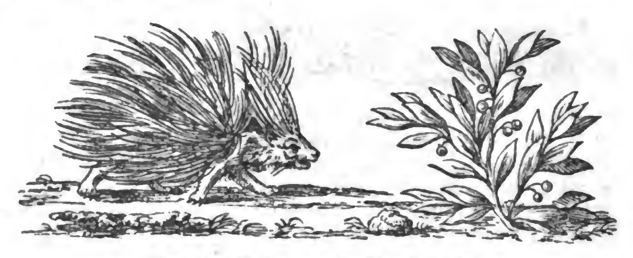
Der Wolf das Schäflein frißt mit Haß,
Der Tischer braucht das Winkelmaaß.

Wer nur im Vortheil sein Maaß findet, vernichtet in seinem Haß sogar die Unschuld; aber der Gebrauch des Maaßes, das Erwägen und Prüfen erschafft selbst aus dem Rohen das Nützliche und Schöne.



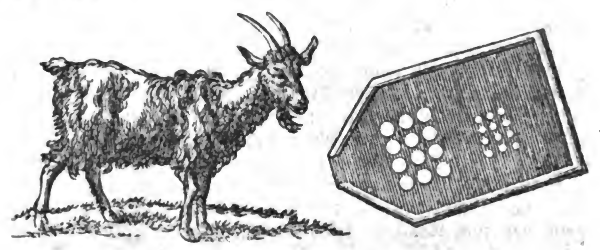
Xantippe war eine arge Hur',
Die X mal X macht Hundert nur.

Xantippe wird oft so genannt, wie unser Fibel-Poet sie nennt; daß er nun X mal X hinzusetzt, ist freilich etwas injuriös, es mag heißen: Hundert nennen Diesen und Jenen mit einem Schimpf, der ihnen wohl gar selber gebührt. Wer's aber nicht übel nimmt, ist ja über die Hundert hinaus!



Des Ygels Haut voll Stacheln ist,
Nach Jüdenkirschen mich gelüst.

Ygel ist bekanntlich keine ehrenwerthe Bezeichnung; man denkt sich darunter ein Wesen, das wenig oder nichts nutzt und doch seine Stacheln fühlen läßt, obenein gar schlecht aussieht; bei der Judenkirsche ist auch kein bedeutender Nutzen wahrzunehmen, aber sie sieht doch artig aus. Wenn man bei zwei nicht sehr nützlichen Dingen die Wahl hat, gelüstet Einen doch eher nach dem Glatt-Artigen, als nach dem Verletzenden. Es ist eine Regel für das gesellige Leben.



Die Ziege Käse giebt zwei Schock,
Das Zahlbrett hält der Ziegenbock.

Die Ziege kann der Käse wohl mehr geben, der Fibel-Poet meint aber: Alles mit Maaß. Da steht jedoch Einer mit dem Zahlbrett daneben, und nimmt dem ergiebigen Wesen wohl gar Saft und Kraft, und das Mark aus den Knochen, wenn es nur Geld bringt. Soll ich's kurz sagen, so paßt der Spruch besonders auf diejenigen Ehemänner, die ihre Weiber in Arbeiten sich abquälen lassen, und das Geld ruhig für sich hinnehmen.

So denke ich angedeutet zu haben, daß in den alten Fibel-Versen ein tieferer Sinn liegt, als bei dem flüchtigen Lesen heraustritt, vielleicht ein tieferer noch, als sich mir erschloß. Wer sie aber besser zu erklären weiß, kann es ja thun; ich bin auf meine Auslegung nicht erpicht, denn ich habe die Fibel mit Nutzen gelesen, und mich frühzeitig gewöhnt, nach ihren Lehren mich zu richten.

Bertram.

John Gilpin.

Ein Reise-Geschichtchen; frei nach dem Englischen. *)

John Gilpin war ein Bürgersmann, geehrt durch Ruf und Sitte; Nachtwächter-Capitain sogar, mithin berühmter Britte. — John Gilpin's Weib sagt einst zu ihm: „Es sind nun zwanzig Jahre daß wir vermählt, so lang' auch schon, daß ich aufs Land

*) Dies Gedicht ist in England zum Volksbüchlein geworden, und wird in der Uebersetzung hoffentlich auch manchem Deutschen behagen.

nicht fahre. — Schon Morgen zwanzig Jahr, daß wir die Hochzeit celebrirten! — wie wär's, wenn wir nach Edmonton ein wenig uns kutschirten? — Die Schwester und mein Schwesterkind, ich, mit den dreien Knaben, wir fahren in der Kutsche hin — du kannst zu Roß dann traben. — Du, Johnchen, hörtest leider nicht, was schon die Nachbarn sagten: man spricht wohl mehr von Knickerei, wenn wir die Fahrt nicht wagten!" — Er sprach: „Von allen Frau'n der Welt bewundre ich nur Eine; und fragt die Welt, wer diese sey? so zeig' ich auf die meine! — Drum sey gethan wie Du gesagt — brauch' ich doch nichts zu pumpen; ich bin ein Leinwandsfabrikant — und der läßt sich nicht lumpen! — Schick' nur gleich nach der Kutsche fort, für's Pferd will ich schon sorgen; mein guter Freund, der Appreteur, soll seinen Scheck mir borgen." — Und Mistreß Gilpin sprach: „So recht; doch theuer sind die Weine: wir nehmen eignen Most uns mit, dann spart man doch das Seine!" — Das rührte Gilpin's edles Herz — bis er's zum Weinen brachte; o welch ein Weib, das bei der Lust auf Sparsamkeit noch dachte! — Der Morgen und die Kutsche kam; bald war sie voll zum Knacken: sechs Wohlgenährte stiegen ein und mußten dicht sich packen! — Die Räder rollen und der Staub wird um sie her zur Wolke, die Steine rasseln — es erhebt ein Gaffen sich im Volke. — John Gilpin will auch schon das Pferd an seiner Mähn' umklammern; doch weil er wieder 'runter muß, so thut er's ohne Jammern. — Denn kaum daß er mit Müh' und Angst den Sattelbaum erklommen, so sieht sein Aug', das seitwärts lugt, drei seiner Kunden kommen. — Er ist herab; Verlust an Zeit drückt zwar die Laune nieder; verlornes Geld indeß — denkt er — kehrt nimmermehr uns wieder. — Jetzt endlich hat den Kunden er das Nöth'ge zugemessen, da kommt die Betty, heult und schreit: „Man hat den Most vergessen!" — „Potz Quälerei! — Gut; bring' ihn rasch, und auch die Bandeliere, woran erglänzt mein gutes Schwerdt, wenn ich im Dienst fungire." — Nun hat Frau Gilpin — daß der Most recht kühl und kräftig bliebe — ihn auf zwei Kruken, festen Steins, gefüllt, Herrn John zu Liebe. — Jedwede hatt' ein Henkel-Oehr, durch die zog John das Leder, umschnallend sie zu Links und Rechts — warum? das sieht wohl Jeder! — Balance muß zu Pferde seyn! um ganz sich aufzustutzen, hat er schon gestern zu dem Ritt den Mantel lassen putzen. — Echt mannhaft hing er ihn sich um, schwang auf sein Roß sich mächtig; das zog nun auf dem Pflaster hin höchst langsam und bedächtig. — Doch als es fühlte weichern Grund nun unter seinen Hufen, begann das Beest den raschen Trab, trotz Meister Gilpin's Rufen. — „Halt, Schimmel! halt!" — es war ein Scheck — doch weder Scheck noch Schimmel hielt still; hin flog es im Galopp, dem Blitzstrahl gleich am Himmel. — Gekrümmt, wie Jeder anzuschau'n, der aufrecht nicht kann sitzen, krallt er sich in die Mähne ein, und übte sich im Schwitzen. — Sein Roß, dem noch im Leben nie solch Krallen

vorgekommen, verwunderte darob sich schier, und wurde baß beklommen. — Kein Wunder daß es Reißaus nahm in Angst vor solchem Reiter; so gings denn über Stock und Stein durch dick und dünne weiter. — Und willst du, oder willst du nicht — mit muß John, ohne Gnade; er hat sich wahrlich nicht versehn solch einer Galoppade!



Stramm blies der Sturm, sein Mantel flog gar malerisch im Winde, bis endlich — Knopf und Schlinge riß — er ihm entflog geschwinde. — Da wurden Allen offenbar die Waffen unsres Helden: zwei Kruken, baumelnd rechts und links, wie ich zuvor thät melden. — Die Hunde bellten, Kinder schrie'n — man glotzt' aus allen Fenstern, hurrah! rief Alles; John jagt hin, als flöh' er vor Gespenstern! — Doch John flog hin — wer sonst als er! und ließ die Hunde bellen. „Hurrah!" erschell es hinter ihm — „John reitet einen Schnellen. — Seht! seht! John hat sich ritterlich Gewichte umgehangen! der Schecke ist ein Vollblutsroß, womit was anzufangen!" — Und immer noch jagt Gilpin fort, und jaget weil er mußte; wobei der Schlagbaum-Wächter rasch das Thor zu öffnen wußte. — Und nun, als John sich unterm Thor thät auf der Mähre bücken, zerschellen beide Kruken ihm und er behält nur Stücken. — Der edle Most rinnt in den Sand, weh, es ist Jammerschade! des Renners Schenkel rauchen sehr als wie

im heißen Bade. — Doch immer noch führt unser John im Sattel die Gewichte — : die Krukenhälse flinkern ihm zur Seit' im Sonnenlichte. — So stürmt er ohne Ruh und Rast wohin der Scheck ihn leitet, bis allen Sumpf von Edmonton nun glücklich er durchreitet. — Hier fliegt der Koth gar lustig fort zu beiden Weges-Seiten, ein lebenvolles Schauspiel war's, das ist nicht zu bestreiten. — Sein trautes Weib, in Edmonton, gewahrt ihn schon von Fernen, und staunt vom Söller ob der Kunst, die Gilpin thät erlernen.



— „Halt, Gilpin! John! hier ist das Haus!" schrei'n Alle ihm entgegen; „die Suppe steht schon auf dem Tisch!" doch John schreit: „Meinetwegen!" — Und halten möcht' er; doch das Roß will gar nicht, wie der Reiter; warum? sein Eigner hat ein Haus zu Ware, vier Stunden weiter. — Hin fliegt es, wie ein rascher Pfeil von starker Hand entsendet; und hier ists, wo die Reisemähr in erster Hälfte endet. — Hin flog Gilpin, ganz athemlos und sicher wider Willen — bis an des Freundes Haus zu Ware der Scheck den Lauf thät stillen. — Der Appreteur, verblüfft zu se'n Freund John in solchem Staate, der watschelt hastig vor die Thür, in vollem Hausornate. — „Ei, ei, Freund John! woher so schnell? was giebts für Neuigkeiten? sagt an: warum mit bloß'm Kopf ihr her nach Ware thut reiten?" — Freund Gilpin war

ein witz'ger Mann, und liebte Spaß zuweilen; so thät er denn dem Appreteur die Kunde so ertheilen: — „Ich kam, weil's euer Roß gewollt — es ist, Goddam! kein träges! mein Hut sammt Atzel kommen nach, sie blieben unterweges!“ — Der Appreteur, vergnügt, den Freund so aufgeräumt zu finden, kehrt schweigend in das Haus zurück — warum? will ich verkünden. — Er ging zum Schrank, sich zu verseh'n mit Hut, Rock und Perücke; es waren unbezweifelt noch sehr wohl erhaltne Stücke. — Er hielt sie in die Höh' und sprach, um seinen Witz zu weisen: „mein Kopf ist zwar nochmal so dick, doch, Freund, die Noth bricht Eisen. — Laßt mich zuvor nur noch den Koth von eurem Antlitz schaben; dann kommt, und eßt und trinkt euch satt, denn ihr müßt Hunger haben.“ — „Heut ist“ — sprach John — „mein Hochzeitstag; es wäre unverzeihlich äß' meine Frau zu Edmonton allein; — lebt wohl, 's geht eilig!“ — Und somit wandt' er sich zum Scheck: „Ich ließ Dir her den Willen; nun sollst Du auf dem Rückweg auch den meinen mir erfüllen.“ — O unglückselig Jammerwort! o unbedachtes Prahlen! ach, John Gilpin! wie mußtest Du so theuer es bezahlen!



— Denn kurz, eh noch das böse Wort ganz seinem Mund' entfallen, ließ in der Näh' ein Esel laut sein I—ah! rings erschallen. — Darob gerieth das edle Roß in ungemeinen Schrecken; was nun

geschah', will ich euch gleich, wenn ihr's nicht merkt, entdecken. — Das Thier, als hätt' ein Löw' gebrüllt, will neuem Schreck entrinnen, und jagte, wie es her gerannt, nun stürmend auch von hinnen! — Hin flog Gilpin, Perück' und Hut verzierten bald die Straßen noch rascher als das erste Mal, weil sie zu flügge saßen. — Nun thät Frau Gilpin, als sie sah den Ehherrn galoppiren so ohne Hülf', ins offne Land — die Börse rasch entschnüren. — Und zog heraus 'ne halbe Kron', gab sie dem Pferdeknaben: „Bringst Du mir heil den Mann zurück, so sollst Du mehr noch haben!" — Der Bursch' besteigt rasch eine Mähr' und reitet John entgegen, begegnet ihm auch, wie man wohl begreift, auf halben Wegen. — Den Ueberschuß der halben Kron' mit Ehren zu verdienen, will er sich eines raschen Griffs nach Schecks Geriem erkühnen. — Allein der schöne Griff ging fehl; drob ward der Scheck noch toller, und rannte scheu und schnaubend hin als wie im ärgsten Koller. — Hin flog Gilpin, und hinter ihm der Postknecht wie der Teufel; das Beest das wollte jochesfrei sich machen ohne Zweifel. — Sechs Gentlemens auf offner Straß' — die sehn John Gilpin rennen, den Postknecht keuchend hinter her, und schreien was sie können: — „Halt auf den Dieb! Spitzbube! halt!" und ohne viel zu fragen, beginnt, wer just des Weges zog, John Gilpin nachzujagen. — Und wie vorher flog auf das Thor als ob es Flügel hätte; die Wächter dachten immer noch, John ritte so zur Wette. — Das that er denn ganz sicherlich und hat sie auch gewonnen: er war ja aller Fährlichkeit mit heiler Haut entronnen! — Nun aber singt der Rettung Heil! Heil John Gilpin! für immer! und wenn er wieder reiten muß, ergeh' es ihm nicht schlimmer!

Karrikatur.

Ein Karrikaturist hat in seiner mißlaunigen Ansicht die Verhältnisse des Theaters so im Argen gesehen, daß er in obigem Bilde eine Darstellung entwarf, wonach er das Bühnenwesen zugleich mit einer Restauration in leiblicher Nahrung verbunden betrachtet, allerdings noch mit anrüchigen Nebenzwecken. Während auf der Bühne eine tragische Scene aus irgend einem dichterischen Meisterwerk gespielt und die erste Heldin, von den Furien umtanzt, ermordet wird, küßt von einer Loge auf der Bühne aus, die von lauter Verehrern und Verehrerinnen körperlicher Reize in Beschlag genommen ist, ein Anbeter der theatralisch Sterbenden die Hand, und vom ersten Range fliegen lüsterne Blicke dorthin. Im Parterre macht „Marquis Posa" einer reichen Alten die Cour; die „Jungfrau von Orleans", von ihrem kleinen Sprößling umfaßt, verwaltet nebenher auf einträgliche Weise das Amt eines Schenkmädchens, und während des Kusses, den ein junger Herr eben bei ihr anbringt, spitzt ein alter Herr dahinter schon zu Gleichem den Mund. Einer der

Zuschauer ist, wie man sieht, eingeschlafen, nicht vom Mangel des geistigen, sondern vom Ueberfluß des leiblichen Genusses, und die Indifferenten schauen, die dampfende Cigarre oder Pfeife im Munde, den verschiedenen Spaß mit an, während der Rezensent oder der Satyriker seine Glossen darüber gleich zu Papiere bringt, und, nach der Rolle in der Tasche zu urtheilen, schon eine gute Ausbeute gemacht hat.



Es geht bei manchen herumziehenden Theater-Truppen freilich ähnlich zu, wie es hier abgebildet ist — der Erwerb wird vervielfacht; denn nach Krähwinkel kommen selten Künstler, mehr nur die aus guten Gründen von der Kunst Verlassenen, die auf allen Wegen nach Brod gehen, und just in den kleineren Orten den zu ihren Zwecken tauglichsten Anhang finden. — Dagegen sind diese, fast dem Mitleid verfallenen Handlanger am Thespis-Karren auch zum Theil wieder sehr genügsam. Referent erinnert sich aus seiner Jugendzeit, daß er auf einer Fußwanderung mit noch dreien Kameraden in dem Wirthshause eines Fleckens Schauspieler antraf, die schon bis in die Mitte eines Stücks vorgerückt waren. „Schade!" sagten wir; „gern hätten wir's auch mit angesehen!" — „Meine Herren!" sagte die Billetverkäuferin; „sie sind ihrer Vier. Das Entree kostet zwei Batzen, geben sie Jeder vier, so fangen wir das Stück noch einmal an!"

Von der schönen Königin im Thurm.

(Aus dem Volksbuch: „Von den sieben weisen Meistern.")



Als die Kaiserin hörte, daß des Kaisers Sohn von seinem Meister beim Leben erhalten worden, sprach sie voller Betrübniß und Traurigkeit zu dem Kaiser mit kläglicher Stimme: Ach! ich werde mir noch vor großem Leid das Leben selbst abkürzen müssen. Da sey Gott für, sagte der Kaiser, liebste Gemahlin, sie gedenk an solche Dinge nicht. Die Kaiserin sagte: soll ich denn so große mir zugefügte Schmach ungestraft erdulden! Fürwahr es wird ihm nicht anders ergehen, als jenem Könige mit einem Ritter. Liebste Gemahlin, antwortete der Kaiser, sie erzähle mir, wie ist ihm geschehen! Ich wills thun, sagte sie, und erzählte folgendes: Ein König hatte eine Gemahlin, welche mit einer fast unvergleichlichen Schönheit begabt war, die er auch sehr liebte; um nun sich ihrer desto besser zu versichern, und damit sie nicht auch andere mit ihrer Schönheit in gleicher Liebe entzünden möchte, verwahrte er sie in einem Thurm, und trug den Schlüssel stets bei sich. Es war aber zur Zeit ein Ritter von vornehmem Geschlecht in fernen Landen, demselben träumte einst in der Nacht, wie er die Königin sähe, entbrannte auch zugleich gegen sie, daß er auf Mittel und Wege bedacht war zu ihr zu kommen. Gleicher Zeit träumte auch die Königin, als ob sie den Ritter sähe, und wurde auch so begierig nach ihm, daß sie meinte sie könnte nicht leben, wenn sie ihn nicht sehen sollte. Der Ritter aber war sehr begierig, die Königin zu sehn, setzte sich auf und kam in eine Stadt, allwo die Königin in

dem Thurm verwahret war. Als er nun einsmals mit seinem Diener vor der Burg spazierte, saß die Königin im Fenster, daß sie die Vorbeigehenden sehen konnte. Doch der Ritter sahe ohngefähr über sich, und erkannte sie, gab ihr gleich darauf seine Liebe durch eine wohlklingende Arie zu verstehen. Als die Königin solches hörete, und ihn sahe, erkennete sie ihn für den Ritter, von dem ihr geträumet. Der Ritter indessen ging alle Tage um die Burg herum, und suchte Gelegenheit, der Königin sein Anliegen zu offenbaren, welche ihn auch endlich durch einen Brief ihrer Gegenliebe versicherte; worauf sich der Ritter in allen Turnieren und Ritterspielen dermaßen hervorthat, daß er bei jedermann Ruhm und Preis erlangte. Als solches vor den König kam, ließ er ihn zu sich fordern, lobte ihn wegen seiner tapfern Ritterthaten, und bat, daß er an seinem Hof bleiben möchte. Der Ritter antwortete: Euer Majestät Begehren laß ich mir gefallen, doch bitte ich unterthänigst, Euer Majestät wolle mir zuvor eine Bitte gewähren. Der König versprach ihm zu geben, was er begehren würde, worauf der Ritter bat, daß Ihro Majestät ihm allergnädigst erlauben wollen, ein Haus an die Mauer und den Thurm der Burg zu bauen. Als ihm der König nun solches vergönnet, bestellte er alsobald Maurer und Zimmerleute, die ihm ein Haus an den Thurm, da die Königin innen war, bauen sollten. Da solches gänzlich aufgeführt, bat er einen Maurer, daß er ihm heimlich ein Loch durch die Mauer des Thurms machen sollte; da solches der Maurer gemacht hatte, tödtete ihn der Ritter, damit es nicht offenbar würde. Nach diesem ging der Ritter hinein zu der Königin, grüßte sie, nächst Vorstellung seiner pflichtschuldigen Dienste demüthig. Als die Königin ihn sah, sprach sie: Wo kommt ihr hieher, da doch der Thurm verschlossen? Der Ritter sprach: Gnädigste Frau, die große gegen euch tragende Liebe hat mich gezwungen, ein Loch durch die Mauer machen zu lassen, und verhoffe, sie wird jetzund mich ihrer wirklichen Gegenliebe genießen lassen, denn sie ist die Allerliebste, von der mir geträumt. Ach, sprach die Königin, behüte Gott, daß ich solche Untreu an meinem Herrn, dem König begehe. Da der Ritter hörte, daß der Fuchsbalg nicht helfen wollte, kehrte er die Löwenhaut hervor, und drohte ihr den Tod, wo sie in sein Begehren nicht willigen würde, denn er Jahr und Tag, ihre Liebe zu erwerben, gekämpft hätte. Als die Königin den Ernst sah, gab sie, aus Furcht des Todes, ihren Willen darein. Die Königin aber, einen bösen Ausgang in ihrer eignen Schande und des Ritters Tod besorgend, beschloß bei sich, solches in Ewigkeit Niemand zu sagen, und bei ihr ersterben zu lassen. Also ging der Ritter oftmals durch die Oeffnung in der Mauer zur Königin, die ihm auch endlich einen sehr kostbaren Ring verehrte, welchen ihr der König zum Zeichen seiner Liebe gegeben. Der Ritter indessen hielt sich in allen Turnieren sehr wohl, daß er den Preis davon trug, und dadurch bei dem König so große Gunst und Gnade erlangte, daß er ihn zu seinem Marschall machte. Als

auf eine Zeit der König sich mit dem Marschall auf der Jagd erlustiget, und bei einem Wald ganz ermüdet unter die schattigen Bäume zu ruhen sich niederlegte, entschlief der Marschall, und streckte die Hand, daran er den Ring hatte, von sich. Da der König den Ring ersahe, kennete er ihn, und gedachte an den Ring, so er seiner Gemahlin gegeben. Als der Marschall erwachte und merkte, daß der König den Ring gesehen, stellte er sich, als wäre ihm sehr übel, und bat den König, daß er ihm vergönnen wollte, heim zu reiten. Nachdem er Erlaubniß von dem König erlangt, machte er sich auf, und ging, sobald er heim kam, durch das Loch in den Thurm, und gab der Königin den Ring, so sie ihm gegeben, wieder. Der König, sagte er, hat ihn gesehen, und ich befürchte, er fragt nach ihm. Mit dem ging er wieder durch das Loch. Er war aber kaum hinweg, da kam der König, und begehrte von seiner Gemahlin, daß sie ihm den Ring, so er ihr zum Zeichen seiner Liebe gegeben, weisen wollte. Sie thät ihren Schrein bald auf, und ließ ihn den Ring sehen. Als er ihn sah, sprach er: Wie sieht der Ring des Ritters seinem so gleich! ich habe nicht anders vermeint, er sey gewiß dieser, und gerieth deswegen in bösen Argwohn. Also betrog die Stärke des Thurms den König, denn er vermeinte nicht, daß ein Mensch, ohne er, darein kommen könnte. Die Königin sagte: Liebster Herr und Gemahl, es darf ihn nicht wundern, dieser Ring kann des Ritters seinem wohl gleich seyn; daß er aber einen so bösen Argwohn wider mich schöpft, vergebe ihm Gott. Nachmals ließ der Ritter ein großes Mahl bereiten, wozu er auch den König lud, vorgebend, daß seine Liebste von Haus ihn zu besuchen komme, um welcher willen er die Gastung angestellt, als bäte er unterthänigst, Ihro Majestät wolle allergnädigst geruhen, ihm die hohe Gnade zu ertheilen, und dabei zu erscheinen. Der König bewilligte und erbot sich, ihm noch viel größere Gnade, als diese, zu erweisen. Auf dieses ging der Ritter durch das Loch zur Königin, und sagte, daß sie sich mit köstlichen Kleidern zieren sollte, denn sie müßte heut an seinem Tisch nebst dem König essen. Als nun die Zeit herbei kam, und der König sich bei der Gastung einstellte, kam auch die Königin mit kostbaren Kleidern angethan, und ihr Angesicht leuchtete mit überreicher Schönheit. Da sie der König ersah, fragte er, wer diese schöne Frau wäre? Der Ritter antwortete: Es ist meine Liebste. Also betrog die Stärke des Thurms abermals den König, daß er dem Ritter glaubte. Da sie nun zu Tische gesessen, mahnte die Königin den König mit lieblichen Worten an, daß er essen und sich lustig erzeigen sollte. Aber das Herz des Königs regte sich, daß er betrachtete, wie die Frau seiner Gemahlin in allen Geberden, Reden und Kleidern so ganz gleich, doch vermeinte, weil er den Schlüssel des Thurms bei sich verwahrte, es könne Niemand weder aus noch ein kommen. Nach geendeter Mahlzeit sagte der Ritter zur Königin, sie solle mit einem angenehmen Gesang den König belustigen, welches sie auch that, und

mit einer süßen Freudigkeit die Ohren und Herzen bezauberte, und alle Sinne bewegte, daß man hätte vermeinen sollen, die Luft sey mit einem holden Duft erfreulichst bestimmet, und zu einem Botschafter der angenehmsten Zeitungen gemacht. Als der König diese liebliche Stimme hörte, sprach er: Bei Gott, ich glaube, daß dieses meine Gemahlin, doch zweifle ich noch, denn ich habe die Schlüssel des Thurms bei mir. Also betrog ihn die Stärke des Thurms, denn er konnte fürwahr nicht sagen, daß diese seine Gemahlin, doch bat er den Ritter, daß er den Tisch aufhebe, denn er willens war, nach dem Thurm zu gehen, und die Wahrheit zu erforschen. Und ob zwar die Königin ihn mit allerhand kurzweiligen Gesprächen zu belustigen trachtete, auch ermahnte daß er hier der Fröhlichkeit pflegen, und der Königin dort sollte wohl seyn lassen, so mußte doch der Ritter endlich auf des Königs Begehren den Tisch aufheben lassen, da sich dann der König alsobald nach der Burg begab. Aber die Königin kam ihm durch einen nähern Weg zuvor, ging durch das Loch in den Thurm, und legte andre Kleider an. Als nun der König in den Thurm kam, und sie darinnen fand, umfing er sie und sprach: Liebste Gemahlin, ich habe nun zum andernmal an ihr gesündigt, denn ich heute mit einem Ritter Mahlzeit gehalten, dabei seine Liebste gewesen, welche ihr in allem dermaßen gleich ist, daß ich vermeint, sie sey es, weswegen ich mich auch her begeben, zu sehen, ob sie allhier ist. Ach! sprach sie, herzliebster Gemahl, wie mag er so böse Gedanken von mir fassen, ist doch der Thurm so fest verschlossen, daß Niemand ohne sein Wissen weder aus noch ein kann. So begiebt sichs auch oftmals, daß ein Mensch dem andern ganz ähnlich ist. Hiemit gab sich der König zufrieden, und schied wieder von ihr. Darnach kam der Ritter zum König, und sagte: Allergnädigster Herr! ich habe mich nun lange Zeit in euer Majestät Diensten aufgehalten, bin aber nunmehr, mit euer Majestät Einwilligung, mich wieder nach Hause zu begeben gesonnen. Doch will ich mich vor meinem Abschied mit meiner Liebsten, so euer Majestät jüngst bei der Mahlzeit gesehen, öffentlich trauen lassen. Als bitte ich, euer Majestät wolle mir für treugeleistete Dienste zuletzt noch diese Ehre erweisen, und sie mir mit eigener Hand geben. Solche große Gnade werde gegen euer Majestät mit geringen Diensten zu erwiedern mir höchsten Fleißes angelegen seyn lassen. Als nun der König hierein willigte, ordnete der Ritter einen Tag, daran er sich wollte trauen lassen. Da nun der Tag herbei kommen, und der König mit allen andern in der Kirchen versammlet war, hieß der Ritter die Königin durch das Loch gehen, da sie denn von zwei andern in die Kirche geführet wurde, und meinte jedermann, es wäre des Ritters Liebste. Als sie nun hinein kam, nahm sie der König bei der Hand, und gab sie dem Ritter, hernach wurden sie von dem Priester nach Christlichem Kirchengebrauche zusammengegeben. Als nun alles verrichtet, bat der Ritter den König, daß er doch seine Liebste bis zum Schiff, welches schon

segelfertig, begleiten wollte. Solches thät der König, und ging mit zum Schiff, vermahnte sie auch, daß sie ihren Ehemann vor aller Welt lieben, und ihm treu und gehorsam seyn sollte. Als solches geredet, wünscht' er beiden Glück zur Reise, nebst allem Wohlergehen an Leib und Seele.



Der Ritter und die Königin bedankten sich, und gingen zum Schiff. Der Schiffer zog die Segel auf, und fuhren mit gutem Wind davon. Der König stund am Ufer, und sahe ihnen nach, bis sie ihm aus den Augen kamen, darnach begab er sich wieder nach der Burg. Da er aber in den Thurm kam, und die Königin nicht fand, erschrack er; als er sich aber ein wenig umsahe, ward er des Lochs, da sie hinausgegangen, gewahr, und schrie mit kläglicher Stimme: Ach weh mir, der Ritter, dem ich so wohl getrauet, hat mich mit Untreue hintergangen und schändlich betrogen.

Lachende Köpfe.

Ein berühmter Künstler hat eine Reihe lachender Köpfe gezeichnet, und da wir bemerkten, daß man unwillkührlich mit lachen muß, wenn man in die Gesichter hinein schaut, wünschen wir, daß es unsern Lesern und Beschauern ebenfalls so gut werde; besonders in Augenblicken des Mißmuths, dessen Druck Jeder empfindet, wenn auch der Eine seltener, der Andre öfter, je nachdem Jener vom Glück auf den Händen getragen, Dieser von ihm vielleicht gar mit Füßen getreten wird, was man indeß nicht ohne Weiteres annehmen, sondern sich tüchtig wehren muß. Es geht freilich zuweilen

in der Welt so, daß noch heut auf die Glückskinder das alte Sprüchwort paßt:

„Schlüg' er das Glück auch vorn hinaus,
Es schleicht von hinten ihm wieder in's Haus!".

— wogegen von den in der Volkssprache sogenannten Pechvögeln ein andres altes Sprüchwort gelten könnte:

„Zög' er das Glück durch's Fenster in's Haus,
Bequemer zieht's durch die Thür wieder hinaus!"

Wohl dann dem, der unter allen Umständen sich den heitern Sinn in einer Reinheit bewahrt, wie sie besonders aus dem letzten der Köpfe spricht. Wir haben aber zuerst einen Alten vor uns, einen Groß- oder wohl gar Urgroßvater, und nachstehend, wenn wir erst erzählt haben, warum Beide lachen, dessen Frau.



Beide freuen sich wahrscheinlich über einen Witz ihres Enkelchens, so einen Witz, über den sich eigentlich nur die Großältern freuen, weil denen alles Freude macht, was ein Enkelchen thut. Es hat nämlich gesagt: „Großvater, du hast doch noch Zähne, aber Großmutter nicht, die muß dich im Leben viel gebissen haben!"



Und das entzückte Großmütterchen lacht mit und denkt bei sich: 's ist doch ein kluger Junge! Sie sagt es auch wohl, und verdirbt ihm mit solchen eitlen Reden den Kopf, und mit dem Zuckerbrod, was dem Enkelchen seine Witze einbringen, auch noch den Magen. Dergleichen erlebt man tagtäglich, und wenn nun die sogenannten Flegeljahre gekommen sind, dann wundert man sich, daß der Nagel der Eitelkeit, den man allmählig immer mehr befestigte, endlich so haftet, daß ihn nicht mehr Worte, sondern nur die weh- und wohlthuenden Anstrengungen des Schicksals wieder lockern und endlich herauswerfen können, wenn nämlich nicht der ganze Mensch zuvor darüber zu Grunde geht.

Großväter und Großmütter mögen sich also freuen über die kecken, oder wenn sie wollen, klugen Reden ihrer Enkelchen; sie mögen aber vorsichtig seyn mit den preisenden Worten, damit sie nicht die alte Schlange nähren, welche in der Eitelkeit wohnt: denn diese ist es, welche uns Erkenntniß vorspiegelt, und endlich nur zur Sünde führt.



Ein Lachen andrer Art spricht aus diesem Kopf. Das ganze Gesicht, das verlotterte Haar, die prunkende Feder darauf, das Alles verkündet: wir haben es mit einem frivolen Wesen zu thun, das auch besonders über Frivolitäten lacht. Was man diesem Gesicht gegenüber Alles erzählen kann, das möchten wir dem Papier nicht anvertrauen, möchten es überhaupt nicht erzählen. Schwerlich aber hält dies leichtsinnige Lachen aus für das ganze Leben; mit dem letzten Reste des äußern Reizes werden sich diese Mienen ganz anders gestalten, und wenn ein mehr als lockeres Treiben endlich mit dem Elend schließt, werden Mangel und Vorwürfe die Verzerrung, die selbst in dieser Lustigkeit sich schon andeutet, schärfer ausbilden, und in den Zügen wird dann die Warnung zu lesen seyn:

„Die Buhlerei und lüderliche Freud'
Ist aller Orten nur kurze Zeit;
Sie führt vom letzten Freudenmahl
Zum Bettelstab und zum Spital:
Das ist dein End', wenn Sitt' und Schaam
Von deinem Leben Abschied nahm."

Viel besser behagt uns das Lachen dieses lustigen Bauern- oder Schulzen-Gesichts.



Man sieht, der Mann, der dies Haupt trägt, hat eben einen gutmüthigen Schwank ausgeführt, der an sich nicht viel sagen will, aber ihn durch und durch in Wonne versetzt. Oder er hat auch nur einen Schwank erzählen hören, der ihm recht innerlich behagt, so einen, den er sich zutraut, auch ausführen zu können, etwa den folgenden, der uns eben einfällt:

Hans geht in aller Frühe aus
Und eilt in Nachbar Veltens Haus.
Er pocht. — „Gevatter, schlafet ihr?" —
„Ich schlaf' — allein gesetzt, ich wäre wach,
Was möchtet ihr wohl dann von mir?" —
„Nur euer Pferd! Ich muß nach Kustenach,
Denn durst'ge Zecher warten dort auf mich!" —
„In diesem Fall, Gevatter, schlafe ich!"

Es herrscht in den kräftigen Zügen die reine Jovialität, die sich allenfalls an Nichts und wieder Nichts ergötzt, aber ihren Inhaber zu dem glücklichsten und zufriedensten Menschen macht, der auch im Schlimmsten das Gute erkennt und überzeugt ist:

„Wohnt Treu' in dem Herzen und Ruh' im Gewissen
Sind nimmer die Saiten der Freude zerrissen!"

Bild zu einem alten Spruch.



„Hier könnt ihr schau'n, wie Jedermann
Das Fasten wohl bestehen kann;
Jedoch sollt ihr zu Gottes Ehr'
Schlampamperei vermeiden sehr.
Genügen mag zu eignem Heil
Von Weltlust euch bescheiden Theil;
Sonst gebet ihr die Seele drauf,
Und in dem ird'schen Erdenlauf
Euch früh der Körper auch vergeht,
Wie ihr am Bruder Pförtner seht!"

Neujahrs-Lied.

So singen wir, so trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Wir lassen drüben Gram und Leid,
Und nehmen mit die Fröhlichkeit
In's neue Jahr!

So singen wir, so trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Die Freundschaft geht von selber mit,
Begleitet treu uns Schritt für Schritt
In's neue Jahr!

So singen wir, so trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Die Hoffnung wartet unser dort,
Sie sprach: „Komm mit, ich ziehe fort
In's neue Jahr!

So singen wir, so trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Und wer es rein beginnen kann,
Der fängt mit Gott voll Muth es an,
Das neue Jahr!



Anzeigen.

Bei uns sind unter andern folgende Werke erschienen:



Der Himmel auf Erden.

Weihe der Andacht zur Tröstung im Leben und zum Frieden der Seele, von J. F. Voß. Preis: 5 Thlr.

Seit Witschels „Morgen- und Abend-Opfern" ist kein Buch erschienen, an welchem sich Herz und Seele des Menschen so stärken und aufrichten könnte als an diesem. Es empfiehlt sich zu einem der werthvollsten Familien-Geschenke.

Unser Heiland Jesus Christus.

Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. 23 Bogen. Preis: $\frac{1}{3}$ Thlr.

Das Leben, Wirken und die Lehren des göttlichen Stifters unsrer Religion, Alles das ist hier in einfacher Weise zusammenhängend dargestellt, und jede Quelle zur Vollständigkeit benutzt worden. Damit auch die weniger Bemittelten dieses in Rath und That erfrischende Werk sich anschaffen können, haben wir dessen Preis so gestellt, wie nur die Hoffnung auf eine allgemeinere Theilnahme es erlaubt.



Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von Karl Simrock.

Zwei Bändchen. Preis: 1 Thlr.

Jeder Deutsche ... das vorzüglichste der ältern Gedichte seines Vaterlandes kenn... es ist die beste und zugleich wohlfeilste Uebertragung in unser jetziges Deutsch.



Ueber

Ursprung, Wesen und Erfolg
des
Schiedsmanns-Instituts
im
Preussischen Staate.

Zur Belehrung für Schiedsmänner und Alle, welche davon Kunde nehmen wollen.

Von dem Regierungsrath Dr. Jancke.

Preis: ⅙ Thlr.

Für jeden, der Schiedsmann ist, oder über diese Institutionen sich unterrichten will, eine höchst zweckmäßige Schrift.



Liederbuch für deutsche Künstler.

Das will sagen: ein Liederbuch, in welchem von Künstlern das Beste zusammen getragen ist, was die Deutschen an Volksliedern haben. Die Melodien sind in Noten dabei, und viele Vignetten dienen zum Schmuck des Buchs.

Preis: 1⅓ Thlr.


Princeton University Library
32101 066117647

